

Charakteristisches Völkerlexicon

oder
Sitten- und Völkergebräuche
der
neuesten Zeiten.

Nach dem Französischen des Herrn Sabbathier.



Bayreuth,
verlegt Johann Andreas Lübeck, 1778.



Dem

Hochwolgebohrnen Herrn

Herrn

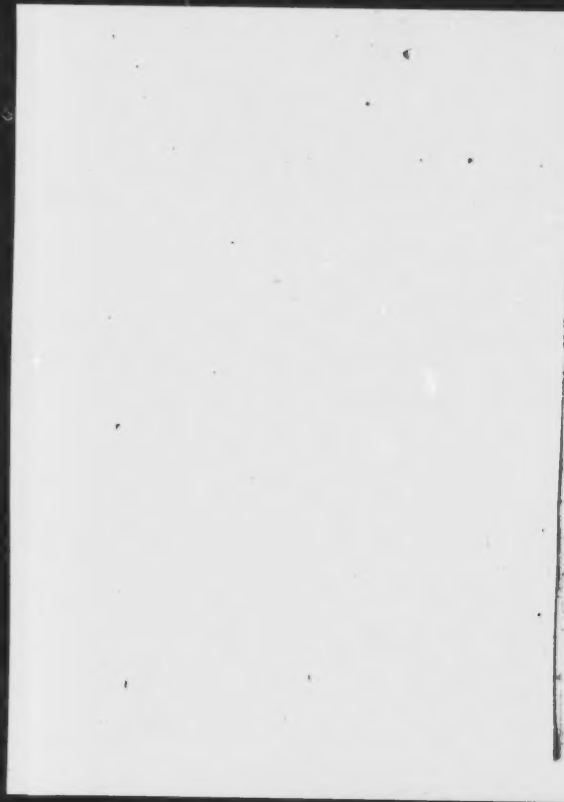
Johann Lorenz
von Seefried,

Er. Hochfürstl. Durchlaucht des regie-
renden Herrn Marggrafen zu Brandenburg,

Onolz- und Culmbach ꝛ. ꝛ. hochbe-
trauten Geheimen Rath

ꝛ. ꝛ.

Meinem gnädigen Herrn.



Hochwolgebohrner Herr!

Gnädiger Herr!

Erw. Excellenz geruhen, diese Arbeit mit Nachsicht und Wohlgefallen aufzunehmen, welcher Hochdero Namen vorzusetzen mich unterfangen: Die erhabenen Posten, welche Erw. Excellenz mit so großem Ruhme und zu so vieler Ehre des Landes bekleidet, haben Hochdenenselben nicht alleine die feinste Weltkenntniß erworben,

a 3 worben,

worben, sondern auch das Glück verschaffet,
in und außer Europa herrschende Nationen
kennen zu lernen. Ew. Excellenz kommt
es also vor vielen andern zu, den Werth dieses
Buchs zu bestimmen, und zu entscheiden, ob
der Verfasser in seinen Schilderungen getreu
gewesen. So vollkommen nun dieser Bewe-
gungsgrund mein Unternehmen rechtfertiget,
so erwünscht ist mir auch diese Gelegenheit,
Ew. Excellenz und Hochdero vortreflich-
sten Frauen Gemahlin dadurch ein geringes
Zeichen meiner lebhaftesten Erkenntlichkeit

vor

vor aller Welt aufzurichten, und für die vielen mir und den Meinigen erwiesenen Gnadenbezeugungen den wärmsten und unendlichsten Dank, der mein Herz ewig erfüllen wird, laut und öffentlich zu erstatten. Der Allerhöchste erhalte Hochdieselben in aller Zufriedenheit bis an das entfernteste Ziel menschlicher Tage, und lasse Sie das Glück des getreuen Patrioten und den Lohn des frommen Christen noch lange in wahrer Ruhe und vollem Seegen genießen. Dann nur werde ich zufrieden und glücklich seyn, wenn

dieser herzliche Wunsch in seine ganze Erfül-
lung gehet, und ich mich ferner mit tiefem
Respekt nennen darf

Ew. Excellenz

Bayreuth den 25 Jenner
1778.

unterthänig gehorsamster
Johann Andreas Lübeck.



Prospektus.

Die Arbeit, welche Herr Sabbathier über sich nahm, war leicht, das Sittengemählde der ersten Welt in ihrem Wiegenalter bedurfte nur die Kontoure, welche noch ohne Licht und Schatten stark genug auszeichnend waren, um Nichtigkeit und hinlängliche Ideen zu geben. Er durfte nur die Sitten- und Völkergebräuche der wenigen bekannten Völker sammeln, so wie sie von seinen Vorgängern erzählt worden waren, um eine eben so leichte als nützliche Kompilation zu liefern, dazu der Apparat stückweise von einer Menge Vorgänger aufgehäuft war. Die Methode mußte einem so leichten Plan entsprechen, und eben so kunstlos, ohne starke Kolorite, ohne tiefe Reflexion, nur einem fruchtbaren Wiesenbach gleichen, der die Gegenden, in welchen sein Wasser in angenehmen Krümmungen verweilt, nur obenhin trinkt, und nicht bis an die tiefen Baumwurzeln dringt. Die Absicht war nicht, Geschichtsforscher und Kenner der



höhern Antiquität, aus deren Quellen er geschöpft hatte, zu führen, sondern die Jugend durch eine moralische Aussicht über die Völkergeschichte mit dem nützlichsten und zur Erziehung brauchbarsten vom rohen Naturstand, von der fortgehenden Bildung durch Geseze, von dem Aufwachs durch ihre sittliche Befolgung, vom Reichthum durch Handel, von Vergrößerung durch Eroberung, und von denen durch Künste und Wissenschaften entstandenen Gebräuchen und Gewohnheiten, in einem simplen ungeschmückten Vortrage zu unterrichten.

Wir folgten ihm sowohl in unserer Uebersetzung, als in der Vermehrung seines noch sehr unvollständigen Werks, Schritt vor Schritt: sein Gang war gewöhnlich auf einer starkbetreten Bahn, oft nachlässig, aber allezeit natürlich, und seine Führung mit Klugheit gewählt, und der guten Erziehungsmethode gemäß. Gegenwärtig, da wir seines Werkes Fortsetzung unternehmen, kann der Plan nicht mehr eben derselbe seyn. Er scheint leicht, weil wir das Original vor uns haben, dessen Kopie wir entwerfen sollen, weil uns eine Menge pragmatische Führer zur Geschichte begleiten, und gleichwohl ist Plan, Methode und Ausführung ohnweit schwerer, als der erste Anblick vernuthen läßt. Wir haben einen hundertäugigen Argus zu mahlen, einen Proteus, dessen Gestalt sich so oft, als die Farben des Kameleons verändert. Die Drapperie ist so reich und mannichfaltig, daß das schärfste Auge die eigentlichen

Um-

Unrisse der Natur, die von Kunst und Verstellung überdeckte Originalität nicht allezeit zu unterscheiden vermag. Der allgemeine politische Zusammenhang, der Handel, die Schifffarth, die Wissenschaften, die Manufakturen, die Nachahmung alles dessen, was bey jedem Volke das beste in Anstalten ist, die gleichförmige Erziehung haben jedem Volke mit dem andern in Europa so viel Aehnlichkeit gegeben, daß wer eine Hauptstadt gesehen, einen Hof besucht hat, das Sittengemählde aller andern erblickt, und die Hofgebräuche der meisten übrigen kennt.

Um also in das eigentlich Nationalcharakteristische einzudringen, welches die Sitten, so wie diese die Lebensart, die Denkungsart, und folglich die Regierungsform bildet, und die Gebräuche erhält, müssen die ersten Wahrheiten der Naturanlage, so wie Lage und Himmelsluft jedes Volk richtet, vorher festgesetzt werden, und aus dieser Skizze das groesse Gemählde angelegt werden.

Die Fruchtbarkeit des Landes, die Lebensart der Einwohner, die Beschaffenheit ihrer Körper nach der Landsart und Lage, die Denkungsart der Menschen, nach der Art der Erziehung, und der herrschenden Religion, dieß sind die wahren und unveränderlichen Quellen, aus welchen die Regierungsform nothwendig in den weichen und wollüstigen Morgenländern allezeit sklavisch, in den harten und dürstigen Nordländern allezeit freyer, und die gute Sittenrichtung den gemäßigten Himmelsstrichen
eigen



eigen seyn muß. Die heisern Länder, welche einen Ueberfluß an allen Früchten haben, die wenig Wartung bedürfen, begünstigen die Unthätigkeit, die Wollust, die Verzagtheit, und folglich die Unterwerfung unter die einherrische Regierung. Eben dieser Ueberfluß der Länder in den Händen der Monarchen, die im höchsten Pracht mit alleiniger Gewalt leben, giebt ihnen die Gewalt, ein weiches und müßiges, folglich unfähiges Volk im Gehorsam zu erhalten. Die Rauigkeit der nordischen Himmelsluft, welche die Erde eisern, und die Einwohner dürrt, aber abgehärtet, gewohnt zum Mangel, kühn und streitbar macht, läßt ihnen mit der Wollust zugleich jede Einschränkung ihres einzigen Gutes der Freyheit verachten.

Eben so bestimmt die Lebensart, die daraus entsteht, Charakter und Sitten der Nation. Ein Volk, das bloß von Viehzucht, wie die asiatischen wandernden Horden, von der Jagd, wie die wilden Berg- und Waldbewohner, vom Fischefang, wie die Küstensahrer, lebt, wird ohnweit freyer denken, mäßiger leben, und folglich schwerer regiert werden, als ein Volk, das im Ueberfluß des Feld- Wein- und Gartenbaues lebt, reiche Heerden, zahlreiche Familien, wohlgebaute und mit allem Ueberfluß der Weichlichkeit angefüllte Häuser besitzt. Die ersten, von Natur kriegerisch, werden ihre Nachbarn unaufhörlich beunruhigen, oft plündern, und, wie die Geschichte lehrt, allezeit überwinden. Die letztern
vom



vom Ueberflusse vermöhnt, von Wollust verzärtelt, und einmal unter dem Joche, das sie abzuwerfen zu unvermögend und faul sind, werden allen Ueberflusse gern den Händen ihres Regenten anvertrauen, um sie gegen die Plünderungen ihrer Nachbarn zu beschützen. Je schwächer und kleiner ein Volk ist, je nothwendiger ist die Vertheilung der Regentschaft unter die Häupter der Stämme, je grösser die Nation ist, je sicherer wird ihr allgemeines Beste von einem Haupte, dem die Regierung anvertraut ist, besorgt.

Dieser Grundsatz bestätigt sich durch die ganze Zusammenfertigung der Völkergeschichte. Die Demokratie war allezeit unter den Originalvölkern zuerst, und sie ist unter den wilden Völkerschaften noch üblich, die Aristokratie folgte, so bald sich ein Volk bis zur Bekriegung anderer erhob, und sie ist noch in den mässigen und kleinen Staaten das sicherste Panier der Freyheit. Die Monarchie entstand, nachdem das Volk zu mächtig, und der Staat zu unbeschränkt ward, um die Volksversammlung, und die gemeinschaftliche Angelegenheit verschiedenen Häuptionen anzuvertrauen, sie ist auch in allen grossen Staaten nach dem Verhältniss der Grösse, der Fruchtbarkeit, der Himmelsluft, der Erziehung, der Religion und der Lebensart, desto willkürlicher und erblicher, je unterdrückter, hingegen wahlmässiger und eingeschränkter, je kleiner das Volk ist.



Die Nahrung ist ein dritter Grund, der die sittliche Verfassung bestimmt. Alle heiße Länder haben einen Ueberfluß an Früchten, und Mangel an Aufwand ihrer Einwohner. Ein Spanier wird zweymal so lange mit dem auskommen, was ein Teutscher in einem Tage verzehrt, ein Persianer wird nicht die Hälfte von dem brauchen, was der ungnügsame Europäer verthut, je ärmer sein Land, und je kümmerlicher seine Nahrung ist. Ein Engländer braucht dreyimal so viel als der delikate Italiener. Je weniger die heißen Länderbewohner Nahrung bedürfen, je nährend und erquickender ist ihr Unterhalt. Von der Linie nach den Polen zu, nehmen die Früchte an Geschmack und Güte, so wie an Nahrungskräften ab. Die Aethiopischen Hülsenfrüchte sind weit reichhaltiger, als die Französischen, und diese wieder weit vortreflicher, als die Norwegischen. Aus diesen Ursachen muß die Verschiedenheit der körperlichen Konstitution, der geistigen Fähigkeiten, der Denkungsart, und folglich der Sitten erklärt werden, die sich nothwendig nach Himmelslust, Lage, Regierungs- und Erziehungsform, so wie nach dem Einfluß der Nahrungsmittel, auf die verschiedene Organisation richten müssen.

Eben so viel Einfluß auf die Sitten hat die Lebensart, welche sich nach den Produ'ten des Landes richtet. Ein bloß ackerbauendes Volk ist das elendeste von allen Völkern, es ist der Sklaverey, dem Aberglauben und der Dürftigkeit bloßgestellt, es be-

stellt

stellt den Geldbau um desto schlechter, da der Getreidezuwachs das einzige Erhaltungsmittel ist, das die Plünderung der Grossen um desto unerträglicher macht, da der Landmann an seine Hufe gefesselt ist. So ist die Türkei, so ist Pohlen, so ist Sicilien, und so war ehemals Frankreich, ehe Kolberts Genie mit der Anlage der Manufakturen den Reichthum verschafte, den bloßer Geldbau in dem reichsten und fruchtbarsten Boden allein nicht zu schaffen vermag. Uebermäßige Auflagen und Verwilderung der Sitten oder vielmehr Unmöglichkeit, daß der Körper gleichförmig gut genährt wird, wenn alle Säfte nach dem Kopfe oder der Regierung gezogen werden, ist die Ursache, daß der bloße Geldbauer in jedem bloßen Ackerbaulande nur die Form der Menschheit übrig hat. Manufakturen, Kunstfleiß und alle Gewerksarten werden als verächtlich von einem Volke angesehen, das damit unbekannt ist, der Vorschuss fehlt immer, wo eine unglückliche Erndte die Erwartung getäuscht hat, die Verschuldung zieht mit der Zeit die Entblösung nach sich, der Unglückliche muß alles erdulden, was ihm der Mächtigere auslegt, der durch die Verpfändung Herr über Güter und Leben des Geldmanns geworden ist. Dieß Verhältniß ist in allen Ländern, wo Gewerbe, Manufaktur und Handel blühen, ganz anders, und dieß führt uns auf den fünften Grund der Sitten.

Armes Land und republikanische Regierung und Sitten, Gleich in Manufakturen und Schiffarth, Friede, Stille, Sparsamkeit und Leerheit, einförmige Traurigkeit in der Geschichte ist immer beysammen. Die Völker der handelnden Länder, wie Holland und die Republicken, sind ganz fremd im Luxus, der von den übermäßigen Auflagen herrührt. Ihre Regierungsform ist die sparsamste, ihre Sitten bleiben in beständiger Gleichheit und Einfalt, sie führen natürlich zur Bescheidenheit und Stille, so wie die Sitten anderer erobernder Länder zum Aufwand und Pracht leiten, und die Quellen der Ungleichheit werden. In fruchtbaren Ländern zeigt sich beständig Ungleichheit der Stände, Aemter, Würden, Ehre, Ruhm, monarchische Regierung, große Revolutionen und eine reiche Geschichte. Eben das findet sich im ganzen Naturreiche, in fortgehender Analogie. Alle Bäume und Stauden, die ihr Laub im Winter behalten, haben dünne, magere, dunkelfarbige Nadelblätter, sie haben ein republikanisches immer einförmiges Ansehen: alle Bäume hingegen, die ein volles, lustiges und prächtiges Laub haben, lassen es fallen, so bald die üble Bitterung eintritt. Die monarchischen Pflanzen haben gleiches Schicksal, als die monarchischen Staaten. In handelnden Ländern giebt es weder gute noch böse Jahre. In ihren unfruchtbaren Landestrichen, wie Genua, Genf, Holland, ist alles theuer, aber der Umsatz, der Transport, das Leben auf der See, die Pro-
plantie



Plantierung aus allen Ländern giebt ohnweit mehrere und leichtere Mittel, und wenn sich ein Land in Europa über Mangel beklagt, so freuet sich der Amsterdamer Banquier, der den Ort des wohlfeilen Preises gewiß irgendwo zu finden weiß.

Diese Bemerkungen sind allgemein und passen auf alle Länder, ausgenommen auf England, welches, wie ehemals Rom, die Ausnahme von allen andern Staatssystemen ist. Es ist die künstlichste Maschine der Politik, die vielleicht jemals in der Welt war. Das Land ist zugleich vollkommen im Geldbau, in Manufakturen, in der Kriegswissenschaft und in der Handlung, es ist seiner Größe ohngeachtet bey nahe aus lauter Häfen zusammengesetzt. Alles ist sonderbar in diesem Lande; — Sitten, Charakter, Land, Himmelsstrich, Früchte, politisches Verhältniß, Stärke, Schwäche und Wirkung von dem allen ist ein Räthsel in diesem sonderbarsten aller Länder, dessen Volk so ausschweifend ist, daß es seine Reichthümer aus Bengalen zieht, um sie auf dem Neumarkt im Pferderennen zu verspielen, das auf geringre Zinsen aufborgt, während daß es seine Schulden von Alters her nicht bezahlen kann, das nur Ueberfluß an Getreidebau hat und nichts davon verthut, das keinen Weinwachs hat und bis zum Uebermaß trinkt, das keinen Zoll aufs Brod legt und alle Einfuhre von fremden und inländischen Getränke durch übermäßige Auflagen erschwert, und gleichwohl deswegen weder jemals mehr an Brod
b
ver.



verthut, noch weniger trinkt, das allen andern Völkern zum Widerspiel, bey seinem beständigen Kornhandel, doch seine Truppen immer unterm Gewehr hält.

Londen und Amsterdam, können als die Waarenlager der ganzen Welt genannt werden, doch so, daß die Macht Englands täglich steigt, und der Holland der Handel fällt. Diese Abnahme rührt vermuthlich von der wachsenden Uppigkeit und vom abnehmenden Fleiß und Einigkeit der Holländer her. Jeder ist auf seinen Privatvorthail bedacht, ohne auf das allgemeine Beste zu sehen, darzu kommt, daß man in andern Ländern mehr auf den Glashbau und auf Schäferereyen hält, überall Fabriken angelegt werden, und die Arbeit wohlfeiler ist, als in Holland. Der französische Handel könnte beträchtlicher seyn, wenn sich die Nation die Menge der Einwohner mehr zu Nutzen zu machen wüßte. Ihr Stolz verhindert sie daran. Der Adel glaubt, die Handlung sey ihm unanständig, da hingegen in Holland und England alles handelt. Der Handel der Franzosen erstreckt sich überdem hauptsächlich auf Pracht und Uppigkeit, und für diese zu arbeiten lernen jeho alle Nationen. Die Türken ließen sich von den Engländern im Handel beherrschen, so lange Cromwel sich hervorthat, denn nichts kann grössere Achtung bey ihnen verschaffen, als grosse Thaten. So bald sich Holland rühmte, daß es zwei Potentaten, nemlich



lich Spanien und Portugal bekriegt hätte, so erlangte diese Republik, die anfänglich England nur empfohlen hatte, die Oberhand über seine Empfehler. Der jetzige preussische Monarch liefert einen neuen Beweis dieses Satzes. Holland scheint sich zum Faktor aller übrigen Völker gemacht zu haben. Es fühlt sein Unvermögen und ist ungünstiger auf den Beytritt fremder Völker, als jeder anderer Staat, weil sein Handel nicht anders als durch die Zerstörung der Handlung anderer Nationen bestehen kann. *)

Wir haben uns im vorstehenden Werke vornehmlich beflissen, die Analogie unter dem Charakter und aus den daher entspringenden Nationalvortheilen, oder Rücksällen der Völker sehen zu lassen. Andre vor uns haben diese Arbeit zwar Stückweise, aber nicht in diesem allgemeinen Plan versucht. Einige Reisende haben die bereisiten Länder vortreflich studiert, sie sind aber in die Prevostische Weitläufigkeit und in la Portens seines Fortsetzers Vandrei'sche Nachahmung la Martinierens verfallen. Die Reisenden selbst haben bald eine handelschaftliche, bald eine politische, bald eine gelehrte Untersuchung zum Gegenstand, und das eigne Nachdenken wird, so wie das Reisen, in unsern Zeiten immer seltner.

Es scheint also nicht unnöthig, sondern aus vielen Hinsichten nothwendig, die aufgehäuften neuen

b 2

Bruch

*) s. die Elements du Commerce und Rays Geschichte der Handlung.

Bruchstücke und Schätze der neuesten Reisebemerkungen in einen compendieusen und guten geordneten Vorrath zu sammeln, und denen, welche das wichtigste Studium, nemlich die Kenntniß der Menschen, betreiben wollen, ein Elementarwerk zu liefern, das fähig ist, einige hundert, entweder veraltete, oder auf unsre Verfassung nicht mehr passende sowohl, als einige tausende Reisebeschreibungen, die Chronicken oder Tagebücher undenkwürdiger Sachen enthalten, entbehrlich zu machen. Diese Absicht allein wäre schon hinlänglich, ein Buch zu empfehlen, wenn es auch weiter keine Verdienste hätte, die ihm eine sorgsame Wahl dennoch vorzüglich gewähren zu können scheint.

Da übrigens im Vortrag der Artikel der Kürze und Absicht wegen von einigen zum Verständniß nöthigen Dingen nichts gesagt worden ist, so können nachfolgende allgemeine Nachrichten nirgendwo besser, als hier, zum Aufschluß und zur Vergleichung unter einander, stehen. Viele Völker haben ihre besondre Art zu rechnen und zu zählen, und da diese Maasse und Zählungsarten sehr oft vorkommen, so ist zu bemerken, daß die ganze Fläche des Erdbodens 9,281,333. geographische oder teutsche Meilen beträgt. Der Aequator, welcher in 360. Grade getheilt wird, hält auf einen Grad

10; schwedische Meilen.

13; ungarische Meilen.

- 15 geographische oder teutsche Meilen.
 17 schlesische Meilen.
 17½ spanische Meilen.
 19½ niederländische Stunden Gehens.
 20 niederländische, englische und französ. Seemeilen.
 22 polnische Meilen.
 25 gemeine französische Meilen.
 60 gemeine italienische Meilen.
 66½ türkische Meilen oder Berri.
 69,4 oder 70 engländische Meilen.
 104½ russische Meilen oder Werste.

Eine geographische Meile enthält 2807. französische Toisen, oder 22842. Schuhe, welche 1969. rheinländische Ruthen oder 23628. Schuhen gleichen. Nähere Bestimmungen gehören in die Geographie, und soviel sich vom Umfang eines Landes nach der neuesten Erdmessung sowohl, als von desselben Nationalmacht, Intradon, Volksmenge und andren Relationen sagen läßt, die Handlung, Politick und Gesezlichkeit angehen, ist in den Notizen beygebracht worden, wo ein Artickel dieses Umstandes gewiß ist und der Erläuterung bedarf. H. A. R. Büsching ist dabey unser Führer gewesen.

In Ansehung der Berechnung des Geldes, ohne dessen Kenntniß wenig vom Finanzwesen jedes Volks, von seinem Reichthum, Handel und Verhältniß zu verstehen ist, zählt man in

Dänemark, auf eine Mark 16 löbische Schillinge, 4 Mark auf eine Krone, und 6 Mark auf einen

nen Reichsthaler, 2 Thaler auf einen neuen Courant Dukaten.

in England, 21 Pencees auf eine Guinea und 12. 1 Schilling. (Ein Pfund Sterlings, ist eine eingebildete Münze zu 20 Schillingen, die nach hamburgischen Courant 5, oder nach sächs. Gelde 6 rthlr. ausmacht.)

in Frankreich, 3 Deniers auf einen Liard, 12 auf einen Sol in Kupfer, 20 Sol auf einen Livre oder 2 Francs, 5 Livres auf einen kleinen, 6 auf einen Laubthaler, 4 Laubthaler auf einen neuen Schildlouisd'or zu 6 Conventionsrthlr.

in Holland, 6 Stüber zu 1 Schilling, 20 Stüber oder 8 Pfennigstücken zu 1 Gulden, 28 Stüber zu 1 Goldgulden, 30 Stüber zu 1 Thaler, 2 Gulden 10 Stüber zu 1 Reichs. oder Albertusthaler, 5 Gulden 4 St. zu 1 Dukaten, 14 Gulden zu 1 Ruyder.

in Italien, nach Lire oder 7 St. und Scudis. 6 Lire thun 1 Dukaten.

in Portugall, nach Rees in Kupfer. 1 Hum Bindem hat 20, 1 Meyo Costaõ 50, Tres Bindens 60, 1 Hum Costaõ 100, Seis Bindens 120, Doze Bindens 240, Tres Costaens 300, 1 Crusado novo 480 Rees in Silber; 1 alter Crusado in Golde hat 400, 1 Crusado novo 480, 1 Dido Costaens 800, 1 Quartinho 1200, 1 Dazaseis Costaens 1600, 1 Mega Moeda 2400, 1 Dobras 3200, Moeda di Duro



Duro (Moidor) 4800, 1 Dobraß (Doublon) 6400
Rees.

in Rußland, 100 Kopelen auf 1 Rubel, Pri-
ven von 10 Kopelen, Quart, halbe, und ganze Ru-
bel in Golde, 2 Rubelstücken, Dukaten zu 2 Rubel
25 Kopelen, halbe zu 5 und ganze Imperialen zu 10
Rubeln, Livonesen zu 96 Kopelen.

in Schweden, nach Reichsfuß. Ein Thaler
Silbermünze, ist eine eingebildec Münze von 32
Silberöhrn.

in Spanien, 2 Maravedis 1 Ochava, 4 Ma-
ravedis 1 Quarto in Kupfer, Diez Quartos y media,
deren 4, 5 Reals de Vellon ausmachen, Peso gordo
von 20 Reals oder grosse Piaster. 15 Reals de
Vellon, machen den ordentlichen Piaster aus, 1
Palakou oder Cornú, macht 58 Stüver, im Nie-
lande. 20 Reales de Vellon, machen den Peso
duro in Golde, oder den Escudo de oro, 20 Pesos
und 10 Quartos oder 300 Real und 10 Quartos,
machen die größte Goldmünze den Doblon de a Ocho.
Auf 1 Speciesdukaten gehen 2 Pesos, und 1 oder 2
Real. Ein Escudo de Vellon, ist eine eingebildec
Münze von 10 Reales de Vellon.

in Teutschland, hält das schwere Kourant-
geld in Hamburg, Lübeck, Mecklenburg und Hol-
stein, gewöhnlich 16 Schillinge auf eine Mark, und
drey Mark auf einen Thaler. Der leichte Reichs-
fuß theilt sich in den österreichischen, in den Leipziger



allgemeinen, und in den besondern Reichsfuß. Ein Reichsthaler besteht aus 90 Kreuzern, oder 36 Mariengroschen, oder 30 Kaysergroschen, oder 24 guten Groschen.

in Ungarn, hält ein Kaysergroschen 5 Ungarisch, oder 4 Gröschel, oder 3 Kreuzer, oder 2 Poltraken, ein Siebner 7 Kreuzer, ein Siebzehner 17 Kreuzer, ein Kurtaforint 50 und ein Magparforint 51 Kreuzer, theils rheinische Gulden, welche in Niederungarn 20 und in Oberungarn 24 Groschen gelten. Seit 1771 werden 20, 10, und 5 Kreuzerstücke geschlagen. Ein Kremnitzerdukaten, gilt 4 Gulden 12 Kreuzer, ein Nagy Banyerdukats 2 Kreuzer weniger, und ein türkischer Dukats nur 3 Gulden.

in der Turkey, machen 120 Asper oder türkische Ackschee oder Weispfennige, einen sogenannten Löwenthaler aus, oder 100 Asper gehen auf 1 Piasier oder Mines.

in China, hält 1 Syang oder Tael $4\frac{1}{2}$. Hamb. Mark, und 10 Mas oder 10 Condorins. Das Gold wird gewogen.

Die übrigen Sorten, welche nur gewogen und nicht gestempelt werden, lassen sich so wenig, als die in den Inseln der Wilden gewöhnlichen Muscheln, oder andere Aequivalente angeben, weil keine Vergleichung unserer Münzen statt finden kann.

Weitläufige Berechnungen von allgemeinen und verglichenen Rechnungsarten der Maasse und Gewichte, würden uns zu weit führen. Besondere
Be.

Bemerkungen über den Handel, über den Glor der Künste, über den Nationalreichthum, Kroneinkünfte, Volksmenge, Ackerbau, Manufaktur, Kriegswesen, wissenschaftlichen Zustand und besondere Relationen, die nur erst aus den neuesten Reisen bekannt, oder durch die allgemeiner werdende Eröffnung dessen, was man sonst für Staatsgeheimnisse hielte, — sind unter den verschiedenen Artickeln der policirten Völker, so fern es die Absicht und Kürze des Werks verträgt, angebracht worden, um das Allgemeine nicht zu weiterschweifig, und das Partiale nicht zu unvollständig zu liefern. Ausserdem haben wir die Voltairische Regel, (an welche sich alle teutsche Schriftbenten nur öfter erinnern möchten!) nicht in diesem Werke vergessen: le moyen d'enuyer c'est de tout dire.

Wir entfernen daher die allgemeinen und besonders nothwendigen Ausichten, die ein Werk dieses Art noch nützlicher als angenehmer machen können, bis auf die nächstens zum Druck fertige Anthropographie, in welcher die Theorie, welche aus den Abstractionen dieses Werks gezogen ist, nach Buffonischen und der meisten und größten Menschenkennern Grundsätzen, in der kürzesten Form geliefert werden, und als ein Hülsbuch zu diesem so wohl als zum Basedorwischen Elementarwerk erscheinen soll. Nur ein Wort bleibt uns noch in Ansehung der Bevölkerung und ihren Ursachen zu sagen übrig.



Herr Süßmilch bemerkt, daß die Anzahl der Gebornen allezeit die Listen der Gestorbnen übersteigt, und daß die Vermehrung der Menschen unaufhörlich fortwächst. Ohne Pest, Hungernoth, Kriege, Ehelosigkeit und Krankheiten, würde die Welt unendlich volkreicher seyn. Auf dem Lande zeigen die Geburtslisten, daß mehr Knaben als Mädchen, in den Städten hingegen mehr weibliche Kinder geboren werden. In den nordischen Gegenden, wo die Natur in allen ihren Erzeugungen geringer und kleiner wird, je mehr sie sich dem Pol nähert, sind die Menschen munterer, fester, gesunder und von längerer Lebensdauer. Der Norden ist daher immer *officina gentium* genannt worden.

In den heißen Ländern hingegen, wo die Mannbarkeit schon im achten, neunten, und zehnten Jahre entwickelt ist, verfällt die Natur geschwinder, und man erblickt selten Gesundheit und Alter in demjenigen Grade, der die freyen Vollustlosen Bergbewohner unter der ganzen menschlichen Gattung auszeichnet. Das Alter kan nach einer Analogie, die sich in der ganzen Natur zeigt nach den Jahren des Wachstums bestimmt werden. Je geschwinder der Wuchs seine Vollkommenheit erreicht, je kürzer ist die Dauer des Lebens. Die Ephemeronsfliege entwickelt sich in einigen Augenblicken, und überlebt nie den Untergang der Sonne am Tage ihrer Geburth. Der Schmetterling wächst in einer Stunde zu seiner völligen Größe, und seine Lebensdauer ist ein Sommer.

Der



Der Hund braucht drei Jahr, das Pferd sieben Jahr zu seinem Wachsthum, und der erste überlebt selten 12 bis 14. und das letzte 21 bis 24 Jahr. Der Mensch, der bis ins 24ste Jahr, oft noch länger fortwächst, erreicht 70 bis 90 Jahr. Der Elephant, einige Vögel und viele Fischarten reifen am spätesten und überleben 1 Jahrhundert, oft bis auf die Mitte des zweyten.

Der Vater Riccioli rechnet in seiner verbesserten Erdbeschreibung 1000 Millionen Menschen, die unsere Erdsfläche bewohnen, und zwar

500 Millionen in Asien.

300 Millionen in Amerika und Südland.

100 Millionen in Afrika.

100 Millionen in Europa.

Er bestimmt den Parcieuxschen und Süßmilchischen Tabellen gemäß *) die Zahl von

20 Millionen in Frankreich.

24 Millionen in Deutschland und Holland.

11 Millionen in Italien und den Inseln.

10 Millionen in Syrien, Dalmatien, Griechenland.

8 Millionen in Spanien und Portugal.

8 Millionen in den Nordländern.

7 Mil.

*) v. les Tables de Mortalité que M. Parcieux a faites a ce sujet. Riccioli a donné dans sa géographie reformée un Traité sur le nombre des habitants de la terre.



7 Millionen in England, Schottland und Irland.

6 Millionen in Pohlen.

6 Millionen in Macedonien, Thracien &c. &c.

Vom Klima, von der Nahrung und von den Sitten ist es, wovon die Unterschiede unter der menschlichen Gattung abhängen. Die Bewohner warmer Länder finden wir kleiner, trockner, lebhafter, munterer, wollüstiger und von durchdringenderm Verstande, hingegen weniger arbeitsam und von hintälligerm Leben, zeitiger im Wachsthum und zeitiger zu Krankheiten und zum Tode reif; ihre Weiber wollüstiger, aber weniger fruchtbar als der Nordischen, artiger, aber weniger regelmäßig schön als in den temperirten Himmelsstrichen; man sieht ein blondes Haar unter ihnen eben so selten, als ein braunes unter den Nordländern. Die Liebe ist im Orient ein blinder und stürmender Affekt, ein Bedürfniß, ein unwiderstehlicher Trieb und Ruf der Natur; in furias ignesque ruunt. In den gemäßigten Zonen allein, ist sie eine überlegte, sanfte Leidenschaft von Wahl und Vernunft bestimmt, zum sichern und längerem Genuße fähig. Die Orientaler können sich eher in kalte Länder gewöhnen, die Nordländer hingegen fast nie zu den erstern.

Herr von Voltaire hat in seiner Philosophie der Geschichte, alle Hülfsmittel der Ueberredungskunst aufgeboten, um uns zu beweisen, daß die Schwarzen eine ganz verschiedene Gattung Menschen

schen ist, die von den Weissen nicht abstammen kann. Herr von Buffon hingegen und Valmont de Bomare, die mehrere Gründlichkeit in der Naturgeschichte zeigen, bemerken die natürlichen Ursachen der Schwärze der Haut, als eine Wirkung der acht Monath langen brennenden Hitze, der Nacktheit der Haut, der salzigen Dünste, und der Speisen, welche Blut und Galle mit einer dunklen Farbe vermischen; und die Beweise, daß die Mohren sich entfärben, je weiter sie von den Wendkreisen abweichen und desto mehr bleichen, je näher sie dem Nordpol kommen; die Erfahrung, daß die Mohren, so wie die Weissen, roth von Haut, auf die Welt kommen, und nur von Luft und Sonne, oft von der Gewohnheit ihrer Mütter sie zu färben, oder mit einer oelichten Feuchtigkeit zu salben, die dunklere Farbe annehmen, hingegen eine Weiße niemals ein Kind mit einer Mohrenhaut auf die Welt bringt, scheinen Volcaires Gründe genugsam zu widerlegen. Die Haut der Mohrenkinder, ist wie anderer ungefärbter Kinder ihre, von der Geburt, den schwarzen Fleck auf dem Skrotum ausgenommen, welcher grau bey den Indianern, und lichtroth bey den Mulatten ist. Nur erst nach dem achten Tage, fängt sich die Haut an schwarz zu färben, und je weniger sie Luft und Sonnenschein ausgesetzt ist, je minder Schwärze sie annimmt. Die Ursachen sind äusserlich, und nicht bloß in dem negeförmigen Häutchen, inner.



innerlich zu suchen. *) Eben der Vär oder Kabe, deren Farbe schwarz bey uns ist, werden grau oder weiß, je näher sie nach dem Eispol ihre Haut und Farbe verändern.

Eben so wenig sind die Unterschiede der Statur, der Paragons und der Zwerggestalten der Lappländer, die Riesenknochen und die Nachrichten der Seefahrer, fähig, uns Begriffe von andern Menschengeschlechtern, als das aus einer allgemeinen Abkunft stammen könnte, zu erwecken. Der Ritter Jeaucourt, hat alle diese Wunder alter und neuer Scribenten im Artikel: Riesen in der Diderotischen Encyclopädie sehr gut abgefertigt. Schon zu Suetons Zeiten, war es nicht ungewöhnlich, Elephantenknochen für vermeintliche Riesenknochen auszugeben. Die Paragons sowohl, als die außerordentlichen Spiele der Natur, die zu unsern Zeiten gesehen worden, übersteigen nie sechs bis sieben Fuß aufs höchste, und die Lappen, die im äußersten russischen Gebiete wohnen, sind nicht leicht unter vier Fuß; Gestalten, die sich auch in andern Ländern und zu allen Zeiten, finden lassen. Herr von Haller bemerkt, daß auch in den außerordentlichsten Gestalten, die mehr Ausnahmen, als gewöhnliche Wirkungen der Natur in irgend einer Welt

*) v. le Traité de M. le Cat de la couleur de la peau humaine, et la part. 3^{me}. des Memoires de l'Acad. des Sciences de Paris. art. 13. année 1702.

Weltgegend sind, die Grösse nie über sieben bis acht rheinländische Schuhe aufsteigt. *)

Überhaupt sollte jeder, der die Menschenkenntnis zum Augenmerk hat, ehe das Sittenstudium angefangen wird, sich richtige Begriffe vom physischen Menschen zu verschaffen suchen, und sich in dieser Absicht Maupertuis *Venus physique*, Zarspeys, Wallisnieri und von Malpighi Bemerkungen über die Erzeugung empfohlen seyn lassen **), wovon sich hier der Kürze wegen nicht reden läßt.

Wenn man in der That die erstaunliche Verschiedenheit erwägt, die von der Geburt an bis zur nothwendigen Erziehung, unter den Menschen in den Gewohnheiten herrschet, so darf man sich nicht wundern, daß der Abstand vom gesitteten Europäer

*) v. l'excellente Gigantologie physique du Chevalier Hans Sloane inserée dans les transactions philos. n. 404. et la Gigantologie futile de Tarrubia de 1736.

**) v. l'hist. naturelle générale et particuliere de M. de Buffon: la Physiologie de M. Senac: l'anatomie d'Heister: l'ouvrage intitulé. Idée de l'homme physique et moral, les Instit. medicaly de Boerhave avec les commentaires et notes de Mr. Haller. la Bibliothèque de Manger à l'art. système sur la génération. l'Article, Animaux et Semence dans le Dictionnaire de Bomare.

päer bis zum Kanader grösser ist, als von diesem bis zum Baldmenschen, Orang-Outang, Jocko Pongo und Faun des Lynnaus. Die Verachtung gegen die Weiber, welche unter allen Wilden herrscht, die unglückliche Lage, in welcher sich diese armseelige Sklavinnen befinden, die ihren Kindern oft den Tod, als eine Wohlthat, gleich nach der Geburth geben, die tyrannische Gewalt, unter welcher das liebenswürdige Geschlecht bey den Morgensländern gehalten wird, die Verschneidung, Entmannung, Inthulation, Nymphotomie, die Amputation bey den Kaffern, der Verkauf der Georgier, Cirkasier und Mingrelie, in die persischen und türkischen Serails, die ungehligten Opfer, welche Unwissenheit und Zwang in Priasomanie und Nymphomanie stürzt, die unnatürliche Nahrungsart, und die noch unnatürlichere Erziehungsart, — wie viel Quellen von Elend, Verstandlosigkeit, Ungesundheit und Ausartung, wie entsetzlich würde die Zahl werden, wenn man berechnet, wie viele unserer Art den Lastern, den Begierden, dem Aberglauben, der Bosheit, den Gewohnheiten, den Sitten und dem, was die Menschen Gesetze nennen, aufgeopfert werden! Von der Helfte der Gebohrnen, sind die einen der Raub des Todes vor dem siebenden Jahr, und die andere Helfte das Opfer der Gebräuche, welche die Vernunft rechtfertigen will, oder die Unwissenheit ohne Untersuchung beybehält. Und wir sollten das Menschen-



schenstudium nicht unsern ersten Zweck seyn lassen, wenn wir ihnen helfen können?

Die Systemenschniede mögen den Menschen erniedrigen, wie sie wollen, ihn unter die Thierklasse herab würdigen, und die Thierseelen mit dem Geiste vergleichen, so sinnreich sie können; so zeigt dennoch Adel und Würde, Herrschaft über alle Reiche der Natur, fortgehendes Wachsthum und Verbesserung, selbst auch nur die äußerliche Gestalt, die Erhabenheit über alles Erschaffene, das vom Anfang der Schöpfung bis jetzt, in einem unerhöhten und unverbesserten Zustande geblieben ist, der Gang des Menschen, das Betragen, der Anstand, die Geschicklichkeit, die Fähigkeit, der Wis an die Stelle der mangelnden Kräfte gesetzt, — die Bezähmung aller, und sein Leben in allen Elementen, — die Vervielfältigung und die grenzenlose Ausdehnung der Sinne, — die beständige Reigung und Fähigkeit zur Fortpflanzung, die kein Thier in diesem Grade und so lange behält, — der ganze erstaunenswürdige Mechanismus des Körpers, der bis auf neun Centner zu tragen vermag, die Lebenskraft, die bis ins achtzigste Jahr noch zur Zeugung fähig ist, — die unaufhörliche zunehmende Kraft des Denkens, der Anblick allein, welcher in seinen tausendartigen Veränderungen alle Affekten der Seele, durch ihren magischen Spiegel, die Augen, verräth, — Stärke und



Weisheit, die den Menschen adeln, Schönheit und Wiß, die seine Gehülfin beseelen; alles kündigt den Monarchen über die Schöpfung, alles das Gepräge eines Gottes an, der unsere Seele über die sichtbare Natur erhob, und unbegreiflich sich selbst in Erdenstaub hüllte; alles zeigt das Meisterstück der Natur, ihren Mittelpunkt und den König aller miterthafnen Kreaturen an; alles heißt uns den Menschen kennen zu lernen, als den wichtigsten und angenehmsten Zweck unseres Nachdenkens zu betrachten.





Zur ausführlichen Nationalkenntniß und Sittenbetrachtung der Völker, können folgende in gegenwärtigem Lexikon, theils gebrauchte, theils gelegentlich nachzuschlagende Schriften, als Hülfsbücher dienen.

Dorville, Geschichte der verschiedenen Völker, und ihrer gottesdienstlichen und bürgerlichen Gebräuche, aus dem Franz. 1776 übersezt, verglichen mit Houards und Bardons Costumes, welche in eben diesem Jahre übersezt worden sind.

Lacroix, Dictionaire der religiösen Gebräuche, ingl. das allgemeine historische Universallexikon von Zedler.

Lindingers, Charakter denkwürdiger Nationen. 1751.

Storcks Versuch einer Beschreibung vom Zustande ungesitteter und gesitteter Völker nach ihrer moralischen und physischen Beschaffenheit. 1766.

Wierleins, Betrachtung über den Nationalcharakter. 1767.

Schmids, Charakteristik einiger europäischen Völker, im 2ten und 3ten Bande des brittischen Museum, aus dem engl. 1766.

Charakteristik der merkwürdigsten asiatischen Nationen. 1776.

Scheidemantels, Staatsrecht nach der Vernunft und den Sitten der vornehmsten Völker. 1773.

Smitts, Untersuchung des Nationalreichthums. 1776.

Zimmermann, von dem Nationalstolz. 1768.



Dourxigné *Ridicule des Nations*. 1765 übersezt.
Soret *Essai sur les mœurs*. **Servan** discours sur les mœurs.

Les mœurs par **Toussaint**, cf. mit **Vauvenargues** und **Roussels** mœurs des femmes, zu welchen nicht ex instituto, sondern gelegentlich auch die zerstreuten Stücke in **Montesquious** Geist der Gesetze, und in seinen persianischen, in d'Argens jüdischen, chinesischen und kabbalistischen Briefen im **Düfresny**, **Martiniere**, **Büsching** und **Süsmilch**, gehören.

Möfers, Gemählde von den Sitten unserer Zeit, verglichen mit des **Brotier**, **Bletterie**, **Amelot** et **Bruys**, auch **Beaumellens** übersehten **Tacitus**, von den Sitten der Deutschen.

Stevens, vermischte Anmerkungen einer siebenjährigen Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland. 1750.

Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland. 3 Theile. 1775.

Burnage, Tagebuch einer musikalischen Reise durch Frankreich und Italien, vergl. mit **Reichards** musikalischen Reisen. 1775.

In Ansehung Italiens, sind die Reisen **Missions**, **la landes**, **Jagemanns**, **Beurrets**, **Marichalls** und von **Niedesels** nachzusehen, vergl. mit **Brideault** Sitten und Gebräuchen der Römer. 1776. und von ihrem Verfall **Catrou**, **Montesquiou**, **Vertot**, **le Moine d'Orgival** und **Herders** Preisschrift, mit dem

dem historischen und geographischen Lexikon von Italien, und Sabbathiers Sitten der Römer von 1777. Spaniens und seiner Einwohner Charakter ist von den Vertots, d'Orleans, la Puente, Rodriguez und Belasquez, vom Hrn. Prof. Diez übersezt, geschildert worden, s. auch Edward Clarks lettres concerning the spanisch nation. 1763.

In Betrachtung des englischen Charakters, sind Rapin Thoiras, Hümes, d'Orleans, Kannals Werke, Steewarts En quvige into the principles of political oeconomy zweymal teutsch übersezt, und der tour to London or new observations on England by M. Grosley translated by Nugent, ausser Steebens und Richters Werke, nachzusehen.

Legendre Moeurs et Coutumes des Francais dans les differens tems de la Monarchie, verglichen mit Veli, Villaret, Garnier, Mezerau, Daniel, Millot, Montfaucon, Moreau, Pasquier, Rigoley de Tuvigny, Sacy, Goguet origine des loix, des sciences et de leurs progres, worzu auch l'Europe francaise par l'auteur de la gaieté, des Huets histoire du Commerce, Mans Handlungswissenschaften, Galeatis von mir übersezten Handlungsdialogen, Guenée Daucourts und andere ähnliche dahin relative Werke, brauchbar sind.

Die Griechen sind ihren Sitten nach, von Menards und von Gyn, in seinen litterarischen Reisen nach Griechenland geschildert worden, man sehe auch Boars Rituel der Griechen, und Kings Ceremonien



der griechischen Kirche. 1773. übersezt, auch einige Artikel in den Geschichten und Erzählungen.

Die Türken sind neuerlich in den glaubwürdigen Nachrichten vom türkischen Reiche vom P. Lübeck 1770 in den türkischen Merkwürdigkeiten von 1771. in der Worthlen Montague Reisen, in Angerers Sammlung, von den Gebräuchen der Wallfahrt nach Mekka. 1757 übersezt, und in den Observations on the religion, law, government and manners of the Turcs. 1769, auch in Ryers histoire des Turcs und der histoire des Arabes par Mary und Marnigny geschildert worden, worzu Baudiers und Herbelots türkische Geschichte, Dictionair und Bibliothek gerechnet werden können.

Die Russischen Sitten und Gebräuche sind in Schmidlins, Millers, Schöpfers, Treuers, Hochströms, Hörsthemmanns, Havens, Lomonassoffs, Joachims, und Lacombens Werken aufgestellt worden, worzu Omehlins Beschreibung von Syberien, d'Auteroches Voyage en Sibirie par ordre du roi, von Kratscheninikoff Beschreibung vom Kamtschatka, in englische und teutsche vom Prof. Köhler übersezt, Stellers Beschreibung von Kamtschatka, und Egebes Beschreibung von Grönland von 1763, auch in Ansehung des übrigen Nordens Penkerens, Maillets und Schlegels Nachrichten dienlich sind.

Vaulsens, Regierung der Morgenländer. Burscher von den Hochzeitgebräuchen der heutigen morgenländi-



Indischen Christen 1754. mit Fleury's und Ber-
rayers Werken verglichen.

Silhouette, Duhalde, v. Paw, de Lisle und die
1777 erschienene Schilderung der Ehineser. Char-
dins, Martinis, le Compté, Neuhof, Carern und
Kirchers China illustrata.

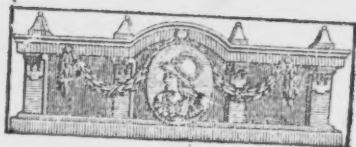
Große Reise nach Ostindien von 1775. Neue Reisen
nach Westindien, 2 Theile 1776. Neueste Ent-
deckungen in der Südsee, 1772. Jacques de Vues-
quil, 16jährige Reise nach Indien 1771. Nord-
america, historisch und geographisch beschrieben,
1ster Th. 1777. Historisch-statistische Nachrichten der
Großbritannischen Kolonien in Amerika, 1776.
Philosophische Geschichte der europäischen Handlung
und Pflanzörter in Indien, 4 Theile, 1774.

Allgemeine Historie aller merkwürdigen Reisen vom
Abt Prevot, in 12 Theilen, fortgesetzt im reisenden
Franzosen des Abts de la Porte, in 17 Bänden,
bis 1777. Sammlung neuer Reisen zu Wasser
und zu Lande, 1750. Sammlung neuer Reisen
aus fremden Sprachen, besonders der englischen.
1767. Rogers, vierjährige Reise nach der Südsee
und um die Welt, 1760. Eines Thüringers Reis-
en um die Welt, 1767. Pierre, Reisen nach
Afrika, Amerika und Westindien, 1746. Solan-
ders, ausführliche Geschichte der neuesten Reisen um
die Welt, in 4 Bänden 1775. Reisen eines Philo-
sophen, oder Bemerkungen über die Sitten der
Afrikaner, Asiaten u. 1769 aus dem französischen
über.



übersetzt. Diese neuften und besten Werke in jeder Art werden die ungehligten, vorhergehenden, fabelvollen, unrichtigen, weitläuftigen und über die Charakteristik schweigenden, oder widersprechenden Nachrichten der Reisenden, als entbehrlich ansehen zu lassen, hinlänglich und zur Kompletirung ausführlicherer Wissenschaft dieses Werks vollkommen genug seyn können; zumal wenn jeder neuer Artikel mit dem ältern von mir 1777 übersetzten Sabinatierischen Sitten- und Völkergebräuchen, unter der gehörigen Rubrik, zusammen gehalten wird.





Von den Abissiniern.

Bormala hieß eben dieß Land Aethiopien, und hat nur seinen Namen verändert, seitdem arabische Völker sich des Landes bemächtigt haben. Türken und Araber haben viele Provinzen erobert, und die Galaner nebst andern Wilden haben sich die südlichen und westlichen Gegenden zugeignet. Diese Völker kommen ursprünglich von den östlichen Küsten von Afrika und von den benachbarten Gegenden des indianischen Meeres her.

Sie haben die Verschneidung im Gebrauch wie andre äthiopische Völker, ohne sie als eine heilige, sondern bloß nothwendige Handlung anzusehen, denn sie haben keine Religion, ohngeachtet sie ein höchstes Wesen erkennen. Wenn sie eine Sache bekräftigen und zu halten versprechen, so führen sie in Gegenwart von Zeugen ein mit Butter bestrichenes Schaaf herbei, und legen einen End auf des Thieres Kopf ab. Man behauptet, daß ihnen diese Zusage allezeit unverbrüchlich sey.

Die Empfangung der Fremden bey den Galanern ist nichts weniger als einladend. Es gehöret zum Cerimoniel, daß man ihnen Stockschläge giebt, um ihnen zu zeigen, daß keine beherztere Nation ist als die Galaner, und daß sich jedermann vor ihnen demüthigen müste. Diese liebevolle Aufnahme geschieht auf folgende Art: Der König zeigt sich in einer großen Hütte, wo er von seinen Weibern und Heerden umgeben ist. Seine Hofbedienten stehen längst an den Wänden und haben nach Beschaffenheit des Ranges, größere oder kleinere Prügel in der Hand. Sobald der Fremde herankömmt wird er von einem Hagel von Schlägen empfangen, daß er laut schreyen muß. Die Bedienten nähern sich ihm alsdenn sehr ehrerbietig und bewillkommen ihn. Dieß ist noch den neuesten Missionaren widerfahren, die aus Pflicht und Religionseifer zu ihnen getrieben wurden. Der Klosterstand hat sich seit dem vierten Jahrhundert aus Egypten so stark in diese Gegend von Abissinien ausgebreitet, daß man über hundert tausend Klöster bey ihnen zählt.

In den Gastgeboren, welche die Galaner geben, sehen sie das beste Gerichte auf die Mitte der Tafel, und dieß darf niemand anrühren, als wer sich endlich anheischig macht, ein gefährliches Unternehmen auszuführen. Keinem als dem Tapfersten unter ihnen ist erlaubt sich die Haare abzuschneiden, und dieß Recht erwirbt man nur durch ausnehmende Thaten von Heldemuth. Sie führen keine andern Waffen als Wurfspeie und große Knüttel die unten gebrannt sind: ihre Schilde sind von Büffelskaut. Der Krieg ist ihre einzige

einzigste Beschäftigung, alle Künste sind ihnen unbekannt. Sie verachten die Feldarbeit und lassen die schönsten Landestrühe, die sie besitzen, ungebaut: sie beschäffigen sich auch nichts, als nur ihre Heerden zu erhalten, die ihnen Nahrung und Kleider verschaffen. Sie essen das Fleisch roh und trinken nichts als Wasser und Milch. Wenn sie eine Kuh schlachten, so sammeln sie das Blut und bestreichen sich einen Theil des Leibes damit. Die Gedärme des Thieres dienen ihnen zu Halsbändern und Leibgürteln, und wenn sie diese eine Zeit lang getragen haben, geben sie sie auf eine sehr galante Art ihren Weibern zu essen. So lange sie Soldaten sind ist ihnen jeder Gegenstand der ihnen vorlömmt gleich zu Befriedigung ihrer Triebe. Sie verlassen ihre Gattinnen und setzen die erzeugten Kinder Erziehunglos in die Wälder. Wenn sie aber nicht mehr in Diensten sind, halten sie sich zu ihren Weibern, leben mit ihnen, und sorgen für die von ihnen geborenen Kinder.

Die Anzahl der Klöster in Abisinien ist so groß und ihre Lage so nahe beisammen, daß wenn in der einen Kirche gesungen wird, so kann es in der nächsten gehört werden. Die Musik im Chor macht ein entseßliches Lärm. Die Stimmen, die Instrumente, die Trommeln schallen sehr weit, und die Herumstehenden um den Takt zu schlagen, stampfen mit dem Fuß oder mit dem Pilgrimsstabe auf die Erde, und vermehren den Uebellärm. Jedes Kloster hat zwei Kirchen, eine für die Mannspersonen, die andere für das Frauenzimmer.

Religionsverfassung in Abisinien.

Die Neigung zum Einsiedlerleben ist in Abisinien beynahe allgemein. Man sieht Leute, welche für verständig gehalten werden, die sich auf die entseßlichsten Berge, auf abgelegene Thürme, oder in die Höle eines Felsens begeben, um in diesen fürchterlichen Wohnungen ein nachdenkendes Leben zu führen. Die Glaubenslehren und die Kirchenzucht in Abisinien sind ohngefähr so wie in der griechischen Kirche, von welcher wir unter dem Artikel Rußen handeln. Nur die Beichte ist besonders. Die Priester gehn mit dem Räucherfasse in der Kirche herum und verbrennen allerhand Gewürze, und das Volk das den Rauch an sich zieht, spricht statt der Ohrenbeichte: ich habe gesündigt, ich habe gesündigt! Der Jungfrau Maria zu Ehren werden jährlich zwey und dreißig Feste gefeiert. — Das Volk bittet für die Verstorbenen, und glaubt dennoch kein Fegefeuer.

Das Ansehn des höchsten Priesters im Lande ist so eingeschränkt, daß ihm nicht einmal erlaubt ist, die bischöfliche Würde zu ertheilen. Man giebt ihm den Namen Abuna, oder Unser Vater, und er selbst bedient sich des Titels und der Würde eines Patriarchen. Oftmals ist er ein bloßer Lagenbruder, den man aus der Dunkelheit des Klosters hervorzieht um ihn auf den patriarchalischen Thron zu erheben. Nach dem Patriarchen ist die erste geistliche Würde der Komos, oder der Priester, welcher das Weltliche in jeder Kirche zu besorgen

beforgen hat. Das Priestertum, das Diaconat und das Unterdiaconat sind die einzigen Aemter für Geistliche die den Abissiniern bekannt sind. Der Kaiser eignet sich heutiges Tages das Recht zu, die Versammlungen der Geistlichen anzuordnen und die Glaubenslehren vorzuschreiben. Die Priester verheurathen sich und besitzen erbliche Pfründen, sie pachten Ländereien und verdienen ihr Brod mit Wartung der Viehheerden, weil ihre Menge so groß ist, daß sie vom bloßen Einkommen des Altars nicht leben können. Sie sind auch an ihrer Tracht nicht vom Volk zu unterscheiden und sie machen überhaupt den fünften Theil des ganzen Volkes aus.

Ihre Ehrerbietung für die Kirchen geht so weit, daß ein Abissinier von weiten vom Pferde steigt so bald er die Kirche erblickt. Sie glauben sie zu verunreinigen, wenn sie mit Schuhen darinnen erschienen oder auf den Fußboden etwas Unreines fallen lassen. Der Eingang ist nicht allein den Weibern die in kriegerischer Zeit sind untersagt, sondern auch allen Männern welche die Nacht vorher sich ihres ehelichen Bedienten bedient haben. Die Kirchen sind niedrig, dunkel, von Erde und Kieselsteinen gebaut und mit Stroh und Rohr gedeckt. Man hält sich stehend darinnen und lehnt sich auf ein paar Stöcke die man an der Thüre nimmt. Die, welche sich auf die Erde setzen, werden von Zeit zu Zeit von den Diaconis aufgerufen, wenn es die Cerimonie erfordert.

Man sieht in den Kirchen keine Figur von Stein oder Metall, nicht einmal die Vorstellung eines Kreuzes.

eifres. Die großen Hauptkirchen, wie der Griechen ihre, sind in drey Theile abgesondert, der Eingang wo die Kranken bleiben, das Schiff, wo die Kranken sind und das Ehor wo die Priester allein hinein dürfen. Um nicht unter das Volk gemengt zu seyn, lassen sich die Kaiser zu Diakonis weihen und gehen in das Ehor. Dieß ist die Ursache, warum man geglaubt hat, daß der Souverain von Abisinien in den geistlichen Stand trete und der Priester Johann genennet würde. Andere hingegen glauben, daß es deswegen geschehe, weil sie aus der Familie Davids stammen, denn die Sabäer deren Königin Magerda den König Salomo besuchte und von ihm schwanger zurück kam, sind die Stammvölker dieses Reichs, welches daher noch einen Löwen im Wappen führet mit der Umschrift: *vicit Leo ex tribu Juda*.

Bei der letztern französischen Gesandtschaft von 1752. sah man den Kaiser in einem Audienzsaal, wohin mehr als zwanzig Zimmer führten auf einer Art von rothen Sopha mit Gold durchwirkten Blumen. Seine Weste war von Seide mit Gold gestickt, mit einer sehr reichen Scherpe umgürtet. Er gieng unbedeckt, und die Haare mit ziemlichen Geschmack geflochten.

3.

Aufzug des Kaisers von Abisinien.

Die Vornehmen des Hofes stehen auf beyden Seiten des Thrones die Hände kreuzweis über einander gelegt. Am Mariensfeste da der Kaiser öfentlich

sich communicirt, befinden sich auf zwölf tausend Mann in Reihen und Gliedern im Hofe des Lagers. Zwei Prinzen vom Geblüte erwarten den Kaiser an der Thüre mit einem prächtigen Thronhimmel, unter welchem er sich in Bekleidung von Trompeten und anderer Musik begiebt. Ihm folgen die fünf ersten Minister, die einander angefaßt haben und von denen jeder eine Lanze trägt. Der mittelmste mit entblößtem Haupte trägt die kaiserliche geschlossene Krone an der Brust. Die Reichsbeamten unmittelbar nachher singen Loblieder auf den Kaiser. Die Leibgarde in Westen verschiedner Farben folgt diesem ersten Zuge, und nach ihnen schliessen sich die Schützen mit Bogen und Pfeilen an. Den Beschluß machen die Handwerker mit goldenen bis auf die Erde hängenden Decken, über welche die kostbarsten Ingerdecken gelegt sind. Der Patriarch in seinem Ornat erwartet den Fürsten an der Thüre der Kapelle mit hundert Ordensgeistlichen in weissen Kleidern und tragen jeder ein eisernes Kreuz. Der Prälat nimmt den Monarchen bey der Hand und führt ihn durch zwei Reihen von Mönchen mit Wachskerzen an den Altar. Man trägt den Thronhimmel über ihn bis an den Betstuhl. Die Kommunion wird ihm stehend vom Patriarch unter beyderley Gestalt gereicht. Nach dem Gottesdienst werden die Stücken abgefeuert wie bey der Ankunft, und der Monarch geht in eben der Ordnung nach seinem Pallaste zurück.

Die General der Armeen nebst den beyden Aufsehern über die Sklaven sind die beyden höchsten Kronbediente, von denen der eine die Aufsicht über die

Unterkönige, Statthalter, Magistratspersonen und über die ordentlichen Richter, der andere eben dieses Aufsehen über die Hausofficiere des Pallastes und Sklaven hat. Die Statthalter der Provinzen, die der Kaiser nach Gefallen einsetzt und absetzt, haben verschiedene Benennungen. Man sagt der König von **Enarea**, der Unterkönig von **Tigre**, der Statthalter von **Bagemder**, der General von **Amgot**, der Rektor von **Gojame**, der Vorgesetzte von **Damor**, der Administrator von **Valaka**. Daher führen die Abisinischen Regenten den Titel **Neges**, oder König der Könige. Außerdem sind in jeder Provinz noch zwei hohe Minister, davon der eine die Stelle des Generallieutenants vertritt und der andere hat die Einhebung des Tributs zu besorgen.

Jedes Dorf hat seinen Kommandanten. Es besteht aus Zeltern und man kennt keine andere Art von Wohnungen und noch weniger gemauerte Städte in **Abisinien**. Der Kaiser selbst lebt unter Zelten, welche nach seinen Willkühr fortgeschlagen werden. Er hält sein Hoslager in der Provinz **Dambea**, wo es schon seit hundert Jahren steht. Die Lager sind in vier Quartiere eingetheilt, davon jedes seinen Kommandanten hat. Die kaiserlichen Zelter stehen in der Mitte auf einem großen leeren Platz. Der übrige Theil des Lagers wird von den Officieren des Fürsten, von seinen Bedienten, von den Soldaten, der Leibgarde, von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern bewohnt, die ihre Weiber und Kinder bey sich haben.

Diese

Diese Wohnungen zusammengenommen, da sie durch Gassen unterschieden, mit geraumigen Mäßen versehen, und in verschiedene Quartiere abgetheilt sind, sehen von weiten aus wie eine Stadt. Man errichtet Kapellen wo der Altar die Gestalt der berühmten Bundeslade hat, welche ehemals im Tempel zu Jerusalem stand. Bei Processionen wird diese Lade, welche die Abisinier vor die ächte Salomonische ausgeben, im Gefolge des Hofes nachgetragen, vier Prälaten in ihrem Ornate begleiten sie unablässig und vorn und hinten gehen andere, welche geistliche Gesänge singen. Einer von diesen geht rücklings und räuchert beständig, bis sie im großen Zelte, wo des Kaisers Kapelle ist, ankommen.

4.

Nahrungsart der Abisinier.

Wenn der Neges öffentlich speist, sitzt er auf einer Art von Bette und hat eine große Tafel vor sich, zur Seite stehen niedrigere für die Vornehmen des Hofes. Rindfleisch, Schöpfenfleisch, und Flügelwerk sind die einzigen Gerichte die man aufträgt. Wildpret wird nicht gegessen. Fast alle Speisen sind als Ragouts zugerichtet und man thut so viel Pfeffer und Gewürzarten daran, daß kein Europäer sie genießen würde. Die Gerichte werden in einer Art Schüsseln von Fayence und nur eine auf einmal aufgetragen. Der Gebrauch der Tischtücher und Servietten ist bei den Afrikanern dieser Gegend gänzlich unbekannt: man bedeckt die Tafeln mit einem Lein-

von Walzen oder mit Arten von sehr dünnen und breiten Kuchen, welche statt des Brodes dienen und woran man sich die Hände abtrocknet. Weder Messer, Löffel noch Gabeln sind im Gebrauch. Der Kaiser und die Vornehmen geben sich nicht selbst die Mühe die Speisen zu sich zu nehmen; die Pagen und die Sklaven schneiden das Fleisch sehr klein, mengen es mit dem Brodte, mit der Suppe, mit dem Gemüse, und machen große Kugeln daraus, die sie ihrem Herren einstopfen, wie bey uns mit dem Mastvich geschieht. Sie bilden sich ein, daß es zum vornehmen Stand gehört, große Stücken hinein zu schlucken und bey'm Kauen recht zu schmazen. Nur arme Leute, sagen sie, machen aus Nothwendigkeit kleine Bissen, und die Diebe aus Furcht essen ohne daß man sie hört.

Man trägt rohes Rindfleisch auf des Kaisers Tafel auf, welches nach der Zerschneidung mit Ochsen-galle besprengt und mit Gewürze überstreut wird. Man nimmt so gar aus des Thieres Eingeweide das noch unverdaute Gras, mengt es mit Senf und thut es an das Fleisch. Alles was dem Kaiser überreicht wird, muß der Vorschneider erst kosten. Anfanglich wird etwas Brandwein, nachher aber Meth getrunken. Bier und Meth sind die gewöhnlichen Getränke der Aethiopischen Völker. Bey Besuchen wird viel davon getrunken und die Abisinier glauben einander nicht Ehre genug erwiesen zu haben, wenn sie sich bey dieser Gelegenheit nicht berauschen. Sie sitzen auf ihren Fersen und machen einen Kreis so groß als die Barake

Barake ist. Der Bediente bringe einen Krug mit Meth oder Bier, trinkt zuerst daraus, und giebt ihn nachher herum. So bald nichts mehr zu trinken angeboten wird, ist der Besuch zu Ende. Der Wein hält sich wegen der allzugroßen Hitze in diesen Gegenden nicht. Hingegen wird von gerösteter Gerste und Wasser nebst einem vierten Theil Honig ein gegorner Trank gemacht der dem spanischen Weine an Farbe gleicht und woraus ein heftiger Brandewein abgezogen wird.

Die Princessinnen werden in einer zügellosen Freiheit erzogen, und leben in der schändlichsten Unordnung. Sie ändern mit den Männern so oft es ihnen gefällt, sie schassen sie bald durch den Dolch, bald durch Gift auf die Seite. Die Scheidung geschieht in allen Ständen um der leichtesten Ursachen. Die Vielweiberey, ob sie gleich durch die geistlichen Verordnungen verboten ist, wird dennoch durch die weltlichen Gesetze geduldet. Die Kaiser heurathen mehrere Weiber und geben durch die Menge ihrer Kebsweiber zu verstehen, daß sie ächte Nachkommen Salomons sind. Eine des Ehebruchs überführte Frau in Aethiopien wird verurtheilt, ihr mitgebrachtes Heurathsguth zu verlieren und aus dem Hause zu gehen ohne etwas mitzunehmen. Der Liebhaber bezahlt eine Strafe die öffentlich verschmaußt wird. Die Knaben heurathen im zwölften, die Mädchen im zehnten Jahre. Eben die Art des Goldes das man schneidet und wägt, wie es der Handel bey den Chinesern erfordert, ist auch bey den Abissiniern im Gebrauch. Von ihrer ehewaligen

maligen großen Hauptstadt Aruma, ist jetzt nichts als ein Dorf übrig.

5.

Krönungscerimonien.

In dieser Stadt geschah in vorigen Zeiten die Salbung also; Es wird dem Kaiser beym Anfang der Cerimonie eine Art von Unterricht vorgelesen, worinnen alle Umstände die bey dieser Gelegenheit beobachtet werden, enthalten sind. Die Armee setzt sich in Bewegung, der Kaiser setzt sich auf ein prächtig gezieretes Pferd und vor ihm reiten alle Große des Hofes. Man begiebt sich an einen bestimmten Ort, wo abgestiegen, und der Zug von jungen Mädchen angehalten wird; sie ziehen einen Strick mitten über den Weg und versperren ihn. Der Fürst wird von ihnen gefragt: wer sind Sie? Er sagt; ich bin der König der Israeliten. Sie erwidern: Nein, sie sind nicht unser König. Man wiederholt Frage und Antwort zum zweytenmal und der Kaiser geht lächelnd zurück. Beym drittenmal der Frage sagt er: ich bin der König von Sion, er nimmt zugleich den Säbel und haut den Strick entzwey: sogleich rufen alle Mädchen: ja sie sind wirklich unser König. Das Volk erhebt ein Freudengeschrey und das Gewehr wird abgefeuert, wobei sich die Musik anhebt. Der Patriarch führt drauf den Kaiser in die Kirche, und salbt ihn mit dem heiligen Oele im Schiffe der Kirche. Am Fuße des Altars setzt er ihm die Krone auf, welches eine Art von Mütze ist mit blau und Gold durchwirkt,

ten Atlas gesüttet. Das Volk hält diese Mühe für ein vom Himmel gekommenes Stück des Heiligthums, wie die Salbthiasche zu Keims. Die Kaiser bekommen bey der Salbung einen besondern Namen, z. E. der Geliebte, die Glaubensstütze, und ein gewisser Regent dieses Landes, welcher **Priester-Chan** oder der Fürst der Anbeter genannt ward, gab viel leicht zum unverständigen Namen **Priester Johann** bey den Reisenden Anlaß.

Der Kaiser hat allezeit zwey Armeen auf den Beinen, eine an den Grenzen des Königreichs **Enarea**, die andere in der Provinz **Gojam**, welche zusammen etwan 50,000 Mann betragen können. Die gewöhnlichen Waffen sind Lanzen, Piken, Säbel, Schilde, und eine Art hölzerner Keulen von sehr harten und schweren Holze. Der Gebrauch der Pfeile ist ihnen unbekannt, und ihre Attaquen sind ein unordentlicher Anlauf, der bald zurück getrieben wird.

6.

Künste und Handel.

Sie kennen fast keine einzige unsrer nützlichen und gar nichts von unsern schönen Künsten. Ihre Gemählde sind erbärmlich; ihre Musik ein abscheulicher Mißklang; ihre Dichtkunst übel gereimte Prosa, ihre Arzneykunst eine unvollständige Kenntniß etlicher einfacher Kräuter; ihre Weltweisheit ein düsterer Lehrbegrif, eine Vereinigung von Irrthümern und Thorheiten. Sie wissen nichts von der Astronomie, ihre Briefe lassen sie von öffentlichen Schreibern machen.

Dis

Die Handwerker erben auf die Kinder fort und beynahe jedes hat seinen angewiesenen Distrikt. Die Flöten und Trompetenbläser wohnen seit ganzen Jahrhunderten in eben denselben Lande. Der auswärtige Handel geschieht durch Araber und Türken, der innere durch Armenier, und der Eisenvertrieb und Arbeit durch die Juden.

Die Sitten des Volkes haben eine Rauigkeit, die der Barberey beikommt. Diejenigen, welche nicht unter Zelten wohnen, halten sich in Hütten auf, die in der Gestalt eines Trichters sind, und wo man nichts vom Hausgeräthe als einige irdene Töpfe sieht. Die Kleidung besteht in einer Scherpe und in leinenen Beinkleidern. Die Vornehmern tragen seidene Röcke, die bis auf die halben Beine gehen. Ihr Haar wird mit Butter glänzend gemacht und sie bedecken es am Tage nieinals. Des Nachts steifen sie den Kopf auf eine Gabel die ihnen statt des Kopfstüßens dient. Die Halsbänder und Ohrgehänge sind der Schmuck ihrer Weiber.

7.

Charakter und Gebräuche des Volks.

Man hat die Aethiopier oder Abisinier lange vor völlige Rohren gehalten, weil man sie mit den Nubiern vermengte. Ihre natürliche Farbe ist dennoch nur braun oder olivenfarbig, ihre Gestalt vorthellhaft, ihr Körper verhältnismäßig und ihre Gesichtsbildung so, daß man sie vor die schönsten Menschen von Afrika hält. Sie haben kleine Lippen,
weiße

weisse Zähne, große schön gespaltene Augen und regelmäßige Gesichtszüge. Sie sind lebhaft, munter, voller Kräfte und fähig die schwerste Arbeit zu ertragen. Die Sklaven aus diesem Lande werden auch am theuersten bezahlt.

Man kann ihnen gewisse Fähigkeiten und Vorzüge des Herzens nicht absprechen. Sie haben Einsicht, Beurtheilungskraft und einen guten Charakter der sie von den übrigen Afrikanern unterscheidet. Ihre Höflichkeitsbezeugung besteht darin, daß man sich gegenseitig die Hand giebt und sie den andern auf den Mund legt. Man nimmt hernach die Scherbe von dem, den man grüßt, und bindet sie sich um den Leib, so daß jener bloß da steht, wenn er keine Weste an hat. Im Gürtel trägt man ein Stückchen Salz das man den andern zu lecken giebt, so wie man sich bey uns den Taback mittheilt.

Die Fasten sind in Abisinien außerordentlich streng. Es giebt deren ordentlich viere, die große von fünfzig Tagen, die vom heiligen Petro von dreißig Tagen, eine andere von dreyn Wochen, und die kleine von vierzehn Tagen, außer den gewöhnlichen Fasttagen im Jahre, an welchen es nicht eher als bis nach Sonnenuntergang selbst vor Fremde zu essen erlaubt ist.

Außerdem sind alle Fremde wohl aufgenommen und frey gehalten, vermöge der Geseze die im Lande herrschen. Nach eben diesen werden die Todten mit großen Feierlichkeiten unter Trommelschall und nach langen und vielen Gastgeboten begraben. Ubrigens sind in Abisinien beynahe so viel fremde Gebrauche
und

und Sprachen als Provinzen, von denen nur Tigre das alte Aethiopische behalten hat.

H.

Uibrige Völker des Landes.

Das Königreich Sennar ist das ehemalige durch die erste Himmelsbeobachtung berühmte Nubien. Die Häuser in Sennar, welches ungefehr hundert tausend Menschen enthält, sind niedrig, unrein, und ohne Geschmack gebaut. Der König läßt niemanden anders als barfuß vor sich kommen. Er trägt einen goldzeugnen Rock und den blauen Turban. Wenn er sich auf ein Landhaus begiebt, welches wöchentlich einmal geschieht, so reiten ihm dreihundert Reuter vor, er läßt sich nicht ohne Schleyer sehen. Seine Sklaven bekleiden ihn und singen sein Lob mit Begleitung von kleinen Trommeln. Sieben bis acht hundert Mädchen tragen große Körbe mit Früchten und Blumen auf ihren Köpfen, welche das Tafelservis des Königs enthält. Der gewöhnliche Zeitvertreib nach der Tafel ist, daß der König Preise aussetzt und mit seinen Ministern nach der Scheibe schleßt.

Die Sklavinnen sind so wohlfeil, daß die schönsten kaum 8 Thaler unsres Werthes kosten. Ihr Brod oder Dora wird aus einem runden Hülsenforn gemacht, das zugleich ein berauschendes Bier giebt. Der Gebrauch des Kaffees ist bey ihnen eben so eingeführt, wie bey uns.

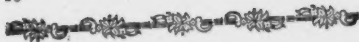
Von Kostbarkeiten wissen sie nichts, weder in ihren Wohnungen noch Hausrath, noch Kleidung. Die

vor,

vornehmnen Weiber tragen Kleider von Seide, oder Baumwolle mit weiten Ärmeln, die bis auf die Erde gehen. Ihre Haare flechten sie, und hängen silberne, kupferne, elfenbeinerne oder gläserne Ringe hinein. Ihre Arme, Beine, Ohren, selbst ihre Nasen sind damit behangen und an den Fingern tragen sie allehand Ringe von gemeinen Steinen. Ihre Fußbekleidung besteht in einer bloßen Sohle, die sie mit Schnüren an den Füßen binden. Die gemeinen Weiber und Mädchen sind nur von den Hüften bis an die Knie bekleidet.

Die außerordentliche Hitze, und die drey darauf folgenden Regenmonate, setzen diese Völker einer Menge von anhaltenden Krankheiten aus.





Von den Akadiern.

Das Land, welches seit dem Utrechter Frieden von den Franzosen an die Engländer abgetreten, und seit dem Neuschottland genennet ward, enthält in dem Innersten sieben bis acht Indianische Nationen, welche nie ganz bekannt worden, und der Engländer Feinde geblieben sind. Vornehmlich sind es die westlichen Einwohner des Landes, die unter den Namen der Etechemins bekannt sind, und die Suxiwois, die um Portroyal wohnen.

Sie nennen ihre Oberhäupter Samagos. Jedes Dorf hat einen Obern, der über die jungen Leute unumschränkte Gewalt hat, und dem alles gehört, was sie durch ihre Arbeit verdienen. Auch nach ihrer Verheirathung müssen sie noch einen Tribut an ihn entrichten. Er gelangt durch Wahl zu seiner Würde, und entscheidet alle Streitigkeiten, ob er gleich in gemeinschaftlichen Angelegenheiten nichts ohne allgemeine Bewilligung vornimmt.

Diese Wilden treiben die Wuth gegen ihre Weiber aufs äußerste, sie zerreißen sie in der Wuth in Stücken, und lassen beim Ehebruch keine Schonung oder Verhüte statt finden. Gleichwohl lieben sie ihre Kinder

Kinder aufs zärtlichste, sie geben Feste bey der Geburt eines Sohnes, und bringen den ganzen Tag in großer Freude zu. So bald ein junger Mensch das erste Thier von seiner Jagd nach Hause bringt, so wird ein neues Fest, als an dem Anfang seines männlichen Alters angestellt.

Man sagt von diesen Völkern, daß sie ihre Kräfte wider ihre Weiber erst versuchten, ehe sie eine Schlacht wider ihre Feinde wagten. Würden sie überwunden, so versprächen sie sich einen glüklichen Ausgang in der Hauptschlacht. Sie glauben nemlich dadurch beherzter werden zu müssen, damit sie nicht, wenn sie überwunden würden, zu Hause neue Schläge zu erwarten haben, wenn sie hingegen den Feind besiegen, so sind sie einer guten Aufnahme um desto gewisser.

Wenn sie den Krieg ankündigen, so versammlet sich die ganze Völkerschaft, und der Beleidigte besflagt sich so nachdrüklich, als er kann, er hält zugleich eine Art über seinen Kopf, und schwört die empfangne Beleidigung zu rächen. Alle Anwesende heben ihre Arzte zugleich in die Höhe, und fangen ein Kriegslied an, das Unwillen und Drohung ankündigt. Die Musik dazu macht ein Geräusch von Kieselsteinen, die in einem Flaschentübis geschüttelt werden.

Der Name Akadien wird von einigen nur derjenigen dreieckigen Halbinsel gegeben, welche Amerika nach Südosten setzt, andere schränken es blos auf die mittägliche Küste ein, und theilen das Land in 4 Provinzen. Die eine, in welcher die Ezechimins wohnen, die andere, welche man die französische Bay nennt, die dritte oder das eigentliche Akadien, von dem Engländern Neuschottland genannt, und die vierte, welche die Bay von St. Laurent heißt.



Von den Albinern.

Im mittäglichen Afrika findet sich ein Geschlecht weißer Mohren, welche wie die Vedas in Ceylon, die Dondos in Loango und die Rachrelas in Java, vom europäischen Stamme zu seyn scheinen. Die Albiner unterscheiden sich durch ihre weiße Farbe, und ihre weißen Augenbraunen und Haare, durch ihre Eulenähnlichen Augen, welche nur bei Nacht sehen, und am Tage geblendet zu seyn scheinen, und durch ihre Wildheit, die sie in Hölen und im Tiefsten der Wälder zu bleiben nöthigt, von den übrigen Eingebornen der Länder, in denen sie eine besondere Völkerschaft und überhaupt eine außerordentliche Menschenklasse ausmachen. Sie sind unter den Menschen das, was die Eulen unter den Vögeln, und die Fledermäuse unter den vierfüßigen Thieren sind. Sie sind den Schwarzen so verhasst, daß sie überall verjagt und vertrieben, und wie die Teufel oder Nachtmenschen angesehen werden. In Amerika heißen diese Völker, die unter dem Namen Daciet bekannt sind, Mondsaugen, und ihre Augenbraunen sind in die Höhe gekrümmt, und von eben der Farbe als die Haut. Sie haben übrigens eben die Sitten, wie die Eingebornen, und stammen vermuthlich von einigen Europäern, die durch Zufall oder Schiffbruch

dahin verschlagen worden sind. S. H. le Cat Abhandlung von der Farbe der Menschenhaut, und H. Valsmont du Bomare allgemeines Lexikon der Naturgeschichte, unter dem Titel homme; variétés des la race humaine.



Von den Arabern.

I.

Des Königs Aufzug und Lebensart.

Arabien, das seine Bevölkerung den ersten Mächten kommen Ismaels zuschreibt, lange durch Persienregentschaft, nachher von Alexandern bezwungen, von den Römern, von seinen eignen Kasisen, endlich vom Mahomed und seit seiner Zeit von den Türken regiert ward, sah von seinen verschiedenen Völkern Asien, Europa und Afrika durchziehen, und innerhalb zweihundert Jahren mehr Länder einnehmen, als die Römer in mehr als fünf hundert Jahren bezwungen hatten. Aden, die Hauptstadt des glücklichen Arabiens besteht aus ohngefähr sechs tausend Häusern, von ein bis zwey Stockwerken mit Terrassen versehen. Sie ist die stärkste Festung von Asien, und in ihren Mauern sieht man eine unaufhörliche Ebbe und Fluth von allen Nationen. Aus ihrer Lage und von den Altanen der Häuser entdeckt man alles, was Erde und Meer den Augen Gefälliges zeigen können. Des Statthalters Pallast und das öffentliche Bad mit Jaspis und Marmor überzogen, ist eine Arbeit, die der römischen Baukunst selbst Ehre macht. Die schönsten Persischen Zusecken, porphyrne Tische, kostbare Vasen, die beständig den Arabischen Weibrauch ausduften, zieren den ersten,

ersten, und die Basars oder Märkte sind mit allem Ueberflus angefüllt, den nichts als die erslaunte Vostreichheit theuer machen kann.

Der König von Yemen, der das ganze glückliche Arabien beherrscht, ist nicht allein Monarch, sondern auch Imam oder oberster Priester des Mahomedanischen Gesezes. Seiner großen Mäßigkeit im Hausrath und Kleidung ohngeachtet, ist sein Zug sehr prächtig, wenn er in die Moschee Frentags oder am arabischen Sonntag zieht. Der Zug öfnet sich mit einem Trupp von tausend Mann Fußvolk die dem Anmarsch eine Generalsalve geben. Nach ihnen folgen zweihundert Reuter von des Königs Leibwache, sehr reich gekleidet und gut beritten. Sie führen außer dem Säbel und Karabiner noch halbe Piken, daran das Eisen mit goldenen Franzen und Quasten verziert ist. Der Monarch reutet allein auf einem weißen Pferde, mit Edelgesteinen ganz bedekt. Ein Officier auf einem etwas höhern Pferde, hält einen Sonnenschirm von grünem Damast mit Gold behangen über ihn, auf dessen Spitze eine goldene Kugel mit einer kleinen Pyramide zu sehen ist. Unmittelbar vor dem König reutet ein Officier, der den Koran in einem rothen Sack trägt, und hinter ihm ein anderer, der des Königs Säbel in einer mit Gold gestickten roth sisslanenen Scheide trägt. Auf des Monarchen Seiten läßt ein Officier die prächtige grüne Standarte wehen, die man des Königs Fahne nennt. Fünfzig mit Gold bedekte Handpferde und fünfzig Kameele sehr reich behangen, schließet den Zug, den Trompe-

ten und Pausen begleiten. Der Rückzug ist noch prächtiger, weil alsdenn die Truppen ein ordentliches Gefecht vorstellen, und alle militärische Evolutionen bis auf den Abend unter klingender Musik fortsetzen.

Nichts kann übrigens prachtlöser und einkerniger seyn, als des Königs tägliche Lebensart. Er steht mit unbrechendem Tage auf, speist um 9 Uhr, legt sich um eilse nieder, steht um 2 Uhr wieder auf, geht spazieren oder in die Rathesversammlung, speist um 5 Uhr Abends, und vor Mitternacht ist er allemal zu Bette. Wenn er Nachmittags aufsteht, wird die Vergatterung geschlagen, und um diese Zeit werden die Großen und die Staatsminister zum Handluf gelassen. Die Tafeleinrichtung und die Gerichte sind so, wie wir unter dem Artikel *Türken* von ihren Tafelgebräuchen zeigen werden.

Die Ehre ist der erste Grundsatz und die Seele der Handlung, Tapferkeit der Weg, den die Araber dazu kennen. Verrug ist ihnen eben so niedernächtigt als Verstellung, und Diebstahl sind wie Lügen unbesampte Lasten in Yemen.

2.

Die Bedouinen.

Die Bedouinen, welche von Bedoui oder Wüstenbewohnern den Namen haben, bevölkern den östlichen Theil des wüsten Arabiens; sie wohnen unter Zelten und haben keinen gewissen Aufenthalt, sie rücken nach den Bedürfnissen ihrer Heerden, ihre Zelter fort: die Schaafe und Ziegen machen ihren Reich-

thum aus, denn das Land, das fast nichts als Herdenkraut und Tamarinden hervorbringt, kann nicht leicht anders Vieh ernähren. Das wenige Gras und die Gerste, die sie erbauen, dient zur Fütterung ihrer Pferde, die ihren einzigen Handel ausmachen.

Die Bedouinen sind von der Hoheit ihrer Herrschaft so eingenommen, daß sie den Ackerbau und alle Handarbeit gering schätzen; sie beschäftigen sich mit nichts, als mit der Aufsicht über ihre Heerden, oder auf den Landstrassen herum zu schweifen, und die Reisenden zu plündern. Sie lagern sich im Sommer auf Anhöhen, damit sie die Reisenden desto weiter ausstreuen können, und lassen ihre Heerden in den Thälern. Bei Annäherung des Winters ziehen sie sich gegen Mittag bis nach Palästina und noch über den Berg Karmel hinaus, wo sie sich in den Thälern an die Ufer des Meeres lagern.

Ihre Lager, worinnen sie unter schwarz gefärbten ziegenhärnen Zelten leben, stehen unter gewissen Befehlshabern, die Emirs oder Nachkommen Mahomeds heißen. Die Unterbefehlshaber werden Scheiks genannt. Der Emir jenseits des Jordans, welcher in Palästina als ein arabischer König angesehen wird, erhält so gar einen Tribut von den Türken, damit die Karavanen, die nach Mekka ziehen, nicht geplündert werden. Dennoch sind diese raubgierigen Völker weder grausam noch unmenschlich, sie sind vielmehr nach ihrer Art gastfrei, gut und höflich, sie bezeigen Aufrichtigkeit gegen Fremde, die mit ihnen ehrlich umgehen, und da sie aus dem Ismaelitischen

Mute

Blute gleich den Türken eiferungen sind, so folgen sie in allen Mahomed's Befehlen mehr abergläubig als fromm.

Die Bedouinen sind ernsthaft, und zwingen sich noch sitzamer zu scheinen, als sie in der That sind. Auch über die lustigsten Sachen pflegen sie selten zu lachen. Sie bilden sich ein, das lachen und munteres Wesen schicke sich nur zum Gesichte eines Mädchens oder einer jungen Frau. Wenn sie Weiber, Kinder oder Schwäger bey sich haben, so hören sie ihnen den ganzen Tag zu, ohne sie zu unterbrechen oder zu antworten. Wenn sie jemanden mit Vergnügen zuhören sollen, so muß man viel mit wenig Worten sagen, keinen beissenden Scherz oder Tadelsucht an sich spüren lassen, und ohne Übereilung reden. Sie antworten eben so bedachtsam als lakonisch, und man kann sie als das Widerspiel von der französischen Lebensart ansehen.

Sie gerathen selten unter einander in Uneinigkeit, und weisen einander auf ihre Pflichten durch vernünftige Vorstellungen. Nichts ist bey ihnen unversöhnlich, als der Haß gegen Mörder. Dieser pflanzt sich so fest in den Familien fort, daß keine Verbindung mit einer, auf welcher vergossenes Blut haftet, bey irgend einer andern Statt findet. Um die Folgen zu vermeiden, spielen sie niemals um Geld, und trinken nie bis zur Uebermaas.

Ihre Höflichkeit geht so weit, daß sie jemanden, der Ursache ist, daß sich die Luft verändert, beynah für unehrlich ansehen, und ihn durch eine Art von Ban-

Dann nöthigen, sich in ein anderes Land zu begeben. Sie sind darinnen das Gegentheil der Holländer, die über ein ähnliches Versehen, nichts weniger als verlegen sind.

Die Bedouinen sehen ihren Bart als eine geheiligte Zierde an, die ihnen Gott als einen Vorzug ihrer Würde, vor den Weibern gegeben hat, welchen daher auch Weiber und Kinder zu küssen pflegen. Viele würden eher den Tod wählen, als sich den Bart abnehmen lassen. Bei ihren Besuchen ist einer der vorzüglichsten Gebräuche, daß sie wohlriechendes Wasser auf den Bart gießen, und sich hernach mit Kalambatholz räuchern, um ihm einen angenehmen Geruch zu geben. Wenn sie den Bart nach verrichteter Gebete kämmen, breiten sie ein Tuch auf die Knie, heben alle herunter gefallene Haare sorgfältig auf, wickeln sie in ein Papier und tragen sie alsdenn auf den Gottesacker. Ein schöner langer und starker Bart, ist bei ihnen ein Gegenstand der größten Verehrung. Der Bedouinen Bart ist ein Hauptgegenstand in der neulich erschienenen Geschichte des Barts, in welcher das Merkwürdigste, was bei verschiedenen Völkern in Aufsehung dieses Hauptkynnucks gebräuchlich ist, beigebracht wird.

Wenn ein Fremder in der Bedouinen Lager kommt, besonders, wenn ihn jemand von ihrer Nation dahin bringt, so wird er unter einem Zelte empfangen, wo eine Decke zu seinem Sitze ausgebreitet wird. Sie bezeugen ihm alsdenn mit einer unverstellten Gutmüthigkeit ihre Freude, fragen ihn von Zeit

zu Zeit, wie er sich befindet, geben ihm Tabak und Kaffee, woben sie ihn unterhalten, so gut sie können. Die Weiber machen indessen das Essen für ihn zu recht; andere beschäftigen sich mit der Wartung der Pferde, mit Verwahrung des Gepäcks und mit Herbeschaffung alles dessen, was der Fremde, seine Gesellschaft und seine Bedienten brauchen. Während dem Essen, das nach türkischer Art zugetichtet ist, und meistens aus Reis und gekochtem stark gewürztem Fleisch besteht, wird kein Wort gesprochen. Der Ueberrest wird den Bedienten gegeben. Wenn es ein Fremder vom Range ist, so schickt ihm der Emir, der das Lager kommandirt, Matten, Kissen und Decken. Sie suchen übrigens den Fremden durch Jagd und Lanzen werfen, so viel Vergnügen zu machen als sie können, und üben die Gastfreundschaft als eine Tugend, ohne den geringsten Eigennutz aus.

Die Araber haben keine andere Wohnung, als ihre Zelte. Des Emirs Zelte unterscheiden sich in nichts, als in der Größe. Er hat ihrer etliche, eins, wo er Audienz giebt, eins für sich, eins für seine Weiber, und kleinere für die Bedienten wo sie kochen, und die Officien besorgen. Die Form des Lagers ist rund, so viel es der Platz gestattet. Des Emirs Zelter stehen in der Mitte, und der Araber ihre um sie herum in einer Entfernung, von 30 Schritten.

Die gemeinen Leute haben keinen andern Hausrath, als etliche Matten, worauf sie schlafen und etliche Decken. Ihre Küchengeräthe sind etliche Kessel, zwey oder drey hölzerne Mörse, eine kleine Handmühle,

mühle, Krüge und ziegenhärne Säck. Das weisse Zeug wird viel zu dem, was mit der Religion in Beziehung steht, angewandt. Die Bedouinen schlafen nicht, ohne Nachteinkleider aus Bescheidenheit anzuhaben. Eben dieß ist es, was die Kinder nicht der Art unsrer Zuchtigung aussetzt, sondern die Ruhe auf die Fußsohlen zu geben, und die Kinder nicht ohne Beinkleider schwimmen zu lassen befehlt.

Beim Essen sind die Araber hingegen weit weniger aufmerksam auf den Wohlstand. Ihr Tischtuch besteht aus einem rundgeschnittnen Leder, das auf der bloßen Erde ausgebreitet wird. Die Teller und Schüsseln sind von Kupfer, die Löffel von Holz, die Tassen von Silber oder Porcellain. Vornehmere sitzen auf türkische Art; gemeine hingegen auf den Fersen oder Knieen. Alles wird mit den Fingern zerlegt, doch nur die rechte Hand dazzu gebraucht, weil die linke zum Waschen bestimmt ist. Alle Gerichte werden auf einmal aufgetragen. Man ißt ohne zu trinken, welches erst nach Tische zu geschehen pflegt, wornach sie die Hände mit Seife oder mit Erde waschen, rauchen Tabak und trinken Kaffee. Des Tabaks bedienen sich auch die Weiber, und den Wein erlauben sie sich des Mahomedanischen Verbots ungeachtet, so oft sie können.

Der Pilaw, das gewöhnliche Gerichte der Bedouinen, ist Reis der in warmen Wasser oder Fleischbrühe gequellt hat, woran Safran, Rosinen, Erbsen und Zwiebeln, gethan werden. Beim Anrichten wird noch brauns Butter, Pfeffer und Zucker dazzu gethan.

gethan. Das Brod hält sich nur einen Tag, und ist eine Art von flachen Kuchen, der zwischen zwey Feuern von Kuhmist gebacken worden.

Die Kleidung des Emirs und des Scheiks ist mit der türkischen beynahe gleich. Die übrigen tragen ein grobes Hemde mit langen Ermseln, leinwandene Beinleider, einen Kasten von groben baumwollenen Zeuge, einen ledernen Gurt, daran ein Dolch hängt, und einen Mantel von schwarz und weiß gestreiften Bereslan. Im Winter haben sie Westen von Schaafpelz, davon sie die rauhe Seite bey guten Wetter innwendig, und wenn es regnet, auswendig tragen. Im Sommer ziehen sie noch ein weiß leinwandenes Hemde über die gewöhnlichen Kleider. Ihr Turban besteht aus einer kleinen Mütze von rothem Tuche mit weißem Messeltuche umwunden. Der Gebrauch der Strümpfe ist ihnen unbekannt, und die grüne Farbe wird niemanden als den Nachkommen Mahomed's zu tragen verstatet.

Ihre Waffen sind langen, Säbel, Streitkolben, und oft eine Streitart, und ob sie gleich den Gebrauch des Schießgewehrs kennen, so kommt ihnen dennoch selbst beym Plündern und Rauben die Todesart zu schrecklich vor. Die Frauenzimmer tragen so wohl in den Haaren als an den Beinen kleine Schellen, welche ihre Ankunft benachrichtigen und die Mannspersonen wegzusehen bewegen, um die Schaamhaftigkeit nicht zu beleidigen.

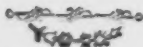
Die Heurathen werden bey den Arabern so geheimnißvoll behandelt, wie in Spanien ein liebes verständniß. Die Weiber werden durch Vieh von den Aeltern erhandelt, und der Preis richtet sich nach den Verdiensten oder der Schönheit des Mädchens, obgleich diese letzte eine seltene Eigenschaft bey den Bedouinen ist.

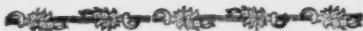
Die Stutten sind bey den Arabern der wichtigste Gegenstand ihrer Genealogisten. Ihre edelsten Pferde nennen sie *Achhilan*, sie werden nie anders als von einem Hengst aus gleich edlem Stamme in Gegenwart von Zeugen belegt, die darüber einen von des Emirs Sekretarien beglaubigten Schein ausstellen, worinnen die Generationen, und die Namen der Vorfahren des Pferdes im Stammbaum gebracht sind. Wenn die Stutte ein Füllen bekommt, wird ein zweytes Instrument mit eben den Formalitäten ausgefertigt, worinnen Geschlecht, Gestalt, Farbe und Zeichen beschrieben sind. Die geringsten edlen Füllen gelten 500 Thaler, und ein gewisser arabischer Prinz vom Berge Karmel schlug einst 5000 Thaler für eine seiner Stutten aus. Diese Geschlechtsregister der Pferde gehen oft auf 400 bis 500 Jahre hinaus. Diejenigen Stutten, die sich mit unedlern Pferden vermengt haben, heißen *Aliq*, und die unedlen, welche sie wohlfeil verkaufen, heißen *Guidich*.

Auf die menschliche Genealogie wird nur in so ferne gesehen, als Talente und Schönheit ein Ansehen geben, Geburtsrecht und Adel sind gänzlich unbekannt.

bekannt. Die Art, wie die Araber bey der Hochzeit ihre Bräute so zu sagen erobern, gleicht dem Gebrauch, welchen wir unter dem Artikel: Walliser anführen.

Die Bedouinen kennen keinen Arzt, als Gott. Er hat, sagen sie, dem Menschen an die Stirne geschrieben, wie lange er leben soll, und die ganze Arzneykunst ist nicht fähig, wenn seine Stunde gekommen ist, ihm einen Augenblick das Leben zu verlängern. Indessen hat der berühmte Scheik Mehemmed Ebuisinna, den wir fälschlich Avicenna nennen, durch seine Schriften gewiesen, daß die Araber sehr geschickte Aerzte seyn könnten, ob er gleich von den Einwohnern des wüsten Arabiens nicht geachtet wird. Man sehe übrigens den Artikel Türken, in Ansehung der Wallfahrt nach Mekka.





Von den Barbaren.

Das Land, welches unter den Carthaginensern den glücklichsten Flor seiner Handlung, durch fremde Waffen so mächtige Reiche zinsbar, und seine Flotten beynahe unüberwindlich sah, von den Carthaginensern in der Römer, von diesen in der Vandalen, denn in der Araber, Mauren, Spanier und zuletzt in der Türken Botmäßigkeit kam, hat in nichts seine Aehnlichkeit mit den ersten Kolonisten behalten, als daß Tripoli, Tunis, Algier und Marokko noch wie vormals durch Raub und Plünderung sich erhalten, wie Mauritanien that, ehe es die Römer die Barbarey nannten.

Diese unter allen Afrikanern ihres gütigen und gelinden Klimas wegen lausfeeligsten Mohren, sind theils von Natur, theils ihrer Regierung wegen der Trägheit ergeben. Die Türken verstatten ihnen nicht mehr Land, als sie zu ihrem Unterhalte bedürfen, anzubauen. Sie verstehen daher wenig vom Ackerbau: kaum wissen sie den Pflug zu führen, vor den sie ohne Unterschied Ochsen, Maulthiere oder Kameele spannen. Sie füttern ihr Vieh schlecht, und bringen es auch im härtesten Winter nicht in den Stall. Sie halten es hingegen vor ein großes Verbrechen, ein Kamel zu überladen.

Das

Das Brod in Tunis ist weiß und vom feinsten Mehle gebacken. Wohlhabende Leute haben eine ganz eigne Delikatesse an einer Latwerge von kostbaren Kräutern, welche die Eigenschaft hat, die vergnügtesten Vorstellungen zu erwecken, so, daß man nur eine Unze davon braucht, um den ganzen Tag lustig zu seyn. Das gemeine Volk lebt von Gerstenmehl, das mit Wasser und Salz geknetet und gebacken, mit Oel oder Butter bestrichen wird. Die Armen leben noch schlechter, ihre Nahrung besteht in groben Gerstenmehl mit Wasser und Oel vermischt, wozu etwas Citronen- und Pommeranzensaft gethan wird. Diese Speise hat den Vorzug, daß sie zugleich kühlend und gesund ist.

Ihre Gärten sind nichts als ein umzäunter Maß von Bäumen ohne Alleen und Quartiere. Selten ist ein Haus höher als ein Stockwerk, und noch seltener sind sie mit anständigem Hausrath versehen: man findet weder Stühle noch Tapeten, und sieht nur zuweilen ein Gemälsde von mosaikischer Arbeit verfertigt, oder gewisse arabische Ziffern. Das Dach ist platt mit einer Terrasse.

Es giebt in Tunis verschiedene Schulen und erste große Kollegien. Der Koran aber dient statt aller Bücher und die mahomedanische Religion statt aller Wissenschaften. Die meisten Moscheen haben ansehnliche Einkünfte. Weder in der Stadt, noch in der umliegenden Gegend sieht man Wind- oder Wassermühlen, weder Springwasser, Brunnen noch Fließwasser: man trinkt blos das Wasser der Cisternen

oder entlegener Brunnen. Die Bädöfen und die Bäder in der Stadt werden mit Mastix, Myrten, Rosmarin und andern wohlriechenden Holz geheitzt, daran ein Ueberfluß ist, und wovon die Luft von den ungesunden Dünsten gereinigt wird, die außerhalb Tunis so oft die Pest erregt. Nichts kann reinlicher und besser unterhalten seyn, als die warmen Bäder zu Algier, welche die Türken sehr oft aus Religiosität und Gewohnheit besuchen.

Die Provinzen des Königreichs werden von Beys regiert, die unter dem Dey von Algier stehen. Das Landvolk zieht in zahlreichen Herden im Lande herum, und unterscheidet sich durch Adouars oder Lager. Die übrigen Einwohner in Fez und Marokko bestehen in Berbern oder Barbarn, Arabern, Mohren, Schwarzen und Kennegaten. Man hält die Berbern vor die ältesten Einwohner im Lande: sie wohnen auf den Bergen in Hütten und sind niemals gänzlich bezwungen worden; sie haben weder ihre Gebräuche noch Sprache verändert, von welcher man sagt, daß sie noch die alte Karthaginensische ist, so wie die Araber ihre Sprache seit 2000 Jahren erhalten haben. Sie sind Nachkommen von denen, die Spanien erobert, binnen drei Jahren sich unterwürfig gemacht, und sieben hundert Jahr erhalten haben: sie sind in Geschlechter oder Adouars eingetheilt, davon der Älteste das Haupt ist. Ein Adouar ist eine Anzahl von 40-50 Zelten, die in einem Kreise aufgeschlagen sind. Ein Stamm besteht bisweilen aus 50 solchen Adouars, die mit ihren Weibern,

Kin

Kindern und Vieh fortziehen, so bald die Lebensmittel aufgebraucht sind.

Der Zustand der Gefangenen ist in Sez und Masrocko der unerträglichste unter den Barbaren. Oft sieht man sie mit Eisen und Mauleseln an einen Wagen zusammen geschnürt; sie haben kaum Zeit ihr kümmerliches Brod zu essen. Des Nachts werden sie in unterirdische Gefängnisse gesteckt, die mit eisernen Fallthüren verwahrt sind.

Die Mohren, die den größten Theil der Einwohner in beiden Reichen ausmachen, sind meistens mäßig, lebhaft und sinnreich bis ins zwanzigste Jahr. Das, was man bey uns die reifen Jahre nennt, ist bey ihnen die Zeit eines schwachen und hohen Alters, sie werden in diesen Jahren stumpf und blödsinnig. Eben das sagt Bôrhave von Portugiesen und Spaniern, die bis ins 18de Jahr lebhaft und lustig sind, und nach dem 30sten Jahre mürrisch und melancholisch werden, und mit Hemorroiden geplagt sind.

Bei den Weibern sieht man die Völligkeit als eine Schönheit an. Um diesen Verzug zu erlangen, essen sie auf eine übertriebene Weise das allernatürlichste Fleisch. Man hat so gar kleine Mädgen gesehen, die in dieser Absicht das Fleisch von jungen Hunden und Katzen gegessen haben.

Die Algerer sind hingegen sparsam und lieben die Mäßigkeit. Ihr König selbst giebt ihnen dieß Beispiel. Er spricht das Recht selbst ohne schriftliche Anbringen statt finden zu lassen. Es giebt keine Konsulenten, keine Gerichtskosten, keine Prozeduren, son-

dem bey unrechtmäßigen Forderungen, wird der Überführte mit 500 Stockschlägen abgefinden.

Die Bekleidung der Mannspersonen besteht in einem weissen Tuche, das sehr grob und ungefehr vier oder fünf Ellen lang ist, in welches sie sich vom Kopf bis auf die Füße einwickeln; wohlhabende Leute tragen noch einen Mantel drüber, der ihnen zeitlebens dienen muß, denn so bald es regnet, ziehen sie ihn aus, legen ihn auf einen Stein, und setzen sich drüber. Ihre Heurathen werden sehr jung geschlossen, man sieht Mütter von 11 Jahren unter ihnen. Wenn die Braut zu ihrem künftigen Mann, der sie gemeiniglich kauft, geführt wird, so pflegt sie einen Stab mit den Worten so tief als ihr möglich ist, in die Erde zu stecken; daß so, wie dieser Stab nicht anders, als mit Gewalt aus der Erde gerissen werden könnte, so sollte auch nichts als die äußerste Gewalt, sie von ihrem Manne trennen. Die *Shecks* oder Obersten der arabischen Horden vergleichen ihre Lebensart mit der patriarchalischen, und besingen ihren Schöferstand in Gedichten, die als Nationallieder oft die einzige Unterrichtsmethode der Erziehung ist.

Die Hauptzweige der Tunesischen Handlung, sind die Karavanen von *Sale* und *Gademes*, welche Stadt nur aus 2 Gassen besteht. Die Art, wie die Einwohner mit ihren Nachbarn, den *Mohren* handeln, ist sonderbar. Beide begeben sich auf einen Berg in *Nigritien*, und erwarten einander, jedes auf seiner Seite. Die von *Gademes* gehen alsdenn bis auf die Mitte des Berges, legen ihre Waaren

ren aus, und gehen wieder zurück. Die Schwarzen kommen von der andern Seite, besehen die Waaren, und legen unter jedes Stück so viel Goldstaub, als sie für die Waare geben wollen, und gehen weg. Wenn die von *Gademes* zufrieden sind, so nehmen sie das Gold weg, außerdem sie es unberührt liegen lassen. Die Mohren, welche wiederkommen, legen alsdenn noch so viel zu, als sie für gut halten, und die *Tunesen* nehmen den Goldstaub, und jene die Waaren, so bald beyde Theile zufrieden sind; ein Gebrauch, der so betruglos ist, sollte ihnen billig einen bessern Rahmen, als Barbaren belegen.

Yc-De



Von den Californiern.

Die Californier haben eine braunere Gesichtsfarbe, als die übrigen Indianer von Neuspanien, sie verstellen sich noch mehr durch Farben und Schminken, und indem sie Lippen und Nasenlöcher durchstechen. Schläfrigkeit, Dummheit, Unüberlegtheit und Unbeständigkeit, sind die charakteristischen Tüge eines Volks, das eben so blöden Verstandes als schwach von Körper ist. Ihre Begriffe gehen nicht weiter als sie sehen, die einfachsten Beurtheilungen übersteigen ihren Verstand. Sie kennen weder Ehre noch Ruhm, weder Vorzüge noch Tittel, und wissen nicht, was es ist, so zu handeln, daß man sich Vortheil verschaffe oder Schaden abwende. Sie gerathen eben so leicht in Zorn, als sie sich besänftigen lassen; ihre Furcht läßt sie zur äußersten Niederrüchrigkeit herab sinken. Niemand unter ihnen scheut die männliche Reife des Verstandes zu erreichen.

So blödsinnig aber auch die Californier sind, so muß man ihnen doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie weder boshast noch lasterhaft und verderbt sind. Sie kennen weder Dieberey noch Zank: es herrscht eine besondere Eintracht und Gleichsinnigkeit unter den verschiedenen Gliedern, die ihre Wohnungen ausmachen. Halsstarrigkeit und Grausamkeit findet in ihrem Gemüthe niemals Maß: nichts kommt

Kommt ihrer Gefehtigkeit und Sanftmuth bey: Man kann sie eben fo leicht zum Böfen, als zum Guten vermögen.

Der Palmbaum giebt dem weiblichen Gefchlechte den Stoff, womit sie sich bedecken. Sie schlagen die Blätter, wie wir den Flachsbrechen. Ihre Bekleidung besteht in drey Stücken, wovon 2 den Rock abgeben, der bis auf die Füße geht, und das dritte ist eine Art von kleinen Mantel, der die Achseln und den übrigen Leib bedeckt. Die Fäden sind oben gebunden, und fallen wie Haare oder aneinander gereihte Fransen über den Leib herunter. Der Kopszug besteht in einem Netz von eben solchen Palmfäden.

Ihre Häuser bestehen in kleinen Hütten, wo sie sich kaum im Schlaf ganz ausstrecken können, sie tragen diese Schaalen von einem Ort zum andern, wie die Schnecken mit sich fort, und schlagen sie meistens an den Flussufern auf. *) Ein Wurfriese, eine Schüssel und Schälgen, ein Sack zu Vorräthen, und ein anderer, in welchem sie ihre Kinder an einer Stange tragen, dieß ist ihr ganzer Hausrath, und mit die Geschicktesten wissen Rähne und Netze zur Fischeyen zu verfertigen.

Der Ehebruch und die Vielweiberey war bey ihnen unbekant. Wenn ein junger Mensch ein Mädchen liebte, so gab er ihr einen Krug, beehrte sie ihn und gab ihm etwas anders, so war die Hochzeit bewilligt, und ward in Schmausen und Tänzen vollzogen. Der

E 5

Mann

*) Eben dieß war auch in Neu-Asien im Gebrauch, wo die Einwohner auf einer Art Laubenhäusern wohnten.

Mann legte sich nieder und stellte sich krank, wenn die Frau niedergekommen war, und ehe die Missionare vor Unterricht und Erziehung der Kinder sorgten, war es nichts seltenes, daß die Mütter so, wie die afrikanischen Wilden, ihre Kinder weiblichen Geschlechtes aus Liebe umbrachten, um sie dem Elende zu entziehen, das ihnen die Sklaverei ihrer Männer, und die traurige Lebensart unvermeidlich drohte.

Die Missionare haben bey ihnen zwar die dunkelsten, dennoch aber gewisse Ueberbleibsel des ehemals herrschenden Christenthums angetroffen. Sie hatten Priester, erkannten das höchste Wesen und dankten ihm, doch waren sie ohne Tempel. Die Tittel der Arznei, deren sich die Priester anmaßten, und die Künste, die sie vor Zauberer halten ließen, gaben ihnen ein so allgemeines Ansehen, daß ihnen das Volk alles brachte und opferte, was es hatte. Das Volk war so blödsinnig, daß es dem Sterbenden die Finger im Mund steckte, um den Tod heraus zu langen, und die Weiber versetzten ihm Stöße, um ihn aufzuwecken. Das heutige Californien ist in vier Missionen eingetheilt, und die Sitten sind in dem Maas besser geworden, als des eingebohrnen Volkes weniger, und der Spanier Kolonien größer geworden sind.

Von den Ceylanern.

I.

Regierungsform der Ceylaner.

Es scheint, daß die Natur die Insel Ceylan zum Sammelplatz ihrer Schönheiten und zu der besondern Einrichtung ihrer Bewohner, gebildet hat. Die ehemaligen Taprobaner oder aus Indostan stammenden Einwohner dieser Insel, nennen ihren Oberherrn den König auf dem Gipfel der Berge. Die Ruinen der ehemaligen Städte zeigen, daß Candy ehemals viel vollreicher gewesen seyn muß, als es jetzt ist. Der Adamsberg oder der höchste Piko dieser Insel, scheidet das Land, das von einer Seite beim Abendwind Regen und Fruchtbarkeit hat, während daß auf der andern Seite die brennendste Hitze ist, so wie beim Morgenwinde auf einer Seite Regen, und auf der andern Seite Trockenheit ist. Die Regierungsform ist äußerst despotisch. Die Staaten sind erblich, der König wählt aber aus seinen Kindern, welchen er will.

Das Regimentsruder ist in den Händen zweyer Staatsräthe oder Adigars, welche die Staats- und Kriegsangelegenheiten unter sich haben. Sie richten ohne Appellation die Sachen, welche von den Unterstatthaltern an sie gelangt sind. Sie haben ihre Untergeordnete und Beamten unter sich, die zum Zeichen ihrer

ihrer Würde einen krummen Stab tragen, der eben so geehrt wird, als das Siegel der beyden Adigars selbst. Sie haben die Wache bey dem König. Der König sieht in der Wahl der Beamten mehr auf Geburt und Adel, als auf Geschicklichkeit. Fast alle Aemter sind käuflich, und der König schließt oft selbst diesen schändlichen Handel.

Der Pallast des Königs gleicht mehr einer Festung als einem Schlosse, er ist mit einer Menge Soldaten umgeben, und innwendig noch sorgfamer als von außen verwahrt. Der König verändert öfters sein Zimmer, damit niemand wissen kann, in welchem er sich aufhält. Der König von Candy speist allezeit allein an einem kleinen Tisch. Die Bedienten, die ihm aufwarten, haben eine Binde vor dem Munde, damit ihr Athem nicht die Speisen verunreinige, die sie ihm vorsetzen.

Die Kriegsmacht besteht aus der Leibwache, die wechselsweise ihren Dienst thut, und aus den Landsoldaten, welche durch die ganze Insel zerstreut sind. Die Leibwache ist vom Vater auf Sohn erblich, und statt des Solds sind ihnen gewisse Ländereien angewiesen, welche sie bey vergessener Schuldigkeit verlieren. Sie haben die Freyheit den Dienst aufzugeben, sie müssen aber zugleich die Grundstücken abtreten. In der Anzahl dieser Leibwache, in der natürlichen Festigkeit des Landes, und mehr in der List, als in der Tapferkeit der Soldaten, besteht die Macht der Ceyländer. Sie schlagen niemals auf freyen Felde noch regelmäßig im Treffen. Ihre Geschicklichkeit besteht darin.

darinnen, daß sie sich in einen Hinterhalt legen, und die Wege verhauen; daß sie sich zwischen die Felsen und ins Gebüsch verstecken, wo ihr Feueergewehr fürchterlich ist, sie hauen Bäume um und lassen sie in hohen Bergen auf die Feinde fallen, u. s. w.

Das Königreich Candy ist vielleicht das einzige Land, welches in der Auszeichnung der Kleider nach Genclons Plan die Klassen der Einwohner unterscheidet. Die Reichthümer bestimmen weder den Rang noch den Grad der Unterscheidung: sie sind erblich, weil man sie durch die Geburt erhält, man sieht daher selten, daß Edelleute außer ihren Stand heirathen, oder mit Personen von niedrigeren Range verheirathen. Man giebt dem hohen Adel den Namen *Hondrens*, der so viel als Majestätische heißt, und man theilt sie in die weißen und in die schwarzen. Alle Weiße werden als Standspersonen angesehen, bloß weil sie Ausländer sind, und man sie für Leute von hoher Geburt hält; ob gleich ihre Achtung durch den Genuß des Rindfleisches sehr verringert wird. Nach dem Adel sind unter den Chingulesen verschiedene Klassen von Bürgern. Erstlich die Klingenschmiede, zweitens die Barbierer, drittens die Törster, viertens die Wäscher, fünftens die Weber und sechstens die Tagelöhner, Soldaten und Bettler. Der Schmied arbeitet nicht anders, als wenn man Eisen und Kohlen mitbringt, das Feuer anbläst, und das Eisen mit dem großen Hammer schlägt, er selbst thut nur einige Schläge, um ihm die rechte Gestalt zu geben. Er empfangt ein gewisses Maas Getreide statt der Bezahlung,

lung, und statt der Bedingung der neuen Werkzeuge einige Geschenke an Lebensmitteln. Die Goldschmiede, Zimmerleute und Mahler haben eben den Rang, als die Klingenschmiede, und ihre Kleidung ist von den Hondreus wenig unterschieden. Die Barbierer können Kamisoler tragen, sie dürfen sich aber nicht auf die Stühle niedersetzen. Die Kleidung der Töpfer darf nicht über die Knie gehen. Sie haben die Erlaubniß, daß sie bey Vornehmern aus ihrem Krüge trinken, das ist, nach Landesgebrauch sich das Wasser in den Mund giesen dürfen, ohne den Rand des Gefäßes mit den Lippen zu berühren. Die Wäscher waschen nur für Personen von höherem Stande, als den andern, man unterscheidet sie daran, daß sie beständig ein Tuch über den Achseln tragen. Die Weber legen sich außer ihrem Handwerke auch auf die Sterndeuterkunst und Wahrsageren. Man kann sie auch als Musikanten ansehen: sie spielen auf Instrumenten, sie tanzen in den Tempeln, und haben ein Recht auf alles Fleisch, das man den Vögeln opfert. Den Körbmachern, Mattenflechtern, Elephantenwärtern und Zuckersiedern, ist verboten, von welchem Geschlecht sie seyn mögen, sich den Kopf zu bedecken. Der Sohn bleibt allezeit bey seines Vaters Handthierung. Die Bettler auf Ceylon machen eine besondere Merkwürdigkeit aus. Es sind eine Art Leute, deren Väter ihrer schändlichen Thaten wegen in den allerverworfensten und verächtlichsten Stand versetzt worden sind. Einer ihrer Vorfahren soll den König statt Wildprets, mit Menschenfleisch bedient haben, darüber er ihre ganze

Nach

Nachkommenschaft vor unehelich erklärt hat. Seit dieser Zeit dürfen sie nicht einmal aus den Brunnen schöpfen, sondern müssen sich mit Flußwasser behelfen. Man kann sie und ihre Lebensart mit nichts bessern, als den Zigeunern vergleichen. Sie wissen allerhand Taschenspielerkünste, und begehren das Almosen mit solchem Ungestüm, daß es kein Mittel giebt, es ihnen abzuschlagen, weil man sich verunreinigen würde, im Fall man sie schlage. Sie kennen weder Gesetz noch Blutsfreundschaft. Der Vater macht sich kein Gewissen, bey seiner Tochter zu schlafen, u. s. w.

2.

Religion der Ceylaner.

Nach der königlichen Macht in den Staaten von Candy, wird die Macht der Religion am meisten geachtet. Man erkennt drey Ordnungen von Gottheiten, die in drey verschiedenen Tempeln, von drey Priesterklassen bedient werden. Die Priester vom ersten Range werden als die Bewahrer der Wissenschaft der Götter angesehen, und ihre Verrihtung ist das heiligste. Überall, wo sie hinkommen, breitet man eine feine Matte, oder ein weißes Tuch über den Stuhl, den man ihnen darreicht, eine Ehre, die ihnen mit den Königen gemein ist, sie müssen auch alle vom höchsten Adel seyn. Sie haben Tempel von ungemein schöner Bauart und von erstaunlichen Einkünften. Die Tempel haben mehr Einkünfte und Beamte, als der König. Die Priester tragen einen gelben weiten Rock, der an den Lenden gesaet ist, mit einem Gürtel

tel von Schmirer. Sie gehen mit bloßen und beschornen Haupte, und tragen eine Art von Fächer in der Hand, um sich vor der Sonnenhitze zu verwahren. Sie sind die Vorgesetzten aller andern Priester auf der Insel. So bald sie ihre Ämter niederlegen, und ihre Kleider in den Fluß werfen, treten sie in den weltlichen Stand, und können sich verheurathen. Die zweite Klasse hat weniger Ansehen, und trägt gemeine Kleider, ihr Gottesdienst besteht darinnen, daß sie dem Gößen gekochten Reis und andere Speise vorsetzen. Sie bauen die Erde, und sind von keiner allgemeinen Schuldigkeit befreit. Die Priester der dritten Klasse werden zum Dienst der Geister oder Teufel gebraucht. Jeder andächtige Chingulese baut auf seine Kosten eine Pagode, von der er allezeit Sester und Priester wird, er opfert dem Teufel, wie die Indostaner, um das Uebel abzuwenden, daher ist die Zahl der Tempel und Pagoden auf Ceylon unermesslich, wo Dienstags und Sonnabends die Andacht gehalten wird. Die Processionen sind bei den Chingulesen in großer Achtung. Das Damenpiel und das Hahnengefechte macht einen ihrer angenehmsten Zeitvertreibe aus. Die Heurathsgefeße sind von weniger Kraft. So bald die Frau ihre Mitgabe wieder erlangt, ist sie vom Manne geschieden, und einige verheurathen sich vier bis fünf mal, ehe sie verbumden sind.

3.

Charakter der Ceylaner.

Die Ceylaner sind sanftmüthig, gesellig, verständig, arbeitsam, reinlich in ihrer Kleidung, höflich in ihrem Bezeigen, und haben nichts Grausames, weder in ihren Neigungen, noch in ihren Gebräuchen. Sie sind, wie alle indianische Völker, gut gebildet, und haben eine ansehnliche Länge und angenehme Bildung. Man rühmt ihren Muth, und besensders den Abscheu vor dem Diebstahl; dennoch haben sie auch häßliche Laster. Sie sind Lügner, Betrüger, und treulos, falsch im Handel, eitel und stolz. Sie sind übrigens von lustiger Gemüthsart und sehr aufgeweckt. Sie singen vom Morgen an bis in die Nacht, auch so gar des Nachts, wenn sie nicht schlafen können. Ihre Art zu grüßen ist frey und ungezwungen. Sie besteht im Emporheben der Hände, dabey der Daumen in die Höhe steht, und in einer kleinen Neigung des Leibes. Der Vornehmere hebt gegen den Geringern nur eine Hand auf, und wenn er ihm an Herkunft weilt vorgeht, so macht er nur eine Verbeugung mit dem Kopfe. Die Frauenzimmer grüßen sich, indem sie beide Hände auf die Stirne legen. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht aus einem leinenen Tuche um die Lenden, und einem Wams von Zeug mit Armbeln, das man an der Hand zutnöthigt, und das auf der Schulter Falten wirft. Den Kopf bedecken sie mit einer Mütze mit Ohren, die wie der Vorkübe ihrer Gestalt ist. Auf der linken Seite tragen sie eine Art

von Säbel, und im Busen ein Messer. Die Frauenzimmer haben ein langes Camisol von blau und roth geblümten Zeuge, das ihnen den ganzen Leib bedeckt. Ein Stück seidener Zeug auf dem Kopfe, Juwelen in den Ohren und am Arme und Hals, ist ihr ganzer Aufputz. Der Gebrauch giebt ihnen die Freyheit Besuche von den Mannspersonen anzunehmen, ohne daß sie durch die Gegenwart ihrer Männer geängstiget werden. Sie haben keine unangenehme Gestalt, und wissen sich wohlstandig aufzuführen, und sich Hochachtung zu verschaffen. Mannspersonen und Frauenzimmer sind nett in ihrem Anzuge und in ihrem Puge, welcher aus den reichsten und prächtigsten Zierrathen zusammengesetzt ist. Die Weibspersonen salben die Haare mit Kokosöl, damit sie glänzen. Die Mannspersonen lassen sie lang wachsen und auf den Schultern fliegen, bey ihren Uibuntgen knüpfen sie sie dennoch zusammen. Weder die einen noch die andern tragen Schuhe und Strümpfe, dieß ist eine Ehre, die bloß dem Monarchen vorbehalten ist. Die Geburt giebt den Unterschied. Die Camisoler der Frauenzimmer, z. B. sind mehr oder weniger lang, nachdem der Grad des Adels sie mehr oder weniger vom gemeinen Stande unterscheidet. Eine Frau von niedriger Herkunft, geht vom Kopf bis auf den Gürtel nackend, und ihr Rock reicht nicht über die Knie. Bey einer Mannsperson von eben dem Stande, darf der Rock nicht über die halbe Wade herunter gehen, so bald es aber kalt wird, darf sich jeder kleiden, wie er will, und man braucht sich bey keiner vornehmen Person,

son, der man auf der Strasse begegnet, zu entschuldigen. Die meisten Häuser sind nur mit Stroh gedeckt, und haben ohne Gänge und Geländer um das Dach herum. Der Girkel jedes Gebäudes, ist mit irdenen Gefäßen geziert, und die Fenster sind mit Silber beschlagen. Die Thüren sind mit Schnitzwerk, und die Schlösser und Riegel mit gestochener Arbeit verziert.

Die Nation der Vedas.

Außer den Chingulesen, welche die Mitte der Insel bewohnen, und den Holländern, welche die Seestädte besitzen, ist noch ein anderes Volk, das Vedas genannt wird, und unabhängig von beiden Nordceylon bewohnt. Es ist in verschiedene Familien getheilt, die einen eignen Distrikt besitzen, und jede ihr Oberhaupt hat. Diese Insulaner, welche von der Art der Albiner zu seyn scheinen, *) sind tapfer, großmüthig, höflich gegen Fremde, aber im höchsten Grade zur Eifersucht und Mißtrauen geneigt. Sie reden sehr wenig und gehen fast nackend; die Weiber haben nur eine Schürze von den Hüften bis auf die Knie, und die Männer ein bloßes Tuch der Erbarkeit wegen zur Decke. Sie sind klein von Statur und haben keinen starken dauerhaften Körper. Ihre Waffen sind Pfeile und ein sehr langer Bogen mit einer eisernen Spitze versehen, den sie auf die Erde setzen, wenn sie ihre Pfeile abschießen: dieser Bogen dient ihnen auch statt der Lanze. Sie leben von der Jagd

D 3

und

*) S. den Artikel Albiner.

und den Früchten, die sie sammeln: Sie bleiben unter dem ersten Baum, den sie antreffen, nur brauchen sie die Vorsicht, daß sie einige Zweige herum stecken, das mit sie vom Uiberfall der wilden Thiere aufgeweckt werden. Diese Lebensart beraubt sie dennoch nicht des Umgangs mit ihren Nachbarn. Sie verkaufen an sie Honig, Bretter, Thierhäute, Archhall und Früchte. Wenn einer von ihnen beleidigt wird, so geht er zu dem Oberhaupte des Bezirks, setzt sich mit einem grünen Zweig in der Hand dessen Hause gegen über, und bleibt einige Tage lang stillschweigend in dieser Stellung, bis ihm der Vorgesetzte Recht wiederfahren läßt. Wenn ihm hingegen keine Genugthuung wiederfährt, so steckt er den Zweig in die Erde und geht fort, entweder seinen Feind zu suchen, oder den Bezirk zu verlassen.



Von den Chinesern.

Die Reisen, die Beschreibungen, die Handlung, die Sammlungen in Naturalien und Kunstsammlern, haben uns aus den Missionar und andern glaubwürdigen Nachrichten, seit dñ Haltungs Zeit so bekannt mit diesem Volke gemacht, als ob es unsere nächsten Nachbarn wären. Viele Pariser und Londner lassen sogar in Kanton stücken, und empfangen jährlich die neuesten Arbeiten aus Peking, wie wir die ihrigen aus Mode und Nachahmungssucht kommen lassen. Ihr Handlungsgeist allein, nebst der unermüdlischen Arbeitsamkeit und Geschäftigkeit, die er voraussetzt, ihr Fleiß in Manufakturarbeit, ihre Kultur im Lande, ihre Erfindsamkeit in Allem, was das Leben angenehmer machen kann, dieß ist die Quelle ihrer erstaunenswürdigen Volksmenge, die Größe ihrer Städte, des blühenden Ansehens ihres Landes, der ungehlihen Kanäle, die es durchschneiden, und die mit Armeen von Masten überdeckt sind. Paris ist nur ein unvollkommener Begriff von Peking. Ordnung, Schönheit, Umfang, Bequemlichkeit und Volksmenge, alles übertrifft jede andere Residenz, Pracht und Vergnügen herrschen dort zwar nach orientalischen Geschmack viel geräuschloser, aber wesentlicher und beständiger. In der That ist alles, was uns Geschichte und Erfahrung von dieser größten und blühendsten Nation, ihren undentlich langhergebrachten Ver-

D 3 fassungen,

fassungen, ihren Wissenschaften und Künsten, ihren Sitten und unveränderten Gebräuchen sagt, bewundernswürdig, und ob wir uns zwar schon über einige ihrer vorzüglichsten lobenswürdigsten Gebräuche im Zusatz zum Sabatierischen Werke erklärt haben, so bleibt uns dennoch ein so weites Feld zur Betrachtung übrig, daß dieses Volk ein Hauptgegenstand aller, die mit der Menschlichkeit vertraut werden wollen, ist.

Alles, was eine Nation groß und verehrungswürdig machen kann, vereinigt sich bey diesem größten Volke der Welt, um es über alle Nationen der bekannten Welttheile zu erheben. Man hat die mächtigsten Monarchien und die Republiken von Athen und Carthago, von Rom und Peru zu Grunde gehen sehen, nur China allein hat, gleich jenen Strömen, die ihr Wasser mit unaufhaltsamer Majestät fortrollen, nichts von seiner Würde, und von seinem Glanze verlohren. Wenn es bisweilen durch innerliche Unruhen erschüttert ward, und die Thronfolge auf eine andere Herrschaft kam, so dauerten dennoch die Unruhen nicht lange, und die glückliche Konstitution des Staatskörpers, fand in den eignen Kräften ihrer Geseze die verlohrene Gesundheit wieder. Die letzte Staatsveränderung, die China im Jahre 1644 den Tartarn unterwarf, breitete die Gewalt und den Glanz der Monarchie nur noch mehr aus, da die wichtigsten Theile der großen Tartarey, mit dem alten chinesischen Reiche vereinigt wurden. Jetzt ist China auf dem Gipfel seiner Größe, die von keiner auswärtigen Macht Einfälle, noch von ihnen Aufstände zu befürchten hat.

Seen,

Seen, Flüsse, Kanäle, Länder, Städte auf dem Lande, Städte auf Schiffen, alles wird von einem Fleiße belebt, der eben so erstaunlich, als der Anblick von dem, was ihn bewirkt, und was er hervorbringt, seyn muß. Die Untersuchungen des H. von Pauth, über **Ägypter und Chineser**, und was darwider geschrieben worden, so wohl, als alle Missionsnachrichten und Reisen, gestehen einstimmig, daß die **chinesische Monarchie**, wenigstens ebenso alt ist, als der **Ägypter** ihre, älter als irgend einer bekannten Nation, und sie selbst rechnen weit über die Sündfluth hinaus.

Die heroische und fabelhafte Zeit, wird von den Gelehrten der Nation selbst nur von Kaiser So-hi an gerechnet, und bis auf den Kaiser Hou, als dunkel angesehen. Nur von diesem letzten ist es gewiß, daß er 2400 Jahr vor Christi Geburt anfieng zu regieren, und daß er in seiner achtzigjährigen Regierung auf nichts, als auf die Verbesserung der Nationalverfassung dachte. Von dieser Epoche an erhält die Zeitrechnung ihre Gewisheit, und da er die Sternkunde so gewiß als richtig berechnete, so zeigt diese Wissenschaft allein schon an, daß er unter einer sehr gesitteten Nation herrschen mußte, wie H. v. Voltaire sehr zuverlässig schließt.

Seit Hous Zeiten, zählt China 22 Dynastien oder Regimentsfolgen kaiserlicher Familien, die sich im Kaiser Kie, dem 17ten seines Geschlechtes endigen. Vor des Kaisers So-hi Zeiten, war das Volk in seiner natürlichen Autonomie wild und unbändig. So-hi brauchte also die Mittel, die alle erste Gesch.

geber anzuwenden, nemlich das Vorgeben eines göttlichen Umgangs. Er sagte, daß er die Gesetze, die er ihnen gab, auf dem Rücken eines Thieres, das halb Pferd und halb Drache war, gesehen hätte. Die List gelang ihm so gut, als dem Minos, Numa, Mangotapak, Menes, Mahomed, und andern. Seit seiner Zeit ist dieser Drache das Simmbild, das alle Kanfer statt eines gestickten Sterns, auf der Brust tragen, das Zeichen der öffentlichen Verehrung, und die Bewunderung des Volks, das überall das Wunderbare liebt.

Der Kanfer Xou ließ eine Glocke, eine Trommel und drey Tafeln von Metall, vor seine Thüre setzen, bei jeder Berührung ertheilte er Gehör, und sprach das Recht.

Die Mauer, welche China von der Tartarey scheidet, und über 500 Meilen in der Länge, über Berge und Thäler fortläuft, ward unter dem Kanfer Chi-hoang-ti erbaut, und als ein Wunder der Welt verehrt.

In der That übertrifft eine solche dreßsig Fuß hohe und 20 Fuß dicke, meistens gemauerte Schutzwehr, von 500 Meilen der Länge, Pyramiden und Labyrinth, Mausoleen, Pharos und Kolosse der Alten, ohne Vergleich. Eben dieser Kanfer, um die Nachwelt zu nöthigen, von ihm allein reden zu müssen, ließ alle Bücher, wie ein zweyter Omar, verbrennen. Vou-Ti ließ aber die Ueberbleibsel, die der tyrannischen Wuth Chi-hoang-ti entgangen waren, wieder auffuchen, und in öffentlichen Schulen zum Unterricht

nicht aufstellen. Chi-Tsou regierte mit dem heiligen Ludwig zu gleicher Zeit, und ward wegen seiner weisen und gütigen Regierung angebetet, wie jener. Unter ihm ward der kaiserliche Kanal, der ganz China in einer Länge von 600 Meilen durchschneidet, beendet. Kein europäisches Monument ist mit diesem zu vergleichen, und China ist voll von Kanälen, von gleichem Nutzen und Pracht.

China hat so gar ein besonderes historisches Tribunal, in welchem die Historiographen mit nichts, als mit der gewissenhaftesten Aufzeichnung ihrer Regenten, Tugend, und Lastergeschichte beschäftigt sind. Dieser Richterstuhl ist so unerbittlich, als die Zeit, und so treu, als die Wahrheit, die er geschworen hat zu schreiben, und sie schreibt. Jeder schreibt besonders, und wirft seinen Aufsatz in das Archiv, mit seinem Namen bezeichnet.

Einer von den Söhnen des tartarischen Fürsten Tayr-Sou, bemächtigte sich nach langen Kriegen und Rebellionen, Peking, und setzte seinem Neffen die Krone auf, welcher der Vater des berühmten Cang-Hi war, unter dem die christliche Religion so blühend in China ward. Seine Regierung war in China eben so glorreich, als Ludwigs XIV. in Frankreich, und beide Regenten verdienen in mehr als einem in die Analogien der größten Männer zu kommen.

I.

Feldbau der Chineser.

Unter allen Völkern, die ich gesehen habe, sagt der Verfasser der philosophischen Reisen, *) ist keines, das den Ackerbau so in Ehren hält, und zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hätte, als die Chineser. Ich bin nach China gereist, und da ich nahe daran war, sahe ich noch kein Land, sondern einen Wald von Masten, eine unzählbare Menge Schiffe bedeckten das Meer. Dies sind Tausende von Fischern, die in dem Wasser den Unterhalt, vor ein so großes Volk suchen. Endlich sah ich doch Land, und fuhr durch diese Fischer durch, die überall ihre Netze auswarfen. Ich kam in den Fluß Kanton; er ist eben so bevölkert, als das Land. Seine beiden Ufer sind mit Gebäuden besetzt, die vor Anker liegen, eine unabsehbare Menge Schiffe laufen im eigentlichen Verstande, theils mit Rudern, theils mit Seegeln, mitten durch sie hin, und entziehen dem Auge, indem sie sich in die Kanäle begeben, die durch Menschenhände gestochen worden sind, und sich in den Feldern, die sie wässern und fruchtbar machen, durchkreuzen. Unermessliche Gefilde, die mit Reis bedeckt sind, und zwischen denen sich von allen Seiten wohl angelegte Dörfer erheben, zieren den Hintergrund dieses Gemähltes.

Ich

*) *Voyage d'un Philosophe ou Observations sur les mœurs et les arts des peuples de l'Afrique de l'Asie* etc. 1768.

Ich komme in Kanton an, hier ist ein neues Schauspiel: der Lerm, die Bewegung, die Menge vermehrt sich, das Land und das Wasser, alles ist mit Menschen bedeckt. In dieser Stadt allein befinden sich auf achtmal hundert tausend Seelen. Mein Erstaunen vermehrt sich, wenn ich erfahre, daß fünf Meilen nördlich von Kanton, den Fluß hinauf, ein Dorf ist, das Jachan heisset, und eine Million Einwohner hat, und daß dieß weite Reich, das sich ungefehr 600 Meilen in die Breite, und eben so viel in die Länge erstreckt, eine ganz unzählbare Menge Menschen enthält.

Das ganze Geheimniß besteht darinnen, daß sie den Boden gut anbauen, zu rechter Zeit die Erde umstehen und besäen, alles Land brauchen, was nur etwas tragen kann, und den Getreidebau allen andern vorziehen, um die Nation zahlreicher, als alle andere, und unbedürftiger in ihren eignen von allen fremden Reichthum zu sehen. Die Chineser haben keine, weder natürliche noch künstliche Wiesen, und sie wissen nichts von Brachfeldern. Eine Wiese würden sie als Land betrachten, das brach liegt. Sie brauchen alles zu Korn, und vornemlich die Ländereyen, die wir zu Wiesen anwenden, die niedrig liegen, folglich fruchtbarer sind, und gewässert werden können. Sie sagen, daß ein Acker Landes, der mit Getreide besäet ist, so viel Stroh geben wird, die Thiere zu ernähren, als er Heu würde gegeben haben.

Ob ihr Boden gleich nicht besser ist, als der unserige, so trägt er in den nördlichen Provinzen ein bis zweymal

mal des Jahres, und auch wohl fünfmal in zwei Jahren, in den südlichen Ländern, ohne seit zwei tausend Jahren auch nur ein einziges mal ausgeruht zu haben. Ohne Wiesen unterhalten sie eine Menge Büffel, Ochsen, Pferde, und andere Thiere aller Art, die ihnen zu ihrer Arbeit, zu ihrer Nahrung und Dingen nöthig sind. Diese Thiere werden theils mit Stroh, theils mit Wurzeln, Bohnen und Getrende aller Art gefüttert. Sie haben nach Verhältniß weniger Vieh als wir, aber sie bedürfen es nicht, da das ganze Land mit Kanälen durchschnitten ist, die von Menschen gegraben, von einem Fluße zum andern gezogen, und ohnweit bequemer und wohlfeiler sind, als jede andere Art von Transport.

Die öffentlichen Landstraßen sind unsern Fußsteigen gleich. Kanäle sind ohnweit mehr werth, als breite Straßen. Sie machen das Land fruchtbar, und verschaffen dem Volke Fische. Es ist kein Unterschied zwischen der Last, die ein Schiff trägt, und der, die man auf ein Fuhrwerk zu Lande laden kann, so wenig als zwischen den Kosten von beiden.

Die Chineser kennen den Gebrauch der Kutschen und aller Arten von Equipagen nicht, die wir in Europa haben. Alle die Tausende von Pferden, die bei uns ganz umsonst den Nutzen vieler tausend Meilen unserer besten Ländereien verzehren, könnten ernährt, und noch einmal so viel nützende Menschen unterhalten werden. Der Kaiser und die Mandarins werden in den Städten sicher, und ihrer Würde anständig von Menschen getragen, deren Gang ruhig, edel

und

und gefahrlos ist. Sie reisen in einer Art von Gasleere, die weit bequemer, viel sicherer und prächtiger, auch weit wohlfeiler ist, als unsere Landfahrzeuge.

Auch die allerjähstesten Berge sind brauchbar gemacht. Sie sind als Terrassen gearbeitet, und stellen von weiten unermessliche Pyramiden vor, die in viele Stetzwerte eingetheilt sind. Eine jede von diesen Terrassen trägt jährlich ihre Erndte von einer Art Getreide, oft auch von Reis, und das Verwundernswürdige daran ist, wie das Wasser des Flusses, oder Kanals, oder Brunnens vom Fuße des Bergs bis zur höchsten Spitze, durch ein tragbares Paternosterswerk gebracht wird, das bloß von zweien Menschen abhängt.

China hat die Glückseligkeit seines Ackerbaues, seiner Regierung, seinen einsaltigen Sitten, und seinen vernünftigen Gesetzen zu danken. Das Reich ward durch Ackerleute gegründet, und zwar in jenen glücklichen Zeiten, wo die Erinnerung an die Gesetze des Schöpfers noch nicht verlohren gegangen, und das Bauen der Erde die edelste und des Menschen würdigste Arbeit war. Seitdem Jo-hi, der einige Jahrhunderte nach der Sündfluth das erste Oberhaupt der Nation war, und in dieser Wunde dem Landbau vorkam, haben sich alle Kaiser einen Rufm daraus gemacht, die ersten Ackerleute des Reiches zu seyn.

Alle Jahre, am 15ten des ersten Mondes, der mit den ersten Tagen unsers Merzens übereinkömmt, begibt der Kaiser in Person die Ceremonie der Eröffnung der Erde. Er begiebt sich im prächtigsten Gefolge
auf

auf das Feld, das dazu bestimmt ist. Zwei Seiten des Feldes sind mit Officiern und den Leibwachen des Kaisers besetzt, die dritte bleibt für alle Ackerleute der Provinz, die ihren Kaiser ackern wollen sehen. Die Staatsbedienten aller Tribunale besetzen die vierte. Der Kaiser begiebt sich allein aufs Feld, wirft sich nieder, legt neunmal sein Haupt auf die Erde, dem Gott des Himmels oder den Tien anzubeten: er spricht laut ein Gebet, das von der Kammer der Gebräuche aufgesetzt ist, er opfert alsdenn als der oberste Priester seines Reichs einen Ochsen. Man bringt während der Ceremonie dem Kaiser einen Pflug, vor dem ein paar prächtig geschmückter Ochsen gespannt sind. Der Regent legt seine kaiserlichen gelben Kleider ab, faßt die Pflugsterze an, und zieht einige Furchen, so lang das Feld ist, und überlebt alsdenn den Pflug den vornehmsten Staatsbedienten, die nach einander pflügen, und sich untereinander beceifern, diese Ehrenvolle Arbeit mit mehr Geschicklichkeit zu thun, als der andere. Die Ceremonie endigt sich mit Austheilung an Gelde und Seidenzeug an die gegenwärtigen Arbeiter, die das übrig gelassene Ackerwerk vollenden. Einige Zeit nachher, wenn das Land geackert und gedüngt ist, fängt der Kaiser die Saat des Feldes an, und verrichtet dieß in der nemlichen Ceremonie, wie zuvor.

Am nemlichen Tage geht eben diese Feierlichkeit in allen Provinzen des Reichs vor sich, und wird von den Unterkönigen verrichtet. Alle Jahre schicken die Unterkönige die Namen der Ackerleute nach Hofe, die sich vor andern in ihrem Ackerbau hervorgethan haben,

haben, entweder durch Kultur noch unangebauter Ländern, oder durch bessere Bearbeitung eines schon tragbaren. Der Kaiser unterscheidet alle diese vorzüglichen Namen durch Privilegien und Ehrentitel. Wenn irgend ein Feldmann eine Erfindung aufgebracht hat, die dem Staat zum Nutzen gereicht, so läßt ihn der Kaiser an Hof ziehen, auf öffentliche Kosten reisen, adelt ihn samt seinen Vorfahren, und überhäuft ihn mit Wohlthaten.

2.

Gartenanlage der Chineser.

Herr Chambers giebt uns von der Kunst der Chineser eine so vortheilhafte Idee, die so wohl wegen des dadurch ausgezeichneten Chinesischen Charakters und Geschmacks, als wegen der Nachahmung in England und Frankreich, verdient näher entwickelt zu werden. Die Vollkommenheit ihrer Gärten besteht in der Zahl, der Schönheit und Verschiedenheit der Austritte, die in kurzen und krummen Spaziergängen zu irgend einem angenehmen Gegenstand führen, denn die Chineser sind keine Liebhaber vom Spazieren. Ihre Künste unterscheiden drey Arten von Austritten, denen sie die Namen der angenehmen, der schrecklichen und der bezaubernden geben.

Ihre bezaubernden kommen mit denen überein, die wir romantisch nennen, und sie brauchen dabei mancherley Künste, Erstaunen zu erregen. Zuweilen machen sie einen reißenden Strom, der unter der Erde fortgeführt wird, dessen lärmendes Geräusch einen

einen Fremden aufmerksam macht; anderswo vertheilen sie die Felsen und andere Gegenstände, welche zusammen gehören, in solche Stellungen, daß der Wind, der durch die verschiedenen Oefnungen durchstreicht, ganz fremden und ungewöhnlichen Schall hervorbringt. In diese Austritte bringen sie alle Arten außerordentlicher Bäume, Pflanzen und Blumen, machen künstliche und zusammen gekehrte Wiederhalle, und versammeln dahin besonders seltne Thiere.

In ihre Austritte des Schreckens bringen sie überhängende Felsen, finstere Hölen und ungestümme Wasserfälle, die von allen Seiten der Berge herabfallen, die Bäume sind alle ungestalt, und dem Schein nach, von der Gewalt der Bitterung zerrissen. Einige sind niedergeschlagen, und dämmen den Strom, andere sehen zerschmettert aus, als ob sie vom Blitz getroffen wären: Die Gebäude stellen Ruinen vor, andere sind vom Feuer halb verbrannt, und einige Hütten sollen den Gegenstand des Jammers ausdrücken.

Auf diese folgt gemeiniglich die Uiberraschung mit den angenehmen Uibergängen. Sie führen den Zuschauer von eingeschränkten zu unbegrenzten Ausichten, von schrecklichen zu ergößenden Austritten, von Seen und Bächen zu Ebenen, Hügeln und Wäldern, von finstern und trüben Farben zu hellen und glänzenden, von zusammengesetzten Gestalten zu einfachen, und theilen mit einsichtsvoller Anordnung die verschiedenen Massen des Lichts und Schattens so aus, daß die ganze Ansicht auffallend wird.

In ihren großen Gärten bringen sie verschiedene Austritte für den Morgen, Mittag und Abend an, und richten, im gehörigen Gesichtspunkt Gebäude auf, die sich zu der Ergözung jeder Tageszeit schicken. In den kleinen Gärten, wo eine Anlage mancherley Vorstellungen zuwege bringe, stellen sie in den verschiednen Gesichtspunkten, Gebäude, deren man sich in den Tageszeiten bedient, da man des Austritts in seiner höchsten Vollkommenheit genießen kann.

Sie bringen der heißen Himmelslage ihres Landes wegen, so viel Wasser als möglich in ihre Gärten. In den kleinen setzen sie oft den ganzen Grund unter Wasser, und lassen nur einige Inseln und Felsen hervortragen; in den größern machen sie weite Seen, Flüsse und Gräben. Die Ufer der Seen sind zur Nachahmung der Natur auf mancherley Art verziert, theils kahl und sandig, theils bis an den Rand des Wassers mit Gebüsch bedeckt. Einige Stellen sind eben, und mit Blumen und Strauben geschmückt, andere sind steil, felsicht, und haben Hölen, in die sich das Wasser mit großem Geräusch und Gewalt ergießt. Bald sieht man Wiesen, die mit Heerden bunte Scenen aufstellen, oder Reisfelder, die sich in den Seen versieren, und zwischen ihnen Durchgänge für kleine Schiffe haben, dort Wäldchen, in welche von verschiedenen Seiten her Seen und Bäche eindringen, die für kleine Schiffe tief genug sind, und an ihren Ufern mit Bäumen prangen, die mit ihren überhängenden Aesten natürliche Lauben bilden, unter denen man wegsfährt. Gemeiniglich führen diese Wasser zu einem

sehr einnehmenden Gegenstände, zu einem prächtigen Gebäude, auf Terrassen, die auf einem Berge ausgehauen sind, zu kleinen, mitten auf der See angelegten Sommerlauben, zu Wasserfällen, Grotten mit verschiedenen Gemächern, zu künstlichen Felsen und andern ähnlichen Erfindungen.

Ihre Flüsse sind selten gerade, sondern schlängelnd und gebrochen, bisweilen eng, rauschend und schnell, bisweilen tief, breit und langsam. Man findet darinnen außer dem Noth besonders das angenehme *Lien-So-a*. Oft richten sie Mühlen und Wassermaschinen an, deren Bewegung die Auftritte belebt. Gondeln finden sich in allen ihren Gärten. Auf ihren Seen finden sich bald wüste, bald angebaute lustige Inseln.

Die Verfertigung der künstlichen Felsen, ist in China ein ganz eignes Handwerk. Die Steine, daraus sie gebildet werden, kommen von den mittägigen Küsten, sie sind bläulich, und von den Seewellen in unregelmäßige Gestalten ausgespült. Sie geben für ein schönes Stück von diesem Steine, oft einen *Leang* oder *Tael*, welches so viel am Gewicht beträgt, als der Werth eines *Thalers* ausmacht. Die Gartenselsen werden zu Grotten so gebildet, daß die Aussicht allezeit einen angenehmen Gegenstand vor sich hat, und an einigen Stellen von Bäumen, Stauden, Dornsträuchern und Moos überdeckt sind; auf die Spitze setzen sie kleine Tempel oder andere Gebäude, zu welchen man auf rauhen und unregelmäßigen Treppen kommt, die in Felsen gehauen sind.

So oft sie Gelegenheit finden, bringen sie Kaskaden an, wo überall Regelmäßigkeit und Symmetrie vermieden, und die schöne Natur bloß in ihrer wilden Anmuth nachgeahmt wird. Oft bauen sie furchterliche hölzerne Brücken, von einem Felsen zum andern, da, wo der Wasserfall am jähesten ist, und unterbrechen den Übergang durch Bäume und Steinhäufen, die von der Gewalt des Stroms herabgestürzt zu seht scheinen.

In ihren Baumgärten wechseln sie mit den Gestalt und Farben der Bäume ab, und mischen solche, die starkarmig und weit ausbreitendem Wuchs sind, unter die hohen und pyramidenförmigen ein. Die Threanewende ist einer von ihren Lieblingsbäumen, und man findet sie beynahe überall an den Seiten der Ufer gepflanzt.

Die Künste sind bey den Chinesern bis auf die geringsten Kleinigkeiten aufmerksam. Bisweilen führen sie durch finstere Hölen und dunkle Gänge, an dessen Ende man mit einem male die angenehmste Gegend hervor blicket sieht, wo die verschwenderische Natur ihren ganzen Reichthum zum Entzücken des Auges vereinigt hat. Das Ende ihrer Seen vertheilt sie allezeit, und lassen der Einbildung Raum zu wirken.

Sie vermeiden durchgängig gerade Linien. Ist der Grund eben, so lassen sie den Gang gerade ausgehen, doch ohne ihn durch Linienbaumpflanzung einzuschränken. Haben sie Holz und Unebenheiten vor sich, so wählen sie überall die Situation, welche die Kunst

am besten beschäftigen, und die Natur in ihren angenehmsten Reizen zeigen kann. Das, was wir Massen nennen, ist ihnen nicht unbekannt, nur daß sie sich deren seltener, als wir bedienen. Sie betrachten einen Baumgarten, wie die Mahler ein Gemählde, und grouppiren ihre Bäume auf eben die Art, wie diese ihre Figuren, sie haben ihre Haupt- und Nebenmaasse.

Ihre Kunst scheint leicht, die Ausführung erfordert aber Genie, Urtheil und Erfahrung, starke Einbildungskraft und tiefe Kenntniß des menschlichen Gemüths, denn nichts ist richtiger, als was Home sagt, daß die Gegenstände Ursachen unserer Sitten sind, daß rauhe Gegenden Mißvergnügen und mürrische Launen einflößen, reich geschmückte hingegen die Güte der Gottheit, und den reichen Vorrath, den sie zu unserm Vergnügen ausbreiten, zeigen, wodurch unsere Seelen zu Dank und wohlthätigen, sanften und gefälligen Neigungen, fähig gemacht werden. Die Kunst der Chineser zeigt also, wie sehr sie Kenner des Herzens und der Naturschönheiten in ihrer Originalität sind.

3.

Anlage und Beschaffenheit der Städte in China.

Wenn man eine Chinesische Stadt gesehen hat, so ist dies hinreichend, um sich einen vollständigen Begriff von allen andern zu machen. Die Anlage ist viereckig. Der große mittlere Platz wird von
zwey

zwei Hauptstraßen durchschnitten, die nach den Thoren in gerader Linie zu führen. Jedes Quartier ist wieder von andern Nebengassen, bald breiter, bald enger getheilt. Die Häuser haben selten zwei Stöcke. Graben, Wall und Thürme schließen diese regelmäßigen Handels- oder Festungslage ein.

Man zählt über 1500 Städte in China, die Forts, Schanzen, Flecken und Dörfer ungerchnet. Die Mauern, die sie umgeben, sind von Erde, und der Häuser ihre von Leimen. Die Fenster gehen nicht auf die Straße heraus. Die Vorrichtung sich nicht sehen zu lassen, geht so weit, daß sie hinter der Hausthüre so gar noch eine kleine Mauer auführen, auf welcher ein Schirm steht, damit sie die Ankommenden sehen können, ohne von ihnen gesehen zu werden.

In den Städten sieht man eine Menge Thürme von ansehnlicher Höhe, auf den Gassen Triumphbögen, schöne Tempel, Denkmäler den Verdienstlichen zu Ehren aufgestellt, öffentliche Gebäude, die eben so groß als prächtig sind, Krantläden, die mit Porcellain und lackirter Arbeit ausgerüstet sind, acht Fuß hohe Tafeln mit der Ankündigung dessen, was in jedem Magazine verkauft wird.

Die Schönheit der Chinesischen Hauptstraßen, wird vom vorgesetzten Mandarin jeder Provinz und Stadt so sehr zur Bequemlichkeit erhalten, daß man eine Menge Alleen, wie in Frankreich, eben so viele Kanäle mit Quaderstücken eingefast, wie in Holland, gepflasterte und mit Mauern umgebene, durch Berge und Felsen gehauene, breite und ebne Wege, die

schönsten Dämme, und bald Thürme, mit Schildwachen, bald Bogenklöster, in welchen Gastfreundschaft herrscht, bald Grotten von gütigen Mandarins zum Ausruhen, und Reisebücher durch das ganze Land antrifft,

Die ausgestellten Schildwachen, die man so oft auf den Strassen antrifft, sind sowohl zur Sicherheit der Reisenden, um allen Straßenraub zu verhüten, zur Anzeigung der Strassen, Städte und Reuten, als auch zur Fortschaffung der Briefe vom Hofe durchs Land, und zu Corps de Gardes bestimmt, die vorbeiziehenden Mandarins zu ehren.

Wenn jemand in der Sänfte getragen wird, so muß in Städten allezeit ein Reuter vorher Platz zu machen suchen, denn die außerordentliche Volksmenge ist bey nahe in allen großen Städten, so, wie in Paris, und die Lastträger machen alles Fuhrwerk in Städten unnöthig. Die Strassen sind der Hitze wegen bedeckt, und des Abends, so bald es finster wird, mit einem Schlagbaum geschlossen, welches Ruhe und Ordnung erhält.

Peking ist meistens von Ziegeln aufgeführt, und mit gelben Ziegeln gedeckt, die ihrer vortreflichen Glanz wegen, in der Sonne, wie Gold glänzen. Auf dem Dache sind Löwen, Drachen, und andere Figuren. Die tartarische Stadt ist von der chinesischen unterschieden. Der kaiserliche Pallast hat fünf Viertelstunden im Umkreiß, und wird durch neun große, auf einander folgende Höfe getheilt. Die Thore sind mit Gebäuden von Marmor überbaut, auf
wel-

welchen eine Glocke den Schluß der Höfe des Abends ankündigt: Das Dachwerk besteht aus Altanen, Geslänbern mit Baldachins, und Erkern, die grün angestrichen, und mit goldenen Drachenfiguren versehen sind.

Man nennt die Theile des kaiserlichen Pallasts mit orientalischer Worttracht: die tausendbogige Pforte, den Saal der allerhöchsten Eintracht, das reine und unbeleckte Himmelschor, die Säulen der geheimnißvollen Stärke, und in der That ist kein Monarch in der Welt, der prächtiger wohnen könnte, als der Kaiser von China. Der Hof ist mehr eine Stadt, als ein Pallast zu nennen, und man unterscheidet um den Wohnpallast des Monarchen zu jeder Verrichtung besondere Gebäude voll abwechselnder Pracht und Herrlichkeit.

Der Kaiser erhebt sich in den Pallast der blühenden Wissenschaften, um sich mit den Gelehrten zu unterhalten, oder die Fasten zu halten, er begiebt sich in Kriegsangelegenheiten in den Pallast des Kriegsraths, und im Pallast der verstorbenen Kaiser sieht man die vormaligen Regenten, wie zu St. Denys oder Westminster, in ihrem Ornat aus Adlerholz geschnitzt, auf ihren Thronen, vor welchen Tafeln mit Leuchtern, Pfannen und Riekrathen stehen. Im Pallast der Güte und Klugheit, werden dem jüngstverstorbenen Kaiser die Exequien gehalten.

Der Thronerbe bewohnt den Pallast des Mitleids und der Freude, die übrigen Prinzen bleiben bis zu ihrer Vermählung im Pallast der blühenden Eintracht, und wenn die Veränderung erfolgt, so geschieht

dieß im Pallast der kaiserlichen Vermählung. Die kaiserliche Mutter bewohnt den Pallast der Frömmigkeit, ihre Tochter den Pallast der Sanftmuth und Glückseligkeit.

Die Weiber des verstorbenen Monarchen halten ihren Hofstaat in den Pallästen der schuldigen Achtung, des langen Lebens und der himmlischen Ruhe, so wie der, der vertrauten Freundschaft, der erhöhten Erde, und der den Himmel enthält, zum Vergnügen des Kaisers mit seinen Frauenzimmern dient. Zwey andere Gebäude, die von der überfließenden Tugend, und der Herren sehende Pallast genannt werden, enthalten die Juwelen der Krone und die Seltenheiten des Schatzes.

Außerhalb der Ringmauern, ist der blühende Thurm der Aufenthalt des Monarchen, den sehr großer Hitze, und wenn er Spazieren oder Fischen will, der Pallast der zehn tausend Vergnügen, außer vielen andern, die jeder ihren Gebrauch haben. Um das Schloßgebäude herum, sieht man noch 24 andere prächtige Gebäude, die den Oberhofbeamten zur Wohnung angewiesen sind. Die Aemter für die Keller, Küchen, Vorrathshäuser und Hofbedienten, stehen unter siebenzig tartarischen Herren, die einer unabhängigen Zahl Unterofficianten vorstehen.

Wenn man zu diesen Prachtgebäuden des Monarchen, die Ställe, die Vorrathshäuser, die Küchen, die Büchersäle, die Thiergärten, Lustwälder, Teiche, Kanäle, die erhabene Zusammensetzung der Pallais, die mit ihren abgesetzten Thürmen des Nero goldenem Pallaste gleichen, die marmornen Treppen, Gänge, Gelände

Geländer und Erker, diese Menge von Dächern, die in ihren grünen, gelben und blauglasirten Ziegeln, wie fließendes Gold und Smaragden aussehen; wenn man diese unüberschlichen Arbeiten von Kunst, Schnitzwerk, Firniß, Vergoldung, und innwendig den Reichtum der Matten, Tapeten, Stickereien, Lackirung, Mahleren, Mosaikwe, Porcellainpflaster und unendlicher Pracht überseht, so ist Europa nur ein Schatten, von der Herrlichkeit des ewigblühenden Chinas.

Die Staatsabsicht hindert, nichts als öffentliche Gebäude, wie ehemals die Athenienser thaten, der Pracht zu widmen. Alle Mandarinspaläste und Gerichtsplätze, fallen durch nichts, als ihre Größe und ihre edle Einfachheit ins Auge. Die 13 Thore sind von ungeheurer Größe, und die alten Stadtmauern in ihrer vierzig Fuß hohen Breite, noch so ansehnlich, daß wie auf den Mauern Carthagos ehemals, in Peking noch verschiedene Reuter neben einander zu reiten, Platz haben.

Nach der Ausmessung auf des Kaisers Lang-ki Befehl, hat Peking sechs Stunden im Umfang, dreizehn Vorstädte ungerechnet, und die unendliche Zahl der Lastträger, die auf den Barken wohnen, ausgeschlossen, die in den Haven zwei andere, beynahe eben so große Städte bilden.

Die Handwerksleute, welche mit ihren ganzen Werkstattten herum ziehen, um Kunden zu suchen, die Vernehmern von ihrem ganzen Gefolge begleitet, die Bauern, die mit Maulseeln, Kameelen, Karren, Tragseßeln und andern Fuhrwerk, unaufhörlich die Stadt

provlantiren, die Menge der Pockenreiser und ihre Zuschauer auf den Strassen, die Kramläden an den Seiten der Häuser und die Käufer, der Aufzug der Großen mit ihrer Reuterei, alles dieß verursacht ein Gewimmel von Menschen, und ein Geräusch, das dem Brausen der Meersfluthen, und einen Anblick, der dem Millionenfachen Grubeln eines Ameisenhaufens gleicht,

4.

Öeffentliche Anstalten in China.

Die Policen hat die Stadt in ungezählte Viertel abgetheilt, die unter gewissen Aufsehern stehen, welche auf zehn Haushaltungen Achtung zu geben haben, und dem Statthalter von allem, was vorgeht, Bericht erstatten. Die Häuser jedes Viertels müssen sich unter einander beschützen und bewachen, und insgesamt davor stehen, wenn irgendwo ein Diebstahl vorgegangen ist. Jeder Hausvater muß von der Aufsührung seiner Kinder Rechenschaft geben, und über seiner Thüre einen Zettel anslagen, auf welchem die Anzahl der bei ihm wohnenden Personen, und ihre Handhierung angegeben ist.

Tag und Nacht wird die Stadt von Soldaten bewacht, welche mit der Peitsche in der Hand, auf jeden, der fern macht, los hauen. Man hört fast niemals etwas von Mordthaten oder Todschlag in Peking. Jeder muß vor seinem Hause auf Reinlichkeit halten, und die Soldaten thun eben dieß auf den Strassen. Im Regen wird aufgegraben, in der Hitze mit Wasser gesprengt,

gesprengt, denn die Gassen sind, wie in **Isfahan**, ungepflastert. Die Besorgung geschieht in einer unglaublichen Geschwindigkeit, weil die Besatzung von 40,000 Mann nicht müßig, sondern wie alles in **China** thätig und nützlich seyn soll.

Des Nachts werden nur bekannte Leute in nöthigen Verrichtungen durchgelassen, weil man um diese Zeit von Zusammenkünften, Tänzen, Besuchen und Spaziergängen nichts weiß. Die herumziehenden Patrouillen kündigen sich durch eine Klapper, wie in **London** die **Pennypost** an, rufen einander an, und wer ohne nothwendige Verrichtung angetroffen wird, mit einer Tracht Prügel nach Hause gebracht. Der Statthalter von **Peking** macht täglich seine Runde, und erscheint immer, wo man sich seiner am wenigsten versieht. Niemand als die Soldaten darf sich Waffen zu tragen unterstehen, und die geringste Unordnung wird aufs schärfste bestraft.

In den größten Vierteltheilen der Stadt, werden die Nachtwachen durch Glockenschlag oder Trommeln angezeigt.

So bald der Tag dämmt, geschieht der erste Schlag, welcher, so oft eine Stunde vorbei ist, um einen andern Schlag vermehrt wird. Unterdessen wird das Lied gesungen: „Gehorcht euren Aeltern, ehret eure Greise und Obern, lebt einig und vermeidet die Sünde.“ Die Glockenschläge werden nur mit hölzernen Schwengeln auf eine viel angenehmere Art, als bei uns, nur zum Stundenschlag, nie zur Ehre der Todten, mit einem unerträglichem Geräusch vor die Thoren.

lebendigen zur Plage, und die Nachtwachen nur von den Wachhäusern nicht mit Brüllen auf den Straßen angegeben. Die große Glocke zu Peking ist mit der Moskauer, welche 300,000 Pfund wiegen soll, die größte auf der Welt.

Die Sternwarte, welche an der tartarischen Stadt anstößt, enthält Armillarsphären, Globen, Schróhre und Instrumente, von einer bewundernswürdigen Vollkommenheit.

Der Kaiser hält alle Gesandte fren, so lange sie in China sind, so wie alle zinsbare Fürsten und tartarische Vasallen, die ihre Huldigung zu leisten kommen. Die Gesandten haben, wie in Konstantinopel, auch in Peking, ihr besonderes Quartier, welches Abends geschlossen, und mit dem kaiserlichen Siegel verwahrt wird.

Der Gerichtshof der Gebräuche bestimmt zuvor die gegenseitigen Ceremonien, in welchen sich der Gesandte einige Tage vor der Audienz unterrichten lassen muß. Der Gang so gar besteht in einer Art von taktmäßigen Lauf, der statt der europäischen Verbeugungen eingeführt ist. Selbst die ernsthaftesten Missionairs haben sich gefallen lassen müssen, bey ihrer Audienz mit ganz kleinen Schritten, bis ans Ende des Saals zu laufen, stehen zu bleiben, die Arme sinken zu lassen, die Knie zu beugen, und drehmal dieses Gauckelspiel zu wiederholen, bis sie Befehl erhielten, sich vor dem Kaiser niederzuwerfen, und die Regel ist dattinnen so streng, daß man selbst bey der

lehtern

letztern russischen Gesandtschaft, nichts von dem eingeführten Ceremoniel nachgelassen hat.

5.

Audienzgebräuche in Peking. *)

Der Zug, welcher bey Einholung der Gesandten gebraucht wird, ist so groß, daß der ausgestellten Wachen ohngeachtet, die Gesandtschaft Mühe hat, durch das Gedränge zu kommen. Drey verschiedene Säle sind mit besondern Staatsbedienten besetzt. Vor dem Audienzsaal sind alle Minister und Große des Staats auf Kissen, und sitzen vor dem Eingange unter freyem Himmel. Auf beyden Seiten des Throns ist die Leibwache gestellt. 112 Fahnenträger haben jeder seine besondere Fahne. 22 Hofbediente sind mit reichgestickten gelben Sonnenschirmen mit Gold, in Gestalt der Sonnen versehen. Noch mehrere tragen Drachenfiguren und andere Sinnbilder, und hinter ihnen stehen die vornehmsten Herren des Hofes.

Der Kayser sitzt nach tartarischer Art, mit übereinander geschlagenen Beinen, auf einem Altarsitzlichen Thron mit Mandarins, Prinzen und Staatsministern umgeben. Damals trug der Kayser einen Auszug von Damast, braun mit blauen Unterkleidern, die mit Hermelin aufgeschlagen waren, um den Hals eine Korallenschur, und auf dem Haupte eine Zobelmütze, mit einigen Pfauensiedern. Der Ceremonienminister führte den Gesandten, welcher sein Begleitungs-

*) aus des Hrn. v. Bramend ins lat. übersehten Beschreibung.

gungsschreiben auf den Tisch legte. Der Kaiser hatte damals einige Ceremonien erlassen. Der Ceremonienmeister führt den Gesandten wieder zurück, und ein Herold befiehlt allen Anwesenden, dem Kaiser 9 mal die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Er ruft jedesmal aus: Bückt euch zur Erde, richtet euch auf und wiederholt dieses 9 mal.

Der Kaiser ließ dem Gesandten eine Art von warmen Wein, aus einem goldenem Becher zu trinken geben. Die Eufel des Kaisers erschienen, und waren in ihrer Kleidung durch nichts, als den gestickten Drachen mit 5 Klauen, und den Zobelmützen zu unterscheiden. Die Tafeln wurden aufgeschlagen, man setzte vor jeden von der Gesellschaft einen kleinen Tisch, der mit Früchten und Konfekt besetzt war. Die ordentlichen Gerichte bestanden aus Wildpret, Geflügel, Hühner, und Schweinefleisch. Das ganze Mittagmahl über war Musik. Ein alter Tartar sang ein Kriegslied, nach dem Ton eines Glockenspiels, auf das er mit elfenbeinernen Stäben schlug. Ein junger Tartar blies Horn, sang, tanzte und spielte nach dem Takte. Diesem folgten 2 Mädchen, und eine Menge Lustspringer, die im Hofe von Fechtern und Kämpfen abgelöst wurden. Wenn irgend einer verwundet ward, rufte der Kaiser, daß ihm geholfen werden sollte. Drauf erschienen zwei Haufen Tartaren, die Tigerselle überhängen hatten, und mit Pfeil und Bogen bewafnet waren, und auf großen starken Pferden ritten. Anfänglich fochten sie als Feinde, sie versöhnten sich aber nachher, und hingen an nach
Wohls

Vokalmusik zu tanzen. Eine Riesengestalt, die den Teufel vorstellen sollte, unterbrach ihr Spiel, man brachte ihn aber mit 4 Pfeilen ums Leben, und trug ihn im Triumphe davon. Unterdessen, daß er davon getragen ward, tanzte einer von des Kaisers Söhnen ganz allein im Saale, anfänglich sehr majestätisch, nachher aber überaus lebhaft.

Des Abends war ein Feuerwerk, das durch ein Schlangenfeuer von des Kaisers Balkon anfieng, und ungehliche Lampen in einigen Minuten erhellte. Die Maken trieben eine erstaunliche Menge Figuren, zu einer bewundernswürdigen Höhe, und der Kaiser versicherte den Gesandten, daß das Alterthum dieser Kunstseiten höher, als zwey tausend Jahr zurück stiege, und daß er selbst daran gearbeitet habe. Die Tafeln, die der Kaiser dem Gesandten zuschickte, wurden mit vielem Gepränge getragen, und vor dem Gesandten gelb bedeckt, und mit dem goldenen Geschirre zu ihm herauf getragen.

Am 15ten Januar, welches bey ihnen der erste Jahrestag ist, wird das Fest mit besondern Trommeln, Glocken und Kanonenfeuer abgekündigt, die Processionen der Lamas und Instrumentenspieler hören 3 Tage lang nicht auf; auf allen Tempeln und Klöstern werden Trompeten geblasen, und der Lärm ist unbeschreiblich, den die Freudenbezeugungen in allen Städten veranlassen.

Regierungsform in China.

Gen das, was in Peeking eingeführt ist, wird in allen Hauptstädten der fünfzehn Provinzen beobachtet. Bloss die Anzahl der Beamten ist nach dem Umfang der Bezirke verschieden. Der erste und Oberfinanzaufseher, Rentmeister der kaiserlichen Gefälle und Oberbefehlshaber, hält sich nebst 5000 Mann unter ihm stehender Kriegsvölker, in der Stadt Tschau-Quing, 20 Stunden von Kanton auf.

Der Intendant und Vicelkönig jeder Provinz, wird als der zweite Befehlshaber angesehen; er ist zugleich Oberpoliceaufseher und Schatzmeister aller Land- und Seezölle, und steht mit 3000 Mann Troupen in Kanton.

Der dritte und vierte, sind die beiden Präsidenten, wovon der eine die Prüfung, die alle 3 Jahre mit den Licentiaten vorgenommen wird, und der andere diese nige besorgt, die alle halbe Jahre vorgeht. Wenn diese Prüfungen vorbei sind, so begeben sich die Beamten nach Peeking zurück.

Der fünfte Mandarin, der sich zu Kanton aufhält, ist der Oberceinnehmer der Landessteuer. Man sieht bei der Erhebung dieser Steuern, weder Gewaltsamkeiten wie in Frankreich, noch Frechheiten der Zollbedienten, noch Mißhandlungen der Regie; sondern die rückständigen Kopfsteuern werden durch Gefängnißstrafen eingebracht.

Der sechste Beamte ist der Richter in peinlichen Fällen, oder der Kriminalpräsident. Er verschickt seine Urtheile an den obersten peinlichen Gerichtshof, der in Peking darzu niedergesetzt ist, und seinen Bericht an den Kaiser ablegt. Der Regent hat alsdann noch Aenderung oder Aufhebung der Strafen in seiner Gewalt. Wenn eine Obrigkeit der Ungerechtigkeit überführt ist, wird ihm der Kopf abgesprochen, und im Fall er sich bestechen läßt, Schildwachstehen oder Gassenfehren, vor dem kaiserlichen Pallast zuerkannt. Alle Rechtsbündel werden ohnentsgeltlich abgethan. Sporteln und Gerichtsgebühren sind unbekannte Wörter.

Die Mandarins haben eine Menge Beamte, die unter ihnen stehen, und Quartiermeister, die hundertstägige Argusaufsicht haben, und die geringste Unordnung nicht unbemerkt lassen.

Auf diese Mandarins folgt der Oberpostmeister, welcher eine mit der europäischen Postverfassung ähnliche Anstalt, so wie sie schon zu Cyrus Zeiten in Persien eingeführt war, erhält. Jede Meile, die eine Stunde beträgt, hat am Ende der Station reitende Boten, die mit unglaublicher Geschwindigkeit das Postwesen besorgen, und an jedem achten Meilenweiser sind öffentliche Häuser, wo die Beamten vom Range auf öffentliche Kosten unterhalten werden.

Die Kriegsmandarins bestehen aus tartarischen und chinesischen Generalen; unter den letztern stehen alle Truppen seiner Nation. In Kanton allein beträgt die Besatzung über 30,000 und in Peking

40,000 Mann. Die Kasernen in der Mitte der Stadt machen so zu sagen ein eignes Hauptquartier aus.

Diejenigen Mandarins, die sich durch irgend etwas merkwürdiges hervorgethan haben, erhalten, wie auf Akademien, Preise oder Zeichen, welche in ihre Titel gesetzt werden.

Man hat in China ein Gericht, das mit der Inquisition sehr übereinstimmt, es heist das Gericht der Kirchengebräuche. Alles ist voll Sekten in China, und du Halde sagt, daß eine unter dem Namen der natürlichen Religionverehrer, eine Art von geistlichen Encyclopädien verfertigen, die in zwanzig Bänden ein komplettes System von Irreligion enthalten, und der Diderotischen ziemlich ähnlich sind. Sie heißen Jukiaus und sind die größten Materialisten. Nanking ist der Aufenthalt der meisten Gelehrten des Reichs.

7.

Verfassung der Gelehrsamkeit und der Erziehung.

Alle diejenigen, welche nach ihren Prüfungen zu den Stufen eines Licentiaten, Magisters und Doktors befördert werden, heißen Gelehrte in China, und aus ihnen werden die Mandarins erwählt, und die Aemter besetzt. Alles widmet sich daher den Wissenschaften, um sich empor zu schwingen, und schon vom fünften Jahre lernt man die Charaktere, die aus
huns

hundert Sinnbildern bestehen, statt des A B C auswendig. Wenn diese ersten Begriffe von natürlichen Dingen, als Sonne, Menschen, Thiere, Pflanzen ic. gefaßt sind, giebt man den Kindern ein Buch, das aus 1000 Sinnsprüchen besteht, die kurz und gereimt sind.

In ältern Jahren dient ein Auszug aus des Konfuc-see Grundsätzen der Moral zum Katechismus. Man bedient sich des Pinsels zum Schreiben, wie des Stils bei den Arabern, und der Kreide bei den Siamesen. Die Kunst schön zu schreiben, steht in großer Achtung, und man zieht eine schöne Schrift in China dem schönsten Gemälde vor. Die eigenen Ausarbeitungen bestehen zur Bildung der Jugend in Erweiterung eines Sinnspruchs, und die Statthalter bestimmen oft selbst Preise vor diejenigen, die sich am besten hervorthun.

Jedes Dorf hat einen Lehrmeister, der dem Erziehungswesen vorsteht. Man räumt ihnen in den Familien den vornehmsten Platz ein, man begegnet ihnen mit aller möglichen Gefälligkeit, und von ihren Schülern haben sie eine ewige Ehrerbietung zu erwarten. Die Sprache allein verlangt ein Studium von mehr als zwanzig Jahren, um alle Wörter kennen zu lernen, denn jeder Gegenstand hat sein Wort, das eine Figur ausmacht, und das ganze Alphabet besteht aus beynahe 60,000 solcher Hieroglyphen, denn ob man gleich nur 1600 Charaktere rechnet, so macht doch die Veränderung und Accentuation eine Art von Musik aus der chinesischen Sprache, die mehr Abän-

berung hat, als das Recitativ einer italienischen Oper.

Die Gelehrten werden nach ausgehaltenen dreyn Prüfungen in dreyn Klassen getheilt. Die Prüfung ist so streng von dem Mandarin, der darüber wacht, daß die Kandidaten in eine Art von Konklave gesperrt, und so lange ihre Ausarbeitung dauert, mit der größten Sorgfalt bewacht werden. Wenn die Fähigkeit bewiesen ist, erlangt der Graduirte eine unterscheidende Kleidung, die zweite Prüfung wird nur alle dreyn Jahre, und die dritte in des Kaisers Pallast selbst vorgenommen, woben der Kaiser die Reiskosten giebt, und oft selbst den Vorsitz nimmt. Die Namen der Doktoren werden auf öffentliche Plätze auf Tafeln ausgestellt, Triumphbögen werden ihnen zu Ehren aufgerichtet, und der Kaiser giebt ihnen bald darauf einen wichtigen Posten.

Das Studium muß beständig fort dauern, denn das Examen wird oft unversehens mit ihnen wiederholt, und wenn sich Nachlässigkeit zeigt, so wird Amt und Würde wieder zurück genommen. Unwissenheit kann daher in China niemals zu Würden gelangen, und wenn sie von fürstlichem Blute wäre, Tugend, Verdienst und Wissenschaft adelt allein, und das Volk braucht sich nicht vor blinden Götzen zu fürchten und zu bücken, die Zufall und Reichthum zur Schande der Menschlichkeit über die verdienten und vergessenen Leute erhebt, die in Europa nicht kriechen und betteln können.

Es ist an dem, daß eine Menge Wissenschaften in Europa, binnen 3 Jahrhunderten höher gestiegen sind, als in China seit so vielen Jahrtausenden, aber die Sitten, die Demuth, die Bescheidenheit, die Fähigkeiten, die praktische Philosophie, hat bey ihnen niemals neue Anstalten und Philanthropine bedurft, die aus Unvermögen und Verdorbenheit der Aeltern, bald einschlummern und vergehen.

Nach der Moral ist keine Wissenschaft so geehrt, als die Geschichte. Jede Stadt, jede Provinz hat unzählige Annalen von Tugenden und Lastern, und die schönen Wissenschaften haben dort nicht weniger Fortgang, als bey uns.

8.

Kirchliche und peinliche Verfassung in
(China. *)

Die Bonzenbrüderschaft, die sich von einem gewissen Indianer Koe vor Pythagoras Zeiten herschreibt, und die Seelenwanderung durch den ganzen Orient ausgebreitet hat, beobachtet aus diesem Grundsatz die Regeln, kein lebendiges Geschöpfe zu tödten, sich am Gute des Nächsten nicht zu vergreifen, aller Unreinigkeit zu entsagen, und sich des Weins, so wie aller Unwahrheit, aufs strengste zu enthalten.

Diese Bonzen suchen durch die strengsten Büßungen, durch Ketten in die sie sich winden, durch Schläge auf Brust und Kopf, durch Sessel mit Nadeln angefüllt, die Sünden des Volks zu büßen, und ihre

§ 3

Dem

*) mehreres ist unter dem Artikel Japaner befindlich

Beutel auszuleeren. Sie sind gleichwohl so verachtet, daß sich leicht niemand von einiger Herkunft dazwischen entschließt. Ihre Unwissenheit ist meistens eben so groß, als ihr Geiz. Sie bereden das leichtglaubige Frauenzimmer, wie die ehemaligen egyptischen Priester, daß sie oft den Umgang des Gottes Soc genießen, wenn sie ihnen ihre Gunst bewilligen. Diese Bonzen wollen jedermann zu ihrer müßigen und unnützen Lebensart bereden. Sie geben sich alle mögliche Mühe, junge Leute zum Klosterleben zu bereden. Man zählt über eine Million Bonzen und Ordensleute in dem Mönchsstande von China, die alle meistens Heuchler, lieberliche, unwissende und stolze Müßiggänger sind.

Daher sind auch die Straffälligen meistens aus diesem Stande. Die Stockschläge machen den Anfang und Beschluß, und das Halsholz ist eine der gewöhnlichsten Strafen, bey welchen der Verbrecher oft einen Monat lang den Kopf zwischen zwey Brettern behalten muß, die mit einer Last von 50 bis 200 Pfunden beschwert sind. Es ist an dem, daß sich die Verbrecher oft Leute mietzen, die die Strafe statt ihrer in Empfang nehmen, und durch ihre Fühllosigkeit und Geschicklichkeit ihren Lebensunterhalt gewinnen.

Die Mandarins haben immer einige Gerichtsbeamte bey sich, die mit Bambusröhren versehen sind, und damit eine so unglaubliche Fertigkeit erlangt haben, daß bey den geringsten Versehen etliche Exekutionen ausgeführt sind, ehe sich die Unachtsamen versehen haben. Das Bambusrohr giebt einer Menge Müßig-

Müßiggänger, die sich wie Ziegeuner auf allen Straßen, blind, krüppelhaft, einäugig und lahmer stellen, Augen und Füße wieder, wo sie ein Mandarin antrifft.

Die Gefängnisse sind ohnweit besser in China, als die in England, und man zählt in Kanton in den Gefängnissen oft auf 15000, die sich durch Handarbeit ihren Lebensunterhalt verschaffen müssen. Die ganze Einrichtung bildet in diesen Zuchthäusern eine Republik, wo alles mit der größten Ordnung vorgeht, und jedes Hauptverbrechers Proceß, geht durch 5 bis 6 Gerichtshöfe. Nur Aufruhr und Meutereien werden aufs schleunigste bestraft: auch sind die Fälle, wo Todesstrafe vom Kayser zuerkannt wird, ohnweit seltener, als in Europa.

Außer den allerstrengsten Fällen, wird die Bestrafung der Verbrecher bis auf den Herbst verschoben. Die Tortur ist in China erfindsamer und schärfer, als irgendwo. Vor dem Tode wird dem Verurtheilten der Opferwein gereicht. Man verbindet ihnen den Mund, weil sie entweder lästern ehe sie hingerichtet werden, oder wie die Engländer singend zum Tode gehen.

Die Todesstrafen sind das Erhängen, das Enthaupten, und das Zerhauen, von welchen die leichteste und den Vornehmern zuerkannte Bestrafungsart ist, daß der Kayser einen Strick zum Selbsterdrosseln schickt.

Man bedient sich keiner öffentlichen Bühnen, sondern es geschieht auf öffentlichem Plage, und wird

Beutel auszuleeren. Sie sind gleichwohl so verachtet, daß sich leicht niemand von einiger Herkunft dazwischen entschließt. Ihre Unwissenheit ist meistens eben so groß, als ihr Geiz. Sie bereden das leichtglaubige Frauenzimmer, wie die ehemaligen ägyptischen Priester, daß sie oft den Umgang des Gottes Joo genießen, wenn sie ihnen ihre Gunst bewilligen. Diese Bonzen wollen jedermann zu ihrer müßigen und unnützen Lebensart bereden. Sie geben sich alle mögliche Mühe, junge Leute zum Klosterleben zu bereden. Man zählt über eine Million Bonzen und Ordensleute in dem Mönchstande von China, die alle meistens Heuchler, liederliche, unwissende und stolze Müßiggänger sind.

Daher sind auch die Straffälligen meistens aus diesem Stande. Die Stockschläge machen den Anfang und Beschluß, und das Halsholz ist eine der gewöhnlichsten Strafen, bey welchen der Verbrecher oft einen Monat lang den Kopf zwischen zwey Brettern behalten muß, die mit einer Last von 50 bis 200 Pfunden beschwert sind. Es ist an dem, daß sich die Verbrecher oft Leute mietzen, die die Strafe statt ihrer in Empfang nehmen, und durch ihre Fühllosigkeit und Geschicklichkeit ihren Lebensunterhalt gewinnen.

Die Mandarins haben immer einige Gerichtsbeamte bey sich, die mit Bambusröhren versehen sind, und damit eine so unglaubliche Fertigkeit erlangt haben, daß bey den geringsten Versetzen etliche Exekutionen ausgeführt sind, ehe sich die Unachtsamen versehen haben. Das Bambusrohr giebt einer Menge

Müßig.

Müßiggänger, die sich wie Ziegeuner auf allen Straßen, blind, krüppelhaft, einäugig und lahm stellen, Augen und Füße wieder, wo sie ein Mandarin antrifft.

Die Gefängnisse sind ohnweit besser in China, als die in England, und man zählt in Kanton in den Gefängnissen oft auf 15000, die sich durch Handarbeit ihren Lebensunterhalt verschaffen müssen. Die ganze Einrichtung bildet in diesen Zuchthäusern eine Republik, wo alles mit der größten Ordnung vorgeht, und jedes Hauptverbrechers Proceß, geht durch 5 bis 6 Gerichtshöfe. Nur Aufruhr und Meutereien werden aufs schnelligste bestraft: auch sind die Fälle, wo Todesstrafe vom Kaiser zuerkannt wird, ohnweit seltener, als in Europa.

Außer den allerstrengsten Fällen, wird die Bestrafung der Verbrecher bis auf den Herbst verschoben. Die Tortur ist in China erfindsamer und schärfer, als irgendwo. Vor dem Tode wird dem Verurtheilten der Opferwein gereicht. Man verbindet ihnen den Mund, weil sie entweder lästern ehe sie hingerichtet werden, oder wie die Engländer singend zum Tode gehen.

Die Todesstrafen sind das Erwürgen, das Enthaupten, und das Zerhauen, von welchen die leichteste und den Vornehmern zuerkannte Bestrafungsart ist, daß der Kaiser einen Strick zum Selbsterdrosseln schickt.

Man bedient sich keiner öffentlichen Bühnen; sondern es geschieht auf öffentlichem Plage, und wird

allezeit einem der Vornehmsten aufgetragen, die Exekution zu vollziehen. Der Scharfrichter trägt einen gelben Gürtel, welches die Farbe des Kaisers allein ist. Wenn man jemanden loben will, so sagt man, daß sich niemand so gut als er darauf verstehe, seinen Mann zu hängen oder zu köpfen.

9.

Häusliche Einrichtung in Wohnung und Kleidung.

Die Chineser heurathen, ohne ihre Frauenzimmer gesehen zu haben, und ohne ein anderes Heurathsgut, als Tugend zu verlangen. Die Aeltern suchen entweder die Braut aus, oder die Gelegenheitsmacherinnen verschaffen sie. Man erhält eine Frau nicht anderst, als durch Geschenke, oder vermittelst einer Summe Gelds, davor der Braut eine Ausstattung angeschafft wird. Wenn diese Artikel zur Nichtigkeit sind, versammelt sich die Familie in einer Hauskapelle, wo der Hausvater die abgeschiedenen Seelen seiner Vorfahren anruft, und ihnen die Heurath und Bedingungen meldet. Er wirft alsdenn das darzu bestimmte Papier in eine Kohlsfanne, macht seine Schreibtafel zu, und die Gesellschaft geht auseinander.

Am Tage der Hochzeit verschließt man die Braut in einen prächtigen Tragsessel, und die Geschenke werden in Begleitung von Pfeifern und Trommelschlägern nachgetragen, hinter welchen die Anverwandten folgen. Der Schlüssel wird dem Bräutigam eingehändigt,

händigt, er erwartet an der Hausthüre sein Glück, und schließt den Kasten mit seiner geringen Neugier auf. Wenn seine Nummer ihm in diesem Glückstorse nicht ansteht, so macht er auf der Stelle wieder zu, und schickt die Dame nach Hause, in diesem Fall verliert er aber die Geschenke.

Ist die Braut hingegen hübsch, so giebt er ihr die Hand, und führt sie in den Saal, wo sie ein Gastmahl erwartet. Man wäscht sich die Hände. Die Braut macht ihrem Geliebten vier Komplimente, und er erwidert sie mit zweyen. Beide gießen etwas Wein auf die Erde, nörhigen einander zum Trinken, und bedienen sich gemeinschaftlich einer Schaafe. Des Abends führt man die Neuvermählten in ein Zimmer, wo Nadeln, Fäden und dergleichen, die Beschäftigung der Braut anzeigen. Außer der rechtmäßigen Frau, hat jeder Benzfchläferinnen, so viel er halten kann und will, welche der erstern Frau unterworfen sind.

Die Stadt Kiang-Nan ist mehr als andere, wegen der wohlgebildeten Mädchen, die dort erzogen werden, berühmt, welche zu Benzfchläferinnen da am meisten gesucht werden.

Die Ehe ist aus verschiedenen Ursachen nichtig, z. E. wenn das Mädchen zuvor mit einem andern verprochen gewesen ist, oder wenn sie mit dem Bräutigam im geringsten Grad der Verwandtschaft steht, oder wenn sich der junge Mensch während der Trauerzeit verheirathet.

Auch die Ehescheidung trennt die Frau wegen ihrer Unfruchtbarkeit, Eifersucht, Ehebruch, Waskhaftigkeit, und wegen gewisser Krankheiten, welches hingegen nicht statt findet, wenn die Frau Aelterelos, oder der Mann reich während der Ehe geworden ist.

Die Eingezogenheit der chinesischen Weiber ist so groß, daß der Mann die Frau verkaufen, und zum Staubbesen verurtheilen lassen kann, wenn sie das Haus verläßt. Ihr Aufenthalt ist vor aller Welt, selbst vor des Mannes Vater verschlossen. Im Augenblick der Geburt giebt man den Kindern ihren Familiennamen, und vier Wochen nachher den, welchen man den Milchnamen heißt, und von einer Blume oder einem artigen Thiere nimmt; einen andern giebt man ihnen beim Anfang, einen andern beim Schluß des Studierens, und nur den, welchen sie beim Antritt eines Postens erhalten, sehen sie als ihren wahren Namen an.

Nichts ist den Chinesern so angelegen, als Nachkommenschaft zu haben, und im Fall sie keine leiblichen Kinder haben, erkaufen sie welche, oder nehmen sie an Kindesstatt an.

Die Einladung zu Gaste geschieht zum erstenmal schriftlich den Tag vorher, zum zweytenmal früh, und zum drittenmal, wenn angerichtet ist. Das Tafelzimmer wird mit einer Menge von Blumengefäßen besetzt, und enthält alles, was das Auge reizen kann. Jeder Gast hat seinen eigenen, oder zwey neben einander ihren Tisch. Sie sind einander in zwey Reihen gegen über gestellt, so, daß sich alle Gäste leicht sehen und

und sprechen können. An den Ecken der Tafeln stehen große Porcellainschüsseln mit gehacktem Fleisch, welches nur ein Schauessen abgiebt. Gleich nach der Bewillkommung nimmt der Hausherr ein Trinkgeschirr, füllt es mit Wein, hebt es hoch in die Höhe, und gießt es alsdenn aus, zum Reichen, daß er alles, als einen Segen des Tien ansieht. Der älteste von der Gesellschaft nimmt allezeit den ersten Platz.

Die Chineser bedienen sich wider den morgenländischen Gebrauch der Stühle, wie wir, doch erfolgt das Sitzen erst nach einer Menge Komplimente. Der Anfang wird mit einem Trunk reinen Wein gemacht. Dieses geschieht durch eine halb knieende Einladung des Haushofmeisters. Die Gäste erheben darauf ihre Becher mit beyden Händen über den Kopf, halten ihn unter den Tisch, und trinken nach dieser Devotion ihren Wein. Während dem werden die Gerichte aufgetragen, und der Ceremonienmeister nöthigt zum Essen wie zum Trinken.

Die Gerichte bestehen aus Gartensachen und Reis, das Fleischwerk aus Pferde, Hunde, Kagenfleisch, und oft aus Ratten und Schlangen. Die delikatern Gerichte sind Bärenfüße, Hirschsehnen, deren es eine kleine Art, wie in Schottland giebt, die man als zahme Hausthiere hält, Pferdefleisch, Aустern und Vögelnester aus Tungwin *) Die Suppen, welche aus vortreflichem Schweinfett gemacht werden, sind

von

*) besonders die Königin der Früchte, Lichi und die Verstellung des Priapus, Sin Seng.

von besondern gutem Geschmack, auch sind sie oft von einem Del, das aus Pflanzen gepreßt wird.

Zu dem Tischgeräthe werden bloß kleine hellere beinerne Stäbe gebraucht. Das Geräthe ist nichts als Porcellain, und die Becher, in welchen mit warmen Wein bedient wird, werden beym Nachtsch mit neuen verwechselt. Die Becher sind nicht größer, als unsere Aquavitgläser, und die Chineser setzen noch oft ab, um das Vergnügen desto länger zu genießen. Der Wein wird auch nur aus Reis oder aus Weizen gezogen.

Die Köche überreichen die Schüsseln mit einem Knie auf der Erde, und der Ceremonienmeister nimmt es an der Thüre von ihnen ab. Ehe aufgestanden wird, läßt jeder Gast durch seine Bedienten die Einkünfte für die Bedienten und Komdbianten bringen, die in kleinen roth papiernen Säckchen verwahrt sind; denn kein Gastmahl wird ohne Schauspiel angestellt. Die Bedienten begleiten die Senften ihrer Herren, wenn es anfängt zu dämmern, mit papiernen Laternen nach Hause, und den folgenden Tag schickt man den Dankesagungszettel ab.

Die Höflichkeit wird bey den Chinesern, als das dauerhafteste Band der Gesellschaft angesehen, um Ordnung und Eintracht zu erhalten. Nach einer langen Trennung, z. E. werfen sich zwey Freunde vor einander auf die Knie, beugen sich mit den Köpfen bis zur Erde, und wiederholen dies dreymal. Der gewöhnliche Gruß besteht darinnen, daß man die Hände kreuzweis auf die Brust legt, und den Kopf ein wenig

wenig bewegt. Wenn man sich bedankt, sagt einer zum andern, sie gehen mit ihrem Herzen gar zu verschwenderisch um.

Bei den förmlichen Besuchen läßt man seine Auskunft durch ein fächerförmiges Papier, das roth mit goldenen Blumen gemahlt ist, auch seinen Namen, Stand und Absicht melden. In der Trauer ist dieses Billet von weißem Papiere. Wenn der Besuch nicht angenommen wird, so macht der Hausherr bald darauf seinen Gegenbesuch. Wer hingegen nicht zu Hause ist, läßt an seine Thüre ein weißes Täfelchen hängen. Wird der Besuch angenommen, so führt man den Ankommenden in ein Zimmer, wo ein Schirm vor ihn gesetzt wird, daß er den Hausherrn nicht eher sehen kann, als bis er vor ihm steht. Die Verbeugungen und Komplimente sollen sich bis auf 3000 belaufen, die im chinesischen Gebrauchsbuche aufs umständlichste vorgeschrieben sind, und schon über 3000 Jahre alt sind. Selbst Lastträger haben ihr Ritual, und niemand macht sich in ältern Jahren über Gebräuche lustig, die man in der Jugend als Sittenlehren auswendig gelernt hat; je vornehmer die Person ist, je kürzer ist der Besuch oder der Brief, den man an ihn gerichtet hat.

10.

Feste der Chineser.

Wie haben vom Frühlingsfeste, das zur Eröffnung der Feldarbeit gehalten wird, im 2ten Abschnitte schon gehandelt. Nach diesem ist keines feyerlichen

licher, als das Laternenfest. Es nimmt den 15ten des ersten Monats seinen Anfang, und dauert vier Tage lang. Es ist glaublich, daß die Egypter oder Chineser diesen Gebrauch von einander entlehnt haben, da sich außerdem viel Aehnliches unter beiden Völkern findet.

Die Festtage über, werden viele Millionen Laternen angezündet; man findet welche, die bis auf 2000 Thaler kosten, die 20 bis 30 Fuß im Durchschnitt haben, und in denen man Ball halten könnte. Auch geschehen Vorstellungen bey einer unglaublichen Menge Wachslichter dem Volke zum Vergnügen darinnen. Die kleineren von vier Fuß Höhe sind sechsseitig, und mit einem seidenen Flor überzogen. Kein Volk in der Welt hat es in der Feuerwerkskunst so hoch gebracht, als die Chineser. Man sieht ganze Bäume mit ihren Früchten im Augenblick aufwachsen und verschwinden. Es werden eine Menge Schauspiele angestellt, Pferderennen, Wachtellämpfe, Schiffe in vollen Seegeln, Armeen, Könige mit ihrem Gefolge, Pantomimen und alle Arten von Maschinenwerk.

Außerdem sind es die Tribunalferien oder der Siegeschluß, die Feldfeste, von denen das erste unserm Karneval, das andere den römischen Panilien gleicht, das Fest zum Andenken des Konfut-see, und besonders das, welches der Kaiser feiert, wenn seine Mutter das sechzigste Jahr erreicht. Alle Künstler stellen alsdenn auf einem Wege von vier Stunden, wo des Kaisers Zug durchgeht, alles, was die Kunst blenden

des hat, auf. Säulengänge, Ehrentempel, Colonnaden, Gallerien, Amphitheatern, Tropäen, Blumenkränze, Schnitzwerk, Malereien, Vergoldung, Stoffe, Goldarbeit, nachgemachte Diamante, geschnittene Steine blühen von allen Seiten. Einige Tage sind alsdenn ausgesetzt, wo das Frauenzimmer allein ausgehen, und diese Herrlichkeiten besehen kann. Man sagt, daß diese Feyerlichkeit dem Kaiser auf 300 Millionen zu stehen kommt. Das Wasserfest haben die Chineser mit den Peguanern gemein.

11.

Charakter der Chineser.

Eine große Stirne, hohe Augenbraunen über kleinen tiefliegenden Augen, eine kurze und platte Nase, weite Nasenlöcher, ein breites und weißes Gesicht, eine einwärtsgerückte Unterkinnlade, schwarzes Haar, große Ohren, ein fetter Leib, runde Schultern, starke Beine, mäßige Größe und ein kleiner Knebelbart, diese sind die Kennzeichen der Chineser. Die Schminke und das Kauen des Betels sind bey ihnen so im Gebrauch, wie bey uns der Taback.

Ein langes Kleid, das bis auf die Erde herabhängt, läßt ihnen nichts unbedeckt, und auch das Frauenzimmer trägt seidene Beinkleider und atlassene Schuhe, die einen zum Erstaunen kleinen Fuß bedecken. Ein atlassenes Leibchen, und ein Kleid mit Aermeln, von der Größe, wie sie an den Priesterröcken sind, bedeckt den übrigen Anzug. Junge Personen tragen Mützen von Papp mit seidenen Streifen umwunden,

wunden, die Vornehmern lassen ihr Haar in Locken, in Gestalt eines Vogels aufsetzen, von denen Brust und Kopf auf die Stirne, und die Flügel wie ein Dach auf die Ohren herabfallen, der ausgebreitete Schweif, der in die Höhe steht, giebt alsdenn eine Art von Krone.

Die Mannstracht ist wenig verschieden, nur daß die Thurmformige Mütze und der Gürtel, türkische Mantel und Pantoffeln, einen Unterschied machen. Die gelbe Farbe gehört für die kaiserliche Familie, die rothe für die Mandarins, die weiße zur Trauer. Am neuen Jahr kleidet sich jeder neu, des Sommers in Taffent, des Winters in Atlas mit Pelz gefüttert. Die Klassen der Beamten unterscheiden sich durch die Sinnbilder der Thiere, die auf ihren Kleidern gestickt sind, und nur der Kaiser trägt den fünf klauichten Drachen.

Die Chineser sind menschenfreundlich und sanft, höflich bis zum Ueberdruß, eitel und von innerlicher Eigenliebe; von Natur kalt und träge, wenig von Lebenskraft, bloß von Vernunft und Vorurtheil regiert, ernsthaft und feyerlich in allen ihren Handlungen. Sie sind stolz, ernsthaft und eigennützig, wie die Holländer; arglistig, rachsüchtig und hartköpfig, wie die Italiener, höflich und schmeichelnd, wie die Franzosen, und so proceßsüchtig, als die Deutschen. Mäßigkeit, Vorsicht, Schaamhaftigkeit, Fleiß, Ehrfurcht vor das Alter und Tugend, ersetzen die Stelle der Tapferkeit, und Schein den Werth der Sitten.

Von den Dänen.

Seit dreßsig Jahren haben die genauen Verzeichnisse der Bevölkerung erwiesen, daß nach dem Anstalten des letztverstorbenen Königs, die Zunahme des Volke in Norwegen, Jütland, Schleßwig, Holstein und den Inseln, sehr merklich gewesen ist. Wichtige Striche sind ganz mit Teutschen besetzt worden, die sich wegen der erlassenen Zinsen und versprochenen Vortheile, in Schleßwig und Holstein angebaut haben. Zwischen dem jetzigen Handel von Dänemark, und dem vor dreßsig Jahren, ist kein Vergleich. Die Errichtung der ostindischen Gesellschaft, die Pflanzungen in Westindien, die Zunahme der Schifffarth, der Kronrenten und der Bevölkerung ist ein Beweiss, daß Dänemark das Gegenheil von dem ist, wover es die Politiker ausgaben, ehe die Anlegung der Fabriken und des Handels es erhoben.

Ehemals war Dänemark, was Portugal noch ist, ein Land, in dem alles bis auf die Kleidung eingeführt ward, in dem so gar Werkzeuge, Maschinen und Hausgeräthe, nur von den handelnden Nationen erlangt werden mußte, jetzt ist es das, was Holland allein seyn möchte, und nicht mehr ist. Die Verbesserungen im Landbau, die mit eben der Sorgfalt und Aufmerksamkeit vorgenommen worden, sind sehr groß, und in allen Gegenden der Herrschaften des Königs sichtbar. Der vormalige Zustand des Reichs, war mein

stens der Bedrängniß zuzuschreiben, unter welcher die Landleute seufzeten. Die Leibeigenschaft ist an vielen Orten aufgehoben worden, und dem hohen und niedern Adel die Macht genommen, die geringern Stände auf eine Art, die vor diesem nur zu gewöhnlich bey ihnen war, unter die Füße zu treten.

Durch die Erfahrungen in England unterrichtet, gab der König sowohl Freyheit als Eigenthum den Landleuten, die nur aus Mangel von beenden, den französischen Bauern an Armuth gleichen, er schaffte die vielfältigsten Auflagen ab, und setzte die Vermietungen und Pachtereien auf eine Zeit, die dem Lande vortheilhafter, als die kurzen Veränderungen seyn mußten. Der König ließ das Ackergeräthe und Feldbesteller von England kommen, und ließ sie auf seinen Kron Gütern zum Muster und zur Genethode des übrigen Feldbaues dienen: er ließ so gar alle gute ausländische Wirthschaftsbücher ins Dänische übersetzen, und unter seine fleißigsten Unterthanen theilen; er setzte Preisse auf die besten Bestellungen, und in Kurzen gewann Dänemark die Vortheile, die Rußland Peter dem Großen zu verdanken hatte.

Alles, was die bisherigen Scribenten über Dänemark aus de... Molesworth genommen haben, hat sich dergestalt geändert, daß sein Buch, so wie du Wits Nachrichten von Holland, und andere dieser Art, die sonst vortreflich waren, nur als verährte Kalender anzusehen sind. Dänemark ist gegenwärtig in seiner Blüthe, weil alles im Verbesserungsstande

stande ist, die Menschen vermehren sich, sie sind reicher, die Einkünfte der Krone sind mehr als verpöppelt, ohne daß neue Auflagen gemacht worden sind, neue Manufakturen sind angelegt, der Handel ist empor gestiegen, und so langsam die Progressen seyn mögen, so sind sie dennoch ihrer gewissen und fortwährenden steigenden Wirkung wegen, ohnweit besser, als die glänzenden Eroberungen, die steigen und fallen, ehe die Nation die Wirkung empfindet, oder das Land verarmen, wie Spanien. Dänemark ist vielleicht noch bestimmt, eine große Rolle zu spielen, zumal wenn das Projekt in Süden gezeitigt wird.

I.

Charakter der Dänen.

Die Einwohner vom alten Skandinavien, der Pflanzschule so vieler Völker, die England, Normandie und Teutschland besiegten, sind eine heroische, höfliche und Menschenfreundliche Nation. Die Vornehmen sind muthig, stolz und so lebhaft, als irgend ein Volk, außer den Franzosen. Sie lieben das Gepränge und alle Zeichen der Pracht, und führen eine Lebensart, die das Mittel zwischen Engländern und Teutschen hält, ob sie gleich nicht die Vollständigkeit der erstern zu erreichen trachten.

So wohl die Pracht, als die Sprache der Franzosen, ist durchgängig bey den vornehmern Dänen im Gebrauch. Sie sparen keinen Aufwand, sowohl was die Bauart, als die Ausmeasurung der Häuser

betrifft. An den Tafeln kömmt ihre Art der Zurihtung dem teutschen Gebrauche gleich, ob sie gleich viele französische Köche halten. Gute Weine sind der vornehmste Gegenstand ihres Vergnügens, und machen den größten Aufwand, und den einträglichsten Handel der Franzosen aus. Die Tafeln sind in Dänemark mit vortreflichen Fischen, besonders aus süßen Wasser besetzt. Das Dänische Wildpret ist unvergleichlich, und alle reiche Dänen haben Treibhäuser in ihren Gärten, weil sie aber nicht die Gartekunst, so wie in England und Frankreich zu vervollkommen wissen, so erlangen die Früchte nicht den ganzen Grad ihrer Reife.

Die Dänen sind so gut gestaltet, als die Teutschen; sie sind meistens blond und von stark gebogenen römischen Nasen, von großen Buchs und freyen Ansehen. Sie stellen gute Soldaten vor, und sind, wenn sie gelinde gehalten werden, sehr gelehrig und lentfam. An ihren Sitten sieht man nichts von rohen und grausamen Charakter, den sie zur Zeit Haroalds hatten. In den Dörfern herrscht noch hin und wieder Einfalt und Dummheit, doch nimmt ihre Verbesserung immer stärker zu, als in allen andern nordischen Reichen. Kein Volk in Europa würde bey besserer Unterweisung geschicktere Hauswirthe und landwirthschafter abgeben.

Die Dänische Armee, giebt eine gute Gelegenheit zum Untertommen für junge Leute von geringen Vermögen, die Dienste nehmen, um einen anständigen Unterhalt zu haben. Viele saynen sich auch nach beyden

beiden Indien ein, und sind bey Verfolgung ihrer Unternehmung ungemein eifrig und unermüdet; auch sind viele seit der vorigen Regierungsermunterung des Handels mit großen Vermögen in ihr Vaterland zurück gekommen.

Bei dem Vergnügen, folgen die Dänen der Mode der Engländer und Franzosen; die Karten nehmen jetzt sehr überhand, und die Asseembleen sind in Kopenhagen eben so zahlreich, als in London. Die Mannspersonen sind als große Schachspieler bekannt, und das Billiard ist einer ihrer angenehmsten Zeitvertreibe. Außer dem französischen Theater, ist auch neuerlich eine dänische Schaubühne angelegt worden.

Nur die unmittelbar nützliche Klasse der Wissenschaften, scheint Aufmunterung in Dänemark zu finden. Handlungswissenschaft, Landbau und Manufaktur sind weit besser gepflegt worden, als Wissenschaften und Gelehrsamkeit. Die Gesetze sind in Dänemark wegen ihrer Kürze und Vortreflichkeit eben so berühmt, als die Russischen neuern Verfassungen. Die Langweiligkeit der Prozesse, die ihre Stämme in Sachsen so drückt, ist in Dänemark eine unbekante Klage.

2.

Politische und militärische Verfassung.

In den schönen Wissenschaften scheinen die Dänen nicht so wohl durch ihr Genie, als vielmehr durch ihr Klima abgehalten zu werden, der Aufmunterung

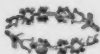
genug zu thun, welcher sich die Armuth des Landes, und die nothwendigere Kultur der übrigen keimenden Wissenschaften gegenwärtig noch widersezt. Die Tonkunst hat dennoch in neuern Zeiten am Hofe sehr große Ermunterung und glüklichen Wettseifer einiger Hauptspieler erhalten.

Molcoworth sezt die dänischen Einkünfte auf jährliche 640,000 englische Pfund; gegenwärtig belaufen sie sich über die Hälfte höher. Wenn man die Wohlfeilheit der Lebensmittel, und die Subsidien, nebst der großen Menge Seeleute rechnet, die der König mit nichts, als mit Waffen versehen darf, so kostet ihn seine Armee nichts. Das Seewesen wird mit geringen Kosten unterhalten, da in Friedenszeiten die Anzahl der Leute, die im beständigen Solde stehen, nicht groß ist, und alle übrige nur einen Diensth im Jahre Löhnung bekommen. Der Aufwand besteht also in nicht viel mehreren, als im Bauen und Ausbessern der Schiffe, in Anschaffung der Vorräthe und Anfüllung der Magazine.

Der königliche Pallast ist ein schönes Gebäude, und hat prächtige Zimmer. Der Hof ist so glänzend, als einer, er ist militarisch, denn die Anzahl der Kriegsbedienten ist groß, und die Besatzung beläuft sich allein in Kopenhagen auf 10,000 Mann, außer der Garde des Königs, die einen Haufen sehr schöner, und in Kriegszübungen sehr fertiger Leute ausmacht. Das stehende Heer des Königreichs, beläuft sich auf 40,000 Mann, darunter 14,000 Reuter sind, obgleich

das meiste nur landmüßig, und daher auch dem Feldbau in Friedenszeiten desto vortheilhafter ist.

Man zählt in Dänemark 68 Städte, 22 Flecken, 15 Grafschaften, 16 Baronien, 932 adeliche Güter, 7000 Dörfer, 2030 lutherische Pfarrkirchen, und etwas über eine Million Menschen. Des Königs ordentliche und außerordentliche Einkünfte betrugen 1769 nach dänischen Gelde 6592039 Rthlr. Die dänische Kriegsmacht macht 75000 Mann aus, und steht unter der Aufsicht der Land- Etats Kriegs-Kanzlen, zur Kriegsflotte von 33 Schiffen, sind 12000 Matrosen angeschrieben, davon 7660 beständig unterhalten werden.





Von den Dominganern und Antillenbewohnern.

Die ursprünglichen Einwohner der Inseln um Domingo herum, sind von den neuen Kolonisten aus Spanien, Frankreich und England, so verändert worden, daß der nunmehrige Stamm dem ältern, auf den er gepfropft ward, nur in sehr wenigen ähnlich sieht. Ursprünglich waren diese Indianer, zwischen Befriedigung der Nothwendigkeit und Indolenz, in einer völligen Gleichgültigkeit gegen alles übrige, sie aßen wenig, und ihre gewöhnliche Speise waren Wurzeln und Muscheln, eine Hälfte des Tags gieng mit Tanzen, die andere mit Schlafen hin. Sie waren gutherzig, einfältig und menschlich, ohne Anspruch auf Verstand oder Gedächtniß, so wie ohne Noth und Galle. Ihre Tanzmusik bestand in etlichen Liedern, die alle ihre historische Kenntniß ausmachten, sie wußten eben so wenig, als sie Lust hatten etwas zu lernen. Die Unmenschlichkeit, mit welcher sie die Europäischen Nationen unterjochten, war mehr von der Leichtigkeit, mit welcher sie sich aufopfern ließen, als von ihrem Unvermögen eine Folge, denn es herrschte eine uralte Tradition unter ihnen, daß die Völker von Morgen sie vertilgen sollten. Eben diese Barbaren ward aber auch genugsam durch

durch die entseßlichste aller Krankheiten, durch die Vergiftung der Quelle des Lebens in den Zeugungsheilen bestraft, denn die Venusseuche war bey den Einwohnern von Domingo als ein Nationalübel ursprünglich eigen, und theilte sich im Anfang durch das unmerklichste Berühren jedes Theils binnen drey Jahren der ganzen bewohnten Welt mit. Aus Domingo schreibe sich diese Pest, von welcher das ganze Alterthum noch vor vier hundert Jahren nichts wußte, eigenthümlich her, so wie die Pest und die Blattern ursprünglich aus Numidien gekommen sind. Die Unreinigkeit scheint die erste Ursache des Aufkommens und des Fortdauerns zu seyn.

Tugenden dieser Völker.

Geben die Gutmüthigkeit, welche aber zu den ausschweifendsten Wollüsten entartete, war auch die Ursache der Tugend, welche die Haupteigenschaft der heutigen Dominganer noch gegenwärtig bestimmt. Die Gastfreundschaft scheint ein Erbstück geworden zu seyn. Schon die Indianer noch vor der Eroberung thaten sich hierinnen hervor, die Spanier thaten es ihnen nach, und die Franzosen geben beyden nichts nach. Selbst die Schwarzen unterscheiden sich dadurch auf eine für Sklaven vortrefliche Art, ohngeachtet sie selbst kaum den nöthigen Unterhalt haben. Ein Fremder kann überall im Innersten des Landes herum reisen; es ist genug, daß er ein äußerliches anständiges und ehrbares Ansehen hat, um in allen Wohnungen gut aufgenommen zu werden. Ist er bedürftig

sig, so giebt man ihm reichlich, um seine Reise weiter fortzusetzen; ist es eine Person vom Stande im Unglück, so ist die Beeiferung allgemein, ihr einen Zufluchtsort anzubieten. Niemand darf befürchten, durch einen allzulangen Aufenthalt beschwerlich zu werden; Sklaven, Pferde, Wagen, alles ist zum Dienst der Fremden, und bey ihrer Abreise müssen sie versprechen, so bald als möglich wieder zu kommen. Die Gütthätigkeit gegen Verwaiste ist eben so groß, niemals bleiben sie dem gemeinen Wesen zur Last, die nächsten Verwandten haben das Verrecht und in deren Ermangelung sind es die Väter, welche für sie sorgen. Sollte aber auch einem ganz verlassnen Kinde der Beystand fehlen, so schäzt sich der erste, der es habhaft werden kann, glücklich, es bey sich zu haben und Vatersstelle zu vertreten.

Von Natur sind diese Indianer sanftmüthig, sie wissen nichts von Mißgunst, Betrug, Verleumdung, und haben eine große Ehrfurcht vor alten Leuten, so daß sie sie niemals nennen, ohne den Namen Vater hinzu zu setzen. Sie helfen ihnen bey allen Gelegenheiten und folgen ihnen in Allem. Gegen einander haben sie eine so aufrichtige Zuneigung, daß sie einander nicht allein in ihrem Bedürfnis beystehen, sondern wenn auch einer unter ihnen einen Fehler begeht, so kommen sie vielfmal alle zusammen, um eine Fürbitte einzulegen, oder sie biethen sich selbst an, einen Theil der Strafe über sich zu nehmen. Sie halten ihr Wort um desto gewissenhafter, je abergläubiger sie sind, besonders wenn sie sich durch ein Religionsbezeigen darzu verbindlich

machen. Sie legen in solcher Gelgenheit ein wenig Erde auf die Zunge, und bitten Gott, daß er sie in Staub verwandle, wie diese Erde, wenn sie ihr Versprechen nicht erfüllen.

So wohlthätig sie sind, so sehr empfinden sie auch die Wohlthaten, die man ihnen erzeigt. Wenn sie sich einige Wohlthaten zu erbitten haben, so wissen sie auf die geschickteste Art ihre gute Eigenschaften, ihren Dienstseifer, ihren Fleiß, ihre vielen Kinder und die Erziehung zu erwähnen, die sie ihnen gegeben haben, sie wiederholen dabei alle Gutthaten, die man ihnen schon erwiesen hat, mit einer demüthigen Dankagung, und bitten dabei um das, was sie wünschen.

Ihre Mäßigung ist nicht weniger löblich. Wenn ein Streit unter ihnen entsteht, so vereinigen sie sich zu ihrem Herrn zu gehen, wo sie ihre Klage anbringen, ohne einander in die Rede zu fallen. Der Beleidigte fängt an, und wenn er ausgerecht hat, sagt er seinem Gegner, daß er antworten soll. Die Mäßigung ist auf beyden Seiten gleich, und da es meistens nur Kleinigkeiten anbetrifft, so ist der Proceß bald entschieden. So bald sie zu einigem Vermögen gekommen sind, so bleiben sie ihren Herren treu, und die schwarzen Mädchen, welche aus Gutmüthigkeit fast niemals den Anträgen der Europäer widerstehen, haben schon viele Aufstände und Verschwörungen entdeckt und dadurch Unglück verhütet.

Lebensart und Kost der Schwarzen.

Ihre vornehmste Kost besteht in Mehl von Maccioc, in Wurzeln, in Mais, Bananas, und eingesalznen Fisch, Krebsen, Fröschen, großen Eidechen, Ratten und ähnlichen Thieren. Alles von umgekehrt gestorbne Vieh macht für sie ein herrliches Gastgebot aus, und ohngeachtet man alles verreckte Vieh vergräbt, um Krankheiten zu verhüten, die dar. aus entstehen könnten, so nehmen sie dennoch oft die Nacht zu Hülfe, um es wieder auszugraben und zu verzehren. Sie machen viel Getränke aus Obst, Wurzeln, Citronen, groben Syrop und Wasser. Besonders ist auf den englischen Antillen eine Art vom Getränke im Gebrauch, das aus Kaffavenwurzel gemacht wird. Alte Weiber kauen diese Wurzel, werfen sie alsdenn in einen Topf mit Wasser, und in drey bis vier Stunden entzieht die Gährung die üblen Eigenschaften und macht aus der eckelhaften Zubereitung ein feines und angenehmes Getränk.

Jede Nation hält sich zusammen und tanzt nach ihrer Landsart unter einem tactmäßigen Gelärm einer Art von Trommel und eines betäubenden Gesanges, worzu sie in die Hände schlagen. Ihre Glieder scheinen besonders zur Musik eingerichtet. Ihre Melodien haben meistens nur zwey Tacte: nicht eine einzige ist lebhaft; diejenigen, die etwas zärtliches ausdrücken sollen, erwecken Traurigkeit und Schlassucht, und auch die lustigen haben etwas melancholisches. Eben dasselbe Stück, ungeachtet es aus einer beständigen

gen

gen Wiederholung von einerley Tönen besteht, beschäftigt sie und unterhält sie einige Stunden lang bey der Arbeit und bey'm Tanz, ohne daß die Einförmigkeit ihren Ueberdruß erweckt.

Der Stof ihrer Musik beschäftigt zugleich ihre Imagination zur Poesie. Drey oder vier Worte über einen Gegenstand, der sie rührt, nach der Melodie verlängert oder verkürzt, machen das ganze Gedicht aus: Keins ihrer Lieder ist über 5. oder 6. Takte. Man sieht oft sieben bis acht hundert Schwarze, die eine Hochzeit unter dem Geschrey eines Liedes begleiten. Sie heben sich dabey regelmäßig in die Höhe, und fallen zu gleicher Zeit wieder zur Erde. Die Bewegung geschieht so genau und ist so gleichförmig, daß der Fall nur einem Antritt wie bey unsern Gliedern zu gleichen scheint. Man sieht an ihren unbekleideten Körpern, daß kein Glied an ihrem Leibe ist, welches diesen Takt nicht empfindet und ausdrückt. Besonders ist die Art von Tänzen, welche *Kalenda* genannt wird und in Umarmung und Küssen sich endigt, so allgemein beliebt, daß ihn auch die amerikanischen Spanier angenommen haben, und die Nonnen in der Weihnachtsnacht auf ihrem Chore wiederholen.

Die Hütten der Schwarzen sind alle von einerley Größe und stehen in einer Reihe. Sie haben eine Thüre und ein Fenster, sind mit Rohr oder Schilf bedeckt und mit Leimen überzogen.

Die Sklaven, welche als *livreebedienten* gebraucht werden, ausgenommen, gehen die übrigen alle ohne Strümpfe in bloßen Füßen. Ihre tägliche Kleidung

be-

besteht in leinwandnen Beinkleidern und in einem Kützel. Festtags tragen diejenigen, welche gut angezogen seyn wollen, ein Hemde und eine Art von weitem Rock von gefärbter leinwand oder von gefärbter Randale, der bis auf die Knie geht. Er ist oben am Gurte gefaltet und hat bey den Hüften zwey Schlitze, die mit Bändern zugemacht werden. Sie tragen darüber ein kurzes Wams ohne Schoß, welches drey Finger breit Raum läßt bis an die Randale, welche dadurch brausender und zierlicher aussehen soll. Außerdem pußen sie sich am Halse, an den Armen und an den Ohren mit bunten Steinen. Die Weiber tragen in ihrem Fuß ordentlich zwey Röcke, der unterste ist buntfärbig, der oberste von weißer leinwand oder von Messeltuch. Darzu ziehen sie ein kurzes Korset an, mit einem Band, laß, der übrige Fuß besteht in Spigen, Ohrgehäufen, Ringen, Arm- und Halsbändern.

Die Schönheit der Schwarzen besteht nicht, wie die Europäer glauben, in geschwollenen Lippen und platten Nasen, es giebt unter den schwarzen Mädchen so regelmäßige Gesichtszüge, und so schöne Proportion, so feine und glänzend sanfte Haut, daß die Spanier fünfzig Piasters nicht ansehen, wenn sie ihre allzuheftigen Triebe befriedigen wollen, und es ist gewiß, daß so wohl die Schläfrigkeit der Weißen, ihre wenige Bemühung zu gefallen, als auch die Wärme des wollüstigen Landsstrichs und das Beyspiel viel zu der Vermengung der eingebohrnen Nation und der fremden Kolonisten beyträgt. Ueberdem schafft diese anscheinende Verderbniß großen Nutzen. Die schwarzen Sklavinnen, die

mit den Weissen vertraut leben, sind ordentlich aufmerksam in ihrem Dienst, und sichern ihren Herrn oder Liebhaber, vor den Empörungen anderer Sklaven. Sie haben zwar überhaupt eine grössere Zuneigung zu den Mannspersonen von ihrer Farbe; sie begreifen aber leicht, daß sie nicht so glücklich seyn würden, wenn sie ihnen unterthänig seyn würden, denn jeder Schwarze läßt sich von seiner Frau und Kindern bedienen, gestattet ihnen nicht mit sich zu essen, und sieht überhaupt das andere Geschlecht, bloß als Geschöpfe zum Zeitvertreib und Dienstbarkeit an. Ueberhaupt ist ihre ursprüngliche Beschaffenheit durch die Härte, in welcher sie gehalten werden, fast gänzlich entartet, man kann den Charakter bey einer Art unterdrückter Menschen, welche die härtesten Strafen unaufhörlich vor sich sehen, und wo die Gewaltthätigkeit durch Politik, Eigennutz, und um der öffentlichen Sicherheit wegen, unterstützt wird, nicht eigentlich kennen. Die meisten Alten unter den Schwarzen, sehen wegen der Zeichen, die ihnen bey jedesmaligen Verkauf in die Haut gebrannt werden, nicht anders, als ägyptische mit Hieroglyphen überdeckte Obeliskten aus, und jeder Herr bildet den Charakter nach seinen Neigungen um.

Von den Karaiben.

Die Bewohner aller Antillischen Inseln, stammen ursprünglich am wahrscheinlichsten von demjenigen kleinen Ueberrest ab, welcher noch jezo

Kar

Karaiben genannt wird, die besonders sich auf der Insel Dominika aufhalten. Diese Nation, welche den meisten umliegenden Inseln zur Pflanzkolonie gedient hat, ist von mittelmäßiger Größe, stark von Nerven, ihre Beine sind stammhaft und wohlgemacht, ihre Haare sind schwarz und glänzend, ihre Augen groß und herausgetreten, sie haben ein starres und bestürztes Ansehen, eine breitgedrückte Nase, eine flache Stirne, weisse und wohlgeordnete Zähne, eine traurige Gesichtsbildung, und einen starken unangenehmen Geruch. Sie sind völlig bartlos, und man erblickt weder auf der Brust, noch an andern behaarten Orten, die geringste Spur von Haaren. Man kann so gar wenig von ihrer Gesichtsfarbe urtheilen, weil sie sich täglich den Leib mit Roukou in Del geweiht bestreichen. Sie glauben dadurch eine Annehmlichkeit zu erhalten, und werden davon sowohl vor der Sonnenhitze, als vor dem Rückenstich bewahrt. Wenn sie in Krieg gehen, oder sich sonst auf eine ansehnliche Art zeigen wollen, so mahlen ihnen ihre Weiber mit einem gewissen schwarzen Saft einen Knebelbart, der viele Tage lang dauert. Auch das schwarze Glänzende ihrer Haare, kommt von einer eignen Zubereitung her, welche diese Wirkung hervorbringt. Die besondere Form ihrer Stirne, entsteht durch ein Bret, welches den Kindern von der Geburt an, so vorgebunden wird, daß die Hirnschale auf der Stirne so flach gedrückt ist, daß sie fast gerade über sich sehen können, ohne das Gesicht in die Höhe zu kehren.

Diese

Diese Völker sind von uns durch ihre Verstandes-
eigenschaften nicht weniger, als durch ihre körperliche
Bildung unterschieden. Ihre Vernunft ist nicht stär-
ker, und geht nicht weiter, als der natürliche Trieb
der Thiere. Sie haben den Weg, so wie die Schwie-
rigkeiten, glücklich zu werden, nicht so vervielfältigt,
wie wir. Ihre Wünsche sind eingeschränkt, ihrer Ver-
dürfnisse sind wenig und leicht zu erlangen. Sie brin-
gen ihr Leben kauernd auf der Erde, oder in ihren
Hängbetten schlafend, zu, oder sie rauchen Taback.
Niemals sind sie für den künftigen Augenblick in Sor-
gen. Zwingt sie der Hunger, ihre Nahrung auf der
Jagd, oder mit der Fischeien zu suchen, so bringen
sie ihre Beute nach Hause, und die Weiber richten sie
zu. Ihr Tisch ist für jedermann angerichtet, um
Platz daran zu finden, ist es nicht nöthig, eingeladen
oder bekannt zu seyn. Ihre liebste Speise ist Pi-
mentade, oder eine Suppe von Manicksaft, wor-
innen ein großer Theil Piment zerdrückt ist, mit Ci-
tronensaft vermischt. Sie bedienen sich des Salzes
gar nicht, essen auch wenig Gefochtes, sondern entwe-
der an der Sonne gebraten oder gedörrt. Wenn es
ein Vogel ist, so stecken sie ihn so lange ins Feuer,
bis die Federn verbrannt sind, denn bedecken sie ihn
mit Asche oder Kohlen, und lassen ihn auf diese Art
braten. Die äußere Haut wird alsdann abgethan,
und das Innere, welches seine volle Kraft behalten
hat, ist von vortreflichem Geschmack.

Sie erschießen die Vögel auf ihrer Jagd mit
stumpfen Pfeilen, die statt der Spitze einen Knopf ha-

ben, und von Kindheit an, sind sie zum scharfen Zielen und augenblicklichen Treffen abgerichtet. Die Papagenenjagd geschieht, indem sie beim Einbruch der Nacht unter dem Baume angebrannte Kohlen, und auf diese Gummi und Piment legen; der dicke Rauch, der davon in die Höhe steigt, macht die Papagenen sinnlos und betäubt, so daß sie halb todt herabfallen. Sie werden alsdann gebunden, und durch Wasser, das ihnen auf den Kopf gegossen wird, wieder zu sich selbst gebracht: Der Hunger und die Abrichtung durch eingeblasenen Tabacksrauch macht sie zahm, und durch Zeit und Gewohnheit lernen sie nachsagen, was ihnen beständig vorgesagt wird.

Sie sind nicht weniger geschickte Schwimmer als Jäger. Sie fahren in hohlen Baumrinden mitten im Sturm, und sind nicht in Gefahr etwas zu verlieren, weil sie alles an ihren Rahn angebunden haben, und wenn sie herausgeworfen werden, so ist ihnen die heftigste Welle nur Kleinigkeit; selbst gegen die Seehunde wissen sie sich mit dem Messer, das sie in der Hand haben, so gut zu wehren, daß sie immer glücklich davon kommen.

Nichts kann so einfach seyn, als ihre Wohnung und Kleidung. Ihre Hütte ist mit Stroh gedeckt und mit Pfählen umgeben. Ihr Bett von groben baumwollenen Tuch, hängt in der Schwebe, sie brauchen weder Decke, Betttücher, noch Kopfkissen, sie können es überall mit sich nehmen, und etliche von Schilf geflochtene Körbe machen ihren ganzen Hausrath aus.

Eine Mütze von Federn, ein Halsband von Knochen oder Muscheln, Armbänder von Glas oder bunten Steinen, eine Art von Halbstiefeln, und eine leichte Binde von Leinwand, macht ihre ganze Kleidung aus. So in ihre Unschuld gehüllt, zeigen sich die Karaiben nur den Europäern zu Gefallen, mit der Binde, welche bey dem andern Geschlecht nicht einmal gebräuchlich ist.

Die Liebe scheint den Karaiben wie Hunger und Durst zu seyn. Rärtlichkeit und Freundschaft sind Affekten, vor die sie kein Gefühl zu haben scheinen. Sie nehmen und verlassen einander, nach der Neigung, die sie zuerst fühlen. Sie wählen die Weiber gemeinlich aus ihrer Verwandschaft, und keine Frau wird ihrem Manne leicht untreu, weil sie dadurch nichts, als ihren Herrn verändern würde. Ihre Schwestern ausgenommen, heurathen sie oft mehrere Aunverwandte zugleich, weil sie mehr Einigkeit unter Schwestern, und mehr Ergebenheit gegen den Mann voraussetzen.

So bald die Frau niedergekommen ist, legt sich der Mann ins Bette, und läßt sich pflegen: er empfängt in diesem Zustand Besuch und Glückwünsche, und ruht von der Mühe aus, die er sich gegeben hat, seines Gleichen hervorzubringen.

Die Furcht scheint der Grund ihrer Religion zu seyn, denn von dem guten und bösen Wesen, das sie als Gottheiten erkennen, bringen sie nur dem letztern Opfer. Von ihren Boyern oder Priestern, hat jeder seinen besondern Gott, dessen Macht er rühmt. Jeder

Mensch, sagen sie, hat im Leib so viel Seelen, als es Pulsadern giebt; die vornehmste darunter hat ihren Sitz im Herzen, und begiebt sich nach dem Tod in den Himmel, die andern verbreiten sich in der Luft, und thun so viel Schaden, als sie können.

Ihre Sprache hat etwas Angenehmes und ihnen allein Eignes, worinnen sie so viel Dialekte haben, daß nicht allein beynahe jede Insel etwas besonderes, sondern auch jedes Alter und jedes Geschlecht seine Eigne hat. Ihre Weiber verstehen nichts von derjenigen, die in Versammlungen gesprochen wird; die Alten bedienen sich Ausdrücke, die von Jungen nicht gebraucht werden.

Die Familienregentschaft und der Vorzug, den der Sieg erwirbt, giebt ihren Hauptleuten die Würde, welche ihre ganze Regierungsform ausmacht. So oft jemand einen Feind erlegt hat, so oft läßt er sich einen Einschnitt in seinen Streifkolben oder Bouqueton machen, je mehr solcher Einschnitte sind, je leichter wird er zum Kommendanten ernannt.

Charakter der Karaiben.

Wenn man aus ihrem Bezeigen, und aus ihren dunklen Nachrichten urtheilt, so finden sich in ihrer Geschichte nicht, wie in der unserigen, die langwierigen und blutigen Kriege, die traurigen Auftritte, die allgemeinen und so oft wiederholten Staatsveränderungen. Untreue, Verrätheren, Meineid, Diebstahl, Mordthaten, die so gemeinen Ereignisse unter

gesits

gestitteten Nationen, sind ihnen fast gänzlich unbekannt. Die Sittenlehre ist ihre Natur, und die Blugerüste sind unnütz für Leute, die der bloßen Natur folgen, und denen unsere Verbrechen Greuel sind.

Es ist an dem, daß sie in der Hitze des Streits, und im Augenblick des Triumphs, ihre Gefangenen essen; außer der heftigsten Reizung zum Zorn hingegen thun sie dies niemals: ihre Rache aber ist unversöhnlich. Ein Karaibe, der mitten in der Lust einen andern sieht, von dem er sich erinnert beleidigt worden zu seyn, steht auf, tritt ganz gelassen hinter ihn, und schlägt ihm den Kopf mit der Keule ein, oder sticht ihn mit dem Messer todt. Hat der Todte keine Verwandte, die ihn rächen können, so ist die Sache unbestraft: ist aber die Wunde nicht tödtlich, oder zeigt sich ein Mächer, so macht sich der Mörder bald aus dem Staube, weil er versichert ist, daß ihm bei der ersten Gelegenheit, eben das wiederfahren würde. Außer der Reizung hingegen, begegnen sie nicht allein den Fremden, die sie besuchen, sondern auch den Gefangenen, die sie ohne Widerstand gemacht haben, mit Leutseligkeit, und besonders haben sie vor Weiber und Kinder viel Mitleid.

Sie haben ihre Bachhäuser an den Küsten, und wenn sie überfallen werden, ist ihre erste Vertheidigung ein Plahregen von Pfeilen, und denn die Flucht ins Holz, so bald sie Widerstand finden. Nie wagen sie etwas aufs Ungewisse.

Die Karaiiben geben sich ihrer Größe, Gestalt und Sprache wegen, den Vorzug vor den übrigen

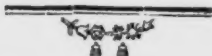
herumwohnenden Völkern, die Guaranier, die Mapújes, die Gwamos, die Salivas, Orhomakos, Achagwas, Araukas und alle, die den Oronoko hinaufwärts wohnen, werden von den Karaiben, nur als Sklaven angesehen, denn sie selbst behaupten, ihren Ursprung von Gottes Sohn zu haben, welcher, um eine große Schlange zu tödten, herabgekommen seyn soll. In den Eingewunden dieser erlegten Schlange, wären große Würmer entstanden, und aus diesen wären Karaiben gewachsen.

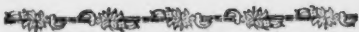
Alle Weiber gehen nackt, und nur die Schaamslosen, welche der Unzucht halber Begierden zu erwecken suchen, bekleiden sich, weil sie wissen, daß verschleierte Reize weit mehr Begierden erwecken, als ganz nackender Körper.

In Ansehung des Ehebruchs, bestrafen ihn einige dieser Völker durch öffentliche Hinrichtung, bey andern begnügt sich der beleidigte Mann, so oft bey der Frau des Ehebrechers zu schlafen, als dieser bey der seinigen gewesen ist: andere wechseln auf eine gewisse Zeit mit ihren Weibern, und wenn der Termin verfloßen ist, kommt jede Frau geliebter und liebenswürdiger zu ihrem Manne zurück.

Einer der sonderbarsten Gebräuche ist, daß die jüngsten Mannspersonen die alten Wittwen nehmen müssen, um weißlich wirthschaften zu lernen, und die ältesten Männer werden mit den jüngsten Mädchen vermählt, damit das Feuer der Jugend sie länger erhalten soll. Auch wird kein Mädchen anders,

als nach vierzigstägigen Fasten verheurathet, und während der Zeit verschlossen so kümmerlich gespeist, daß sie eher einer Mumie, als einer Braut ähnlich sieht. Bey Anfang der Feldbestellung peitschen auch die Alten die jungen Leute auf die Schultern, um ihnen dadurch, wie sie sagen, die Faulheit in Zukunft zu benehmen.





Von den Egyptern.

Wenn man alle die Wunder gelesen hat, die Bofuet, Rollin, v. Maillet, Sabbathier, v. Paw und andere von den alten Egyptern gesagt haben, so muß man beim Anblick des heutigen Egyptens unter türkischer Gewalt erstaunen, nichts als den Schatten der vorigen Größe, die Ruinen der Kunst und des Fleißes des ältesten Volkes der Welt zu finden. Die heutigen Egypter sind fast in allen Stücken von ihren Vorfahren unterschieden. Diese waren arbeitsam, wifig, unermüd in der Ausführung der schwersten Unternehmungen; die jetzigen haben von jenen nichts, als ihre Betrügerei und ihren Aberglauben geerbt. Niemand ist leichtgläubiger als dieses Volk, sie glauben an Talismanne, Bezauberungen und Magie aller Art. Wenn man eines Egypters Kind in seiner Gegenwart lobt, ohne es zu segnen, so glaubt er, daß böse Absichten dabey sind, und wirft, um sie zu vernichten, Salz in das Feuer. *)

Die Kleidung allein, hat ihre vorige Form erhalten, sie ist noch beynähe so, wie zu den Zeiten des Sesostris. Sie besteht in einem langen Rock, oder einer Art von Hemde mit weiten Ärmeln, das in der Mitte gegürtet wird, und gemeiniglich von blauem Tuche ist. Der gemeine Mann trägt noch einen braunen

*) man sehe die wandernden Egypter unter dem Sittel:
Zigeuner

braunen zeichenen Rock darüber. Bey den Vornehmern ist er von der Farbe des Unterkleides von Luch, auch länger und schleppender gemacht. Zum Staate tragen sie ein weißes Hemde, das den Ehorhemden ähnlich ist. Die Weibekleidung ist beymahe in nichts unterschieden, als daß die Unterkleider kürzer, und von Seide sind: ihre Ermel sind lang und hängen herunter, unter den Kleidern tragen sie ein dünnes Hemde von Gaze, das auf der Erde schleppt: ihre Haare sind in der Rundung in die Höhe gekämmt, und werden unter eine kleine weisse wollene Mütze gesteckt, darüber ein gesticktes Luch getragen wird. Nur die lieberlichen Weibspersonen gehen unverdeckt im Gesicht, und tragen an der Nase Ringe mit kleinen Glasugeln, tanzen und jagen auf der Gasse. Die meiste Zeit begeben sie sich auf die Landstrassen, und setzen sich an den Weg, wie Thamar that, nur daß sie so, wie die züchtigen Egypterinnen noch thyn, das Gesicht verdeckt haben musse.

Die Weiber, welche sich von der großen Menge der herumziehenden unterscheiden, genießen wenig Freyheit: nur wenn sie die Erlaubniß haben einander zu besuchen, dehnen sie den Besuch auf ganze Tage aus. Ihr größter Zeitvertreib ist alsdenn, ihren Anzug zu verändern, und sich auf verschiedene Art zu verkleiden. Das größte Merkmal der Aufmerksamkeit, das eine Frau der andern geben kann, besteht darin, daß sie ihr eine Menge Kleider anbietet, um ihre Verkleidung desto öfter zu wiederholen. Sie haben ihre besondern Bäder, wo sie sich zu gewissen Stun-

den hin begeben dürfen. Sie wissen sich bey dieser Gelegenheit zu verkleiden, und ihre Aufseher zu hintergehen. Ihre Liebeserklärungen geschehen, indem sie in ein Schnurstuch Salz, Brod, Weizenmehl, Holz, Stroh und dergleichen, jedes besonders so knüpfen, daß es wie eine Hieroglyphe seine Bedeutung hat. Der Liebhaber versteht diese Sprache unvergleichlich.

Die Mädchen leben dennoch an keinem Orte in der Welt eingezogener, und sie würden sich in Gefahr ihres Lebens setzen, wenn sie am Tage ihrer Verheurathung, nicht unbetrüglische Beweise ihrer Tugend geben könnten.

Die vornehmern Welber thun ihre Reisen oder Spazierwege, aus Mangel der Kutschen, zu Pferde, und ihre Sklavenweiber auf Eseln. Die Weiber haben so, wie die Türken, die größte Hochachtung vor die Blödsinnigen; sie sehen jeden Wahnsinnigen für einen Heiligen an, und küßen ihm verschiedene Theile des Leibes, weil sie glauben, daß die Tollheit aus übermäßiger Anstrengung des Nachdenkens, über geistliche Gegenstände herrührt.

Außer den Arabern und Türken, wohnen noch gegenwärtig viel Christen und Juden in Egypten, welche letztern sich durch einen blauen Turban, und violetterfarbene Kleider unterscheiden müssen.

So groß Kairo auch ist, so giebt es dennoch in der ganzen Stadt keine Wirthshäuser. In ihre Kano müssen die Reisenden ihre Bedürfnisse mitbringen. Alekairo soll auf dem Ploß erbaut seyn, wo ehemals

Nas

Babylon stand. Der Name *El-Cahera*, bedeutet die Siegreiche, welcher zusammen gezogen, *Kairo* ausgesprochen wird. Die Häuser sind fast alle überein gebaut, und haben wenig äußerliches Ansehen. In den Häusern der Vornehmen findet man durchgängig zwei Säle, einen zum Gebrauch, den andern zu Feyerlichkeiten. Die Weiber haben ebenfalls ihren Saal; ihre Zimmer aber sind von den übrigen abgesondert, der Eingang darzu ist verschlossen, und der Schlüssel in den Händen des Hausherrn. Wenn sie etwas haben oder weggeben wollen, gebrauchen sie eine Art von Drehfenster, wie in den Nonnentöstern, so daß sie von niemand gesehen werden können. Die Männer sind eben so eifersüchtig, und die Weiber eben so sehr Sklaven, als in Asten. Die Stadt ist mit einer Janitscharenwache versehen, die unter des Bassas Befehl steht, und des Nachts, wie in Paris, doch genauer, die Wache thut.

Die Pracht von Kairo besteht eigentlich in den Moscheen. Die Mauern sind mit arabischen Aufschriften in goldenen Buchstaben geziert, und mit dem schönsten grün und rothen Porphyr, acht Fuß hoch überzogen.

Memphis ist ein bloßes Dorf, das jezo Gisch heißt, und wegen der nahliegenden Pyramidenruinen häufig besucht wird, wo man noch die Ruinen der ehemaligen Tempel, die kolossalische Sphinxfigur, die größtentheils mit Erde bedeckt ist, und den Karons- oder ehemaligen Moerissee sehen kann. Die türkische Bauart hat jezt in dem prächtigen Alexandrien

die

die Meisterstücke der Griechen und Römer verdrungen. Der Pharus dient so wohl, als der Pharillo noch zu dem Gebrauch, der zu Ptolomäus Zeiten eine Pracht hatte, die unter die Wunder der Welt gezählt wurden. Der Obelisk der Kleopatra, des Pompejus Säule und die Cisternen sind das einzige, was noch jetzt merkwürdig ist.

Egypten kam nach der Beherrschung fünf Afrikanischer Fürsten, unter Alexanders Eroberung in die Griechische, von dieser unter die römische, endlich in die orientalischkaiserliche, und unter Selim I. in türkische Gewalt, welcher den letzten Egyptischen Sultan Tomumpay aufhängen ließ: seit der Zeit stehen die vier und zwanzig Beys von Egypten unter des Bassas von Kairo Aufsicht. Der Bey von Girge in Oberegypten, unterhält allein 30,000 Pferde, gleichwohl ist diese Würde bloß auf Ernennung des Bassas, eine Belohnung vor Sklaven. Der Sohn eines Beys zu seyn, ist Ursache genug, um niemals sein Nachfolger zu werden. In jeder Stadt ist ein Richter oder Cadi gesetzt, und der Huali oder Oberpolizeiaufscher, hat die Macht über Leben und Tod derer, die er über Verbrechen antrifft. Von den Arabern, die Oberegypten bewohnen, sind einige frey, andere dem Großherrn zinsbar, der Tribut wird aber nur einmal abgetragen, wenn der Sohn seines verstorbenen Vaters Güter in Besiz nimmt.

Von den Engländern.

1.

Männlicher Charakter und Sitten.

Nichts beweist die Unbeständigkeit und Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge stärker, als die unglaubliche Revolution, die seit den zwey letzten Jahrhunderten in den Gemüthern, Sitten und der politischen Verfassung der englischen Nation vergegangen ist. Unter den Plantageneten und dem Hause Tudor hatte die Freyheit noch kein Leben. Der Mangel an Verbesserung der Einsichten hemmte alle andre. Die Regierung war tyrannisch, und die Zeit ward unter Wilhelm dem Erobrer eifern. Das ganze Reich ward ein Lager, wo sich niemand aus seinem Quartiere begeben durfte, als bis es die bestimmte Stunde und der Glockenschlag erlaubte. Aus der härtesten Sklaverey der ehemaligen Staatsverfassung gieng England zur eigentlichen Zeit seiner Revolution auf einmal zur uneingeschränktsten Freyheit in politischen und in geistlichen Dingen über. Daher entstand die noch herrschende Neigung gegen die Lieblingsgegenstände und das hartnäckige Zutrauen zur eignen Einsicht, die den Engländern zum Vorwurf gereicht. Montesquieu sagt daher sehr richtig, daß man in allen englischen Schriften Leute sieht, die für sich allein gedacht haben, denn in keinem andern Lande wagt jeder einzeln

Mensch,

Mensch, seinen eignen Verstand so sehr zu Rathe zu ziehen und seinen Gedanken, Reden und Handlungen selbst so Gesehe zu geben, als sie es thun.

Es ist keine Nation, über welche Vorurtheile so wenig vermögen als über die **englische**. So gar viel falsche Vorurtheile, wovon eine mäßige Portion dem gemeinen Wesen zufälliger Weise heilsam seyn kannt, sind ohne alle Barmherzigkeit ausgerottet worden. Königliche Würde und vornehme Geburt, werden viel geringer geschätzt, als es seyn sollte, und die Schranken des Abstandes zwischen den verschiedenen Klassen der Republick, sind nicht stark genug, um der Unverschämtheit des Pöbels Einhalt zu thun, der sich nur gar zu gern der Gleichheit erinnert, in welche die Natur das ganze menschliche Geschlecht gesetzt hat, und mit dem größten Widerwillen dem Range und der Würde einige Vorzüge einräumt. Dieß ist eine Folge, die sich aus der unglücklichen Epoche der bürgerlichen Kriege im vorigen Jahrhundert herschreibt, wo das wüthende Betragen der Fanatischen Parthen, die den Thron umstürzte und fast den ganzen Adel vernichtete, Verachtung und Haß gegen beyde unter dem Volke verbreitete. Eben aus dieser Quelle rührt auch das unanständige und verächtliche Betragen gegen die Geistlichkeit, welches sich mit nichts entschuldigen läßt und von den vernünftigsten Engländern beklagt wird.

Die Franzosen sind nicht weniger von der Plumpheit des **englischen** Temperaments und Betragens beleidigt, das den Sitten ein gewisses rohes Ansehen giebt, welches aller Umgang mit den Russen nicht miß-

dern

bern kann. Dieß kömmt aber vielmehr aus der männlichen Herzhaftigkeit des Temperaments, als aus mütterlichem Wesen, welches Lust und Klima befördert; denn jeder, der die Engländer recht kennt, muß gestehen, daß sie von Natur leutselig, mitleidig und großmüthig sind. Sie halten in Gesellschaft Verstellung vor Schande, und reden die Wahrheit, wie sie sie denken. Eben diese Offenherzigkeit aber ist es, die sie in allen Dingen von Wichtigkeit mit Muth ausrüstet, und sie in den großen Ausritten und verworrenen Handeln des bürgerlichen und Hoflebens zu Mustern von Standhaftigkeit und Entschlossenheit macht. Dieser Denkungsart haben sie ihre Freyheit und die Glückseligkeit ihrer Staatsverfassung zu danken, die in allem Betracht die Verfassungen aller andern Reiche übertrifft. Wenn daher auch die niedern Stände der Nation weniger artig sind, so hat doch der edlere Theil derselben mehr Stärke des Geistes, als man sonst irgendwo bey Leuten ihres Standes findet. Gewiß, wenige werden es leugnen, daß eine übertriebne Verfeinerung in den Moden des Umgangs nach und nach die Redlichkeit und Einfalt, (unstreitig die angenehmsten Eigenschaften des Herzens,) verliert, und an ihre Stelle Heuchelen und künstliche Affekation, die, so sehr sie auch den Augen gefallen, und die Zuneigung leichtere Köpfe gewinnen, Leuten von Einsicht und Ueberlegung weit weniger annehmlich sind, als die offenherzige, redliche, unstudirte Einfalt. Dieser Gemüthsart gemäß, troßt ein Engländer allem Widerstande, wenn er von der Rechtmäßigkeit dessen, womit er sich beschäftigt, überzeugt ist,

Ist, setzt sich über alle Gebräuche hinaus, und folgt den Geborhen seiner Vernunft kühnlich und allem Gespötte und Tadel zum Troß, er komme aus einem Welttheil, aus welchem er wolle.

Ihre Gemüthsart ist oft heftig und in einem Grade unbändig, der nahe an Raserey gränzt. Sie sind gezeigt, plötzlich die schädlichsten Entschliesungen zu fassen und sie mit der unseeligsten Geschwindigkeit auszuführen. Viele, wenn ihnen ihre Absichten fehlschlagen, verlieren sogleich alle Gedult, und überlassen sich einer völligen Gleichgültigkeit gegen ihr Schicksal. Andre ergreifen bey der geringsten Abschreckung die verzweifeltsten Mittel. Dieß ist ein epidemischer Fehler der Nation. Sie rächen die Strenge des Schicksals an sich selbst. Die Liebe zum Trunk zieht die gewöhnlichen Ausschweifungen nach sich, worzu die Hitze der Jugend und das Feuer der leidenschaften aller Orten verleiten. Ihr wilber ungedultiger Geist, der zu allen Zeiten einen Widerwillen gegen Einschränkung hegt, kann alsdenn gar keine Schranken leiden.

Die muthwilligsten Ausschweifungen sind insgemein die Folgen der frechen Lebensart, der sich so viele junge Engländer ergeben. Man hat dem Adel einen Vorwurf aus dem allzuvertrauten Umgang mit geringern gemacht, der bisweilen sich mit einem Zweykampfe des Faustrechts endigt. Die Denkungsart ist hierinnen der Natur gemäßer als irgendwo. So viel Ansprüche die Großen des Reichs auf die Achtung der Nation haben, so viel Ehrerbietung ihnen jeder vernünftiger Mensch zu bezeigen bereit ist, so lange sie
nicht

nicht selbst ihren guten Namen verfechten; so erwarten sie dennoch keine slavische Unterwürfigkeit, welche der tyrannische Adel in so vielen andern Ländern mit so viel Ungeflum fordert. Da der Geist der Freiheit, worinnen sie von Kindheit an erzogen worden, sie gelehrt hat, sie als ein angebournes Recht jedes Menschen zu betrachten, so erinnern sie sich dieses Unterrichts zu gut, als daß sie so Eingriffe in die Freiheit andrer wagen sollten, die nur darzu dienen würde, ihr Leben unruhig und ihre Person verhasst zu machen.

Die Eadelsucht, welche unter dem Volke herrscht, rührt von nichts andern her als von der Menge der Kandidaten zu jedem Departement der Regierung, welche leer ausgehen und die größte Zahl ausmachen müssen. Ungeachtet aber der unermüdeten Verkleinerungssucht, die den Charakter und den guten Namen aller derer, die das Glück haben zu steigen, so frech antastet, und verständlese Zuschauer auf die Gedanken bringt, als ob der Vorrath von Männern von Genie erschöpft wäre; ungeachtet der giftigen Bosheit, welcher jeder jähbar werden muß, der sich hervorthun will, kann man mit Wahrheit sagen, daß ihr Adel überhaupt Personen von größern Fähigkeiten aufstellt, als ihres Gleichen in andern Ländern zeigen.

Ein überzeugender Beweis ihrer geistigen Vorzüge ist die nachdrückliche Erinnerung, die sie nöthlichen Künsten und Talenten angedenken lassen, welche die Achtung und Belohnung weit übersteigt, die sie in andern Ländern erlangen, wo leeres Lob oder eine schmale Kost und akademische Dunkelheit oft das Loos großer

Venies ist. Uebrigens nöthigt auch die große Nationalversammlung die Mitglieder der Parlamenter, sich durch anhaltendes Studiren, durch gründliche Kenntniß von Menschen und Sachen eine genaue Einsicht in die Angelegenheiten des Vaterlands zu verschaffen. Ein andrer Beweis der starken Denlungsart des vornehmern Theils der Nation, ist der unerschrockne Muth, womit ein Engländer die Ungnad des Hofes erträgt, die treue Freundschaft, die ihm seine Vertrauten bezeugen, die ununterbrochne Achtung, die ihm von seinen Bekannten widerfährt, deren keiner es für seine Pflicht hält, ihn wegen der verlohrnen Gunst, wie in Frankreich zu verlassen.

Die unseligste Gewohnheit, welche in solchen Fällen und oft in den unwichtigsten Mode ist, läßt sie darinnen so, wie in vielen andern Stücken mit den alten Römern in Vergleichung treten, die ihr Leben beim Verlust des Glücks mit einem Dolchstoß endigten. Unter allen Vorwürfen, die man der Nation macht, ist keiner so stark von ihren Gegnern den Franzosen und verabscheuungswürdiger vorgestellt worden, als die grausame Gemüthsart, die sich an blutigen und barbarischen Scenen weidet. Man kann nicht leugnen, daß noch viel Ueberbleibsel der vormaligen lermenden und unmanierlichen Ergößlichkeit Protektion finden, ohne daß sich daraus eine grausame Gemüthsart schließen läßt. Alle Geseze und bürgerliche Verfassungen von England zeugen von Menschlichkeit und Mitleiden. Es giebt wenig Beispiele von Privat, und gar keine von öffentlichen Grausamkeiten unter den Engländern

ländern in Vergleichung mit andern Ländern. Die Folter und andre ähnliche Mittel sind unbekannt, so wie die schrecklichen Quaalen, womit man in andern Ländern so oft die Schuldigen sterben läßt. Die Zwistigkeiten unter denen vom niedern Stande stehen nicht unmittelbare Mordthaten oder eine künstlich ausgelegene Rache nach sich, und die Quelle, die bey andern Nationen solche Verheerungen anrichtet, sind jetzt völlig abgetrocknet. Selbst die bösesten Glieder des gemeinen Wesens, Diebe und Straßenräuber haben durch ganz Europa den Ruhm, daß sie sich unmenschlicher Thaten enthalten, und der Altar ist keine Freystadt für ihre Verbrechen.

Mitten unter den unermesslichen Reichthümern, mit welchen der Portugiesische Handel und die Herrschaft der See England bereichert, hat die Nation dennoch eine Abneigung gegen alle Arten von Verschwendung. Die Gastereien zeichnen sich mehr durch Ueberfluß als durch Kunstelernen der Kochkunst aus; sie überläßt sich wenig der Indolenz der Seele und des Körpers, welche in den meisten Ländern die Folge des Ueberflusses ist. Die Zeitkürzungen haben selbst bey denen, die am wenigsten beschäftigt sind, einen Anstrich von Thätigkeit und Männlichkeit; selbst das zärtliche Geschlecht glebt bey allen Gelegenheiten den Ergötzungen den Vorzug, die zugleich den Leib üben. *)

3 2

Diese

*) Daher ist England so bevölkert, daß man im eigentlichen England 5. und eine halbe Million, in Schottland 1. und eine halbe, und in Irland etwas über eine Million rechnet, ob es zusammen gleich nur 6040. Quadrats.

Diese Neigung zur Thätigkeit ist bey den meisten mit so vieler Herzhaftigkeit verbunden, daß sich kein Volk in dieser Rücksicht berühmter gemacht hat, und keins weniger Aufsehen davon macht. St. Evremont sagt mit Recht: „Es ist keine Nation, die mehreren „Muth in den Mannspersonen und größte Schönheit „in dem Frauenzimmer zeigt, mehr Stärke des Geistes „in beyden als die englische.“

Dieserjenigen Künste so gar, die durch mechanische Geschicklichkeit des Künstlers einen zufälligen Werth erhalten, haben dem englischen Scharfsinn entweder Erfindung oder Verbesserung zu verdanken. Was nur das Gepräg der englischen Manufaktur an sich trägt, wird aller Orten vorzüglich geschätzt. Alles, was aus ihren Händen kommt, hat die Miene der Gründlichkeit und Vollkommenheit. Handarbeiten, die in andern Ländern meistens schwerfällig und mangelhaft gemacht werden, geschehen hier mit einer Art von Artigkeit, die den Handwerker bey nahe zum Künstler erhebt. Die Vorzüge dieser Nation sind in allen praktischen Theilen der Wissenschaften so groß, daß der Zusammenfluß der vernünftigsten und Einsichtsvollsten Fremden seit einiger Zeit stärker ist, als irgendwo, und daß selbst die kultivirtesten Nationen anfangen eine Reise auf diese Insel als ein nothwendiges Stück der Bildung anzusehen.

Der Antheil, den das Frauenzimmer an dem ernsthaften und schwermüthigen Wesen der Nation hat, und
der

Quadratmeilen enthält, die in 40 Shires oder Land- und Grafschaften getheilt sind.

der sie zur sitzenden Lebensart geneigt macht, verbindet sie viel fester an ihre Ehemänner, an ihre Kinder, und an ihre Haushaltung. Sie geben jetzt ganz Europa das Beispiel der mütterlichen Zärtlichkeit, das ehemals den Heldennüchigen Römern eigen war, sie säugen ihre Kinder selbst, und diese Gewohnheit ist ein neues Band der Zuneigung für die Mütter. *) Das schwermüthige Wesen ist Ursache, daß vieles junge Frauenzimmer von der katholischen Religion eine Neigung zum Klosterleben hat. Sie reissen übers Meer, und begeben sich in Flandern und Frankreich in die Nonnenklöster, wo sie als Kostgängerinnen aufgenommen und von den Summen unterhalten werden, die zum Besten der Neubefehrten ausgelegt sind. In England selbst giebt es solche Klöster, die eben so eingerichtet werden, daß sie bey andern für Kostgänger Schulen gelten, und man nimmt Nonnen auf, denen man gestattet ihre Gelübde zu thun. Welche unter ihnen diese geleistet haben, gehen bescheidenlich und schlecht gekleidet, leben in Gesellschaft, beobachten alle Uebungen, die ihre Ordensregeln ihnen vorschreiben, gehen aber auch bisweilen aus und besuchen ihre Freunde.

Oeffentlich und bey Gastmahlen, wo Personen aus verschiedenen Häusern zugegen sind, wird aller Anschein von Vertraulichkeit zwischen beyden Geschlechtern auf die Seite gesetzt. **) So bald das Tischtuch abgenom-

3 3

men

*) A tour to London or new observations on England and its inhabitants by Mr. Grosley translated from the French by Th. Nugent. 1772.

**) Von den Sitten der Heurathenden wird im Artikel Walliser und von der Handlung unter dem Artikel Portugiesen gehandelt werden.

men ist, begiebt sich das Frauenzimmer weg; der Wein oder Punsch wird auf die Tafel gesetzt, und die Gäste fangen an sich in Gespräche einzulassen. Die Damen begleiten die Wirthin in ihr Zimmer, wo sie für sich allein Gesellschaft machen. Sie setzen sich bey gemischten Gesellschaften, wo das Spiel das einzige ist, was die Gemeinschaft unterhält, nahe an die Thüre, und überlassen den obern Theil des Zimmers und die Unterhaltung den Männern. Doch auch von Staatsgesellschaften wissen sie gründlich zu sprechen, und die Unterhaltung mit einer beleseuen und witzigen Gattin, ist eines der größten Vorzüge, welche die Engländer genießen.

Die Engländer weichen in Ansehung der Kost nicht wenig von andern Völkern ab. Man setzt ungleich weniger Gerichte und alle auf einmal auf. Die Wahl ist so verschieden, daß jeder von einem andern fordert und oft davon ganz allein seine Mahlzeit hält. Die Speisen sind schwach gekocht oder gebraten und die ungeheuer großen Stücken Fleisch bluten noch, wann sie angeschnitten werden. Die Gemüse sind nur in Wasser gebrüht, und werden trocken mit zerlassener Butter oder mit einer weißen Eyerbrühe aufgesetzt. Suppe ist sehr wenig zu essen gewöhnlich; überhaupt kömmt auch mehr Gebratenes als Gekochtes vor.

In den Schops und Taverns findet man niemals mehr als ein Gericht. Die meisten essen sich an Roßbeef oder Veesstrack, oder Mutton Schoulder mit. In den Kaffeehäusern, wo einer geht, wenn der andre kömmt, muß man oft Stundenlang warten, ehe

ehe das Aufgeschriebne angerichtet wird. Abends findet sich nirgendwo ein gedeckter Tisch an öffentlichen Oertern. Die Vornehmern halten viel auf einen reich besetzten Nachtmahl aus Früchten, Gebäcken, und Edesterke. Orangen machen meistens den Beschluß von allen.

Weisser und rother Portwein nebst Ale und Strongbeer sind die gewöhnlichsten Tischgetränke. In öffentlichen Wirthshäusern trinkt die ganze Gesellschaft aus einem zinnernen Krüge. Diefelbst läßt sich wenig mit der Keuschheit zusammen reimen, da man für jeden Teller auch reine Messer, Gabeln und Löffel reicht. Man legt zwar jedesmal ein reines Tischtuch auf, und giebt dennoch eher Niemanden eine Serviette als bis jenes abgenommen ist, auch wird Wasser zum Händewaschen herumgegeben, das bey dem englischen Gebrauch wenig Appetit giebt; doch kommen diese Gebräuche in großen Häusern, wo nach französischer Art bedient wird, immer mehr und mehr ab.

Alle unzugelerichte Speisen sind auf dieser Insel unvergleichlich. Alle Arten von Fleisch sind so zart, daß sie auch halb gar, bennaher weicher sind als in Teutschland die zugerichteten. Ihr Rindfleisch ist in den innersten Fäserchen mit Fett durchwachsen. Die englischen Schweine sind an ihren großen Ohren und kurzen Bäuchen kenntlich, ihr Fleisch auch viel mürber, die Kälber werden mit Milch gemästet und sind deswegen zu fett.

Die Engländer haben einen Ueberfluß an allen Arten von Seefischen, die fast für jede Woche abwechs-

sehn. Billings-Gate und Leaden-Hall sind Oerter, wo man die leckerhaftesten Arten von Fleisch, Fischen, Krebsen, Austern, Muscheln, Schildkröten, Geflügel und dergleichen antrifft. Im Covent-Garden wird alle Tage ein so grosser Vorrath von grüner Waare ausgesetzt, daß die ganze Stadt damit versorgt wird. Es fehlt aber an Fischen aus süßen Wasser, und Wildpret, Lerchen und ähnliches Geflügel ist nur sehr selten für die Tische der Grossen zu haben.

Unter allen sind Rindfleisch, Schöpfenschultern, Tartuffeln und Plum-pudding die Nationalgerichte, und Thee, Punsch, Ale und Strongbeer die Lieblingsgetränke des Volks. Der gemeinste Engländer isst Weizenbrod, und das Gesinde auf dem Lande weigert sich, das aus einem feinen Roggenmehl anzunehmen. Das Brod wird in Würfeln von einem Fuß gebacken, und ist zwar derb und spröde, aber weit kräftiger, als das französische.

Man geht in London nicht 50 Schritte, ohne auf ein Koffeehaus zu stoßen. Man bekommt da zu aller Zeit einen guten Thee, einen vortreflichen Tost, oder eine Scheibe weisses geröstetes, und mit frischer Butter bestrichenen Brod, Chocolade, Kaffee, Punsch, Wein, und auch wohl einen kleinen Sallad. Sie sind nicht so prächtig, wie die französischen Kaffeehäuser, in denen man grosse Spiegel, Kronleuchter, Stühle und marmorne Tische antrifft, man hat hingegen feines Porcellain, und erhält allezeit eine reine Serviette bey dem, was man fordert. Jedes hat fest

ne besondern Assemblée. *) Um die Börse sind Kaufleute und Schiffer, in Georges Kaffeehaus versammelt, um Westminster-Hall trifft man junge Herren vom Unterhause an; in Smirna Kaffeehaus, in Pall-Mall trinkt die medicinische Facultät ihren Thee, und bey einem Breakfast-Lup werden die wichtigsten Staats- und Handelsfachen entschieden oder beurtheilt.

Ungehlige feile Mädchen iren auf allen Strassen bey Nachtzeit herum, und nichts ist gefährlicher, als ihnen grob zu begegnen. Sie gehen sogar von St. James, bis an die Börse Trourpweise, und meistens sehr gut gekleidet. Sie bieten sich unter der Anforderung eines Glasi Weins an, und ihre Schönheit ist oft eben so bewundernswürdig, als ihre Schaamlosigkeit. Wenn sie Bitterung und Bedürfnisse nicht nöthigte Kleider anzulegen, so würden die, welche ihre unmäßige Begierde erlitt, so gut nackt gehen, als die Strahler, und den Kamtschadalen nichts nachgeben.

Kein Tag verstreicht, wo nicht in den engen Gassen, in den Courts, oder auch auf den Landstrassen, Raubereien geschehen, die in den Zeitungen angezeigt werden, und nirgends giebt es mehr Beutelschneider, als unter dem Galgen zu Tyburn. Die erträglichste Klasse der Diebe sind die Pick-Pockets, die sich begnügen bey Tage oder Nacht, oft unter der Gestalt

D 5

gut

*) Um sich in London zu finden, giebt the Foreigners Club bey Toliffe für eine halbe Krone, und ein Plan bey Jeffery hinführende Anweisung.

gut gekleideter Personen, andern die Taschen auszu-
leeren. Gefährlicher sind die Straßenräuber zu Pse-
de, die bey dem Einbruch der Nacht auf den Land-
straßen herum jagen, und die Kutschen angreifen.
Unter Vorzeigung einer Pistole bitten sie sich Börsen,
Dosen, Bankozettel und was ihnen ansteht, aus;
diese Plünderung ist vor die *Highwaymen* gefährli-
cher, weil die Reisenden, die ihnen eine Kugel durch
den Kopf jagen, von der Regierung belohnt werden,
als vor die, welchen der Raub, aber sonst weiter kein
Unglück widerfährt.

Die schlimmste Art, sind die *Foot-Pads*, ein
Geschlecht von Bösewichtern, das sich nahe um die
Stadt, in den engen Gassen, und in den Höfen auf-
hält, und allezeit von der Exekution anfängt. Sie
schlagen nieder, was ihnen auffällt, plündern es als-
denn rein aus, und schleichen sich davon. Nichts als
der allzuweit gedehnte Begriff der *englischen* Frey-
heit hindert, daß in *London* nicht eben die Anstal-
ten gemacht werden, die in *Paris*, wo Rauben und
Stehlen ohnweit weniger im Schwange ist, getroffen
sind.

So entsetzlich die Gefängnisse zu *Newgate*, *Bed-
lam* sind, und in ihrer Art noch grausender, als das
Rasphuis in *Amsterdam*, oder *Bicetre*, die
Salpetriern und *Bastille* in *Paris*; so werden die
englischen Verbrecher weder weniger noch in *Ty-
burn* seltner gehangen, als sonst, wo wöchentlich
zweymal Hängtage ist; die Missethäter gehen mit ei-
nem Rucke an den Galgen, der bey bessern Gelegen-
heiten

hellen wünschenswürdig wäre. Sie haben dabey eben das kalte Blut, als die Wilden, die sich mit ihren Herren verbrennen, oder deren Weiber mit ihren Männern zum Scheiterhaufen eilen.

Ehemals war die Strafe des Hängens so wenig geachtet, daß viele die Sache so künstlich einzurichten wußten, daß sie den Weg vom Galgen wieder herabfanden, daher wird heutiges Tags im Urtheil gesagt: „Du sollst aufgehangen werden, bis dein Körper ist tod, tod, tod, und Gott erbarme sich deiner Seele.“

2.

Weiblicher Charakter und Sitten.

Verheuratete und unverheuratete Frauenzimmer üben in England eine gleich unumschränkte Macht über ihre Liebhaber und Männer aus, die mit dem zärtlichsten Ton, und einem Anschein von Gleichgültigkeit, Kaltblütigkeit und Schwermuth verbunden ist, eine Macht, die desto dauerhafter ist, da sie auf ein gefälliges und unterwürfiges Betragen, davon sie nie abweichen, gegründet ist. Die Gefälligkeit, Unterwürfigkeit und Milde, sind glückliche ihnen angebohrne Tugenden, die ihnen die Natur gegeben, die Verdeckung alles dessen zu seyn, was sich stolzes, trotziges und ungestümes im englischen Charakter findet.

Zu diesen geistigen Vorzügen gesellen sich die Reize einer blühenden Schönheit, die in England sehr gemein sind: sie haben sie in einem desto höhern Grade,

je weniger sie sich um die künstlichen Annehmlichkeiten bemühen, die die Stelle der Schönheit nicht vertreten können, und die mehr in der Einbildung des Liebhabers, als im geliebten Gegenstande selbst wirklich sind. Das englische Frauenzimmer ist sich seiner Schönheit so gut bewußt, daß es seinen Anzug vernachlässigt, und sich wenig um den gesuchten Schmuck bekümmert. In ihrem Hause trägt eine Dame gemeinlich ein leichtes Kleid, das sich zu ihrer Haushaltung schickt. Erscheint sie irgend an einem Morgen in St. Jamespark, so hat sie ein kurzes Kleid, eine lange weiße Schürze, und einen Sonnenhut, sie läßt sich von einem Mädchen begleiten, das eben so nett ist, als sie.

Bei öffentlichen Gelegenheiten schmückt sich das schöne Geschlecht mit Spitzen und Diamantenschleifen. Genaue Sorgfalt und Kengstlichkeit im Anzuge, besonders im Haarputz, findet man nur bei sehr wenig Frauenzimmern, die ohne Zweifel, weil sie glauben dessen bedürftig zu seyn, die Operationen des Puges auszuüben wagen.

Die Lebensart auf dem Lande, wo sich die Damen den längsten Theil des Jahres über aufhalten, und die Freiheit, die mit dem Landleben verbunden ist, verursacht, daß sie bei einer so angenehmen Nachlässigkeit im Anzug bleiben, ob sich gleich die französischen Moden auch bei den Londonern zu verbreiten anfangen.

Es erfordert eine genaue Beobachtung, wenn man im Stande seyn will, von den großen Wirkungen des
 englisch

englischen Damenhuts zu reden; er giebt den Damen, die ihn tragen, dasjenige sonderbare und schallhafte, das der geflügelte Hut dem Merkur giebt, er besetzt ihr Gesicht mit einem Grade von Lebhaftigkeit, der ihnen nicht natürlich ist. Mitten unter den Hüften, die Westminsterhall anfüllen, lassen die Köpfe der Damen, die auf französische Art aufgesetzt waren, wie leere Häuser. Auf dem Gesichte sieht man keine Schminke. Die Schminke, welche die französischen Frauenzimmer ohne Zweifel von den alten Pikten entlehnt haben, ist noch nicht jenseits des Meers gekommen.

Eine gute Bildung ist eine Hauptursache, und fast unzertrennlich von der englischen Schönheit: sie kommt von der freien und leichten Manier, womit das gegenwärtige Geschlecht die Leiber der Kinder behandelt, und vom wenigen Gebrauch, den man von Bindeln und andern Arten von Einzwängungen macht. Statt des Fischbeinernen Panzers, dessen man sich noch in Frankreich, die Natur zu zwingen, bedient, und der sie oft gänzlich zu Grunde richtet, hat man in England bloß eine Art von Fischbeinernen Leichen, das gerade bis an die Brust reicht, und keine andere Wirkung hat, als den Leib in einer geraden Stellung zu halten. Der Oberleib, der durch keine Verhärtung und Kleidung eingeklemmt ist, bekommt und nützt das Ueberschüssige der Nahrung, das ihn der eingeklemmte Unterleib mittheilt, woher die Schönheit und Leichtigkeit des Baues entsteht.

Diese

Diese Leibchen sind gerade der *Cestus*, der auf den alten Denkmälern einen Theil des Anzugs der griechischen Göttinnen und Jungfrauen ausmacht, der Gürtel der *Venus*. Das Näh- und Stickwerk, womit dieser *Cestus* gemeiniglich gestickt war, stellte dem Anblick alles dar, was die Kunst zu der vollkommensten Schöpfung hinzufügen konnte: Der Hals einer englischen Dame wird während des Wachsens, weder gedrückt noch eingeklemmt, sondern genießt alle Vortheile der Freiheit, nach und nach aber mißbraucht man dies, und dieser Mißbrauch wird mehrertheils von den Engländerinnen noch weiter getrieben, als von den Schönen in der *Pikardie*, denen sie ihn abgelernt haben.

In England genießen die Kinder des andern Geschlechtes von der Wiege an eine ebenmäßige Freiheit. Die Leute setzen in Ansehung der Kinder kein Mißtrauen auf die Natur und die Ration. Die meisten sind wohl gewachsen, und man sieht in London wenig ungestalte oder bucklichte Kinder.

Die Wohnungen der Engländer werden überall reinlich gehalten, und die Klippigkeit hat es zur Mode gemacht, daß auch geringere Leute für jedes Hauptgeschäfte ein anderes Zimmer, zum Schlafen, zum Besuch, zum Speisen, zur Arbeit und vor die Kinder haben. Die Zimmer sind durchgängig tapetiert, und oft auch Fußboden und Decke. Die meisten Tapeten sind von Papier, allezeit von gutem Geschmack, und auf die Reinlichkeit eingerichtet. Ihre Kamine sind meistens in London, aus weiß und grauen

grauen Marmor, mit vielen Verzietungen aus gekauten Papier umgeben. Der Feuerkorb ist vom Boden wenigstens einen Fuß hoch erhaben. Ihre Neublen an Stühlen, Tischen, Schränken, Kommoden, Schirmen u. sind oft von Brasilien- und Mahoganyholz, einfach, dauerhaft und doch zierlich gemacht.

Die Uiberzüge der Stühle sind Tuch, Seide, Leder, oder artig geflochtene Pferdehaare. Kanapees haben sie selten, und nur auf den Toiletten, in den Zimmern, beynähe durchgängig keine Spiegel. Ihre Betten kommen mit den teutschen überein, und ob sie gleich, wie die Franzosen, Mattressen, und dünne wollene oder genähte Decken haben, so kennt man doch die Rouleaus nicht, und bedient sich ordentlicher Kopfkissen. Ihre Fenster sind groß mit einem Schwißbogen, und ziehen sich halb in die Höhe, sobald man unten daran hebt. Die Strassen sind mit an den Häusern hin mit Platten, und in der Mitte mit Wasser gepflastert *), außer Westminster hingegen sind die Lanes in der City nach der Themse zu, und im Southwark meistens enge und unbequem. Bey feuchter Witterung ist es entsetzlich kothigt, und bey trockenem Wetter wolkigt vor Staub. Die Steinschalen, deren man sich zum Brennen bedient, machen die Luft voll Dampf, und die Häuser veräuchert, selbst Haut und Wäsche unrein. An allen Ecken der Strassen

*) Auch haben wenig Städte die Bequemlichkeit, die in London 1700 Ruchblutchen, die Boote und die Penny Pott verjagt.

fen stehen, wie in Paris und Berlin, die Namen angeschrieben. Die Courts sind schön, die Sgwaren verdienen aber oft nicht einmal den Namen. Die Statuen scheinen noch keine so vortreflichen Meister zu verrathen, als Paris auf seinen öffentlichen Plätzen zeigt. Hingegen hat London Vorzüge an den drey Brücken, besonders in der vor kurzen geendigten Arbeit der schönen Blat-fryar-Bridge, und in seinen Lustörtern, welche Paris fehlen. Die königlichen Häuser unterscheiden sich in nichts, und sind in vielen weit unansehnlicher, als eine Menge von Privathäusern, besonders das zu Kew und Richmond, so wie das zu Westminster, das den Namen Royal-Mews führt, und nicht über vierzig Jahr alt ist, das sich wenig von St. James Palace, Gueens Palace, und dem zu Kensington und Windsor unterscheidet.

3.

Lebensart des Königs von England. *)

Im Winter steht der König gewöhnlich zwischen sechs und sieben auf, und begiebt sich in ein geheimes Zimmer, zur Abwartung seiner Andacht, die beynahe eine Stunde dauert. Im Sommer bleibt er selten länger, als bis sechs Uhr im Bette. Nach dem Frühstück kleidet er sich an, und wartet die öffentlichen Geschäfte ab, wenn sich welche finden. Nachgehends werden seine Kinder zu ihm gebracht, und drauf begiebt

*) The universal Musæum for March. 1772.

bleibt er sich in sein Kabinet, wo er irgend einigen neuen sinnreichen Entdeckungen nachgeht, oder sich mit einem Gelehrten unterhält.

Die Königin bringt gemeiniglich den Vormittag mit ihren Prinzen zu, und da sie ungemein sinnreich ist, so beschäftigt sie sich gemeiniglich mit Zeichnen, oder mit ihrer Lieblingsbeschäftigung, mit der Nadel, womit sie die schönsten und seltensten Arbeiten fertig.

Der König lebt ungemein mäßig, erlaubt sich selten mehr, als vier Gläser Wein bey der Mittagsmahlzeit, und des Abends trinkt er nur ein wenig Wein mit Wasser. Wo nicht den Nachmittag Staatsgeschäfte ihn abrufen, so liest er der Königin einen von ihren Lieblingschriftstellern vor, welche den besten Beweis gegeben, daß sie das Englische vollkommen versteht, da sie für die Werke Shakespears die meiste Liebe hat.

Da der König von dem berühmten Orwin mit allen Annehmlichkeiten der Wohlfreyheit hat sprechen gelernt, so bezeugen alle, die Zutritt bey ihm haben, daß der König mehr wie Lehrer der Beredsamkeit, als Monarch liebt und spricht, von dem man glauben sollte, daß er durch die Uirrigkeit eines Hofes einigermaßen weidlich geworden seyn müsse.

Nach der Abendmahlzeit halten der König und die Königin gemeinschaftlich ihre Andacht, und jedes liest einen sittlichen, oder die Religion behandelnden Schriftsteller, worauf sie sich zeitig zur Ruhe begeben.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob der König ein besseres Beispiel als Vater, oder als Ehemann giebt. Als letzterer betrachtet, ist er ganz Sanftmuth, ganz Liebe und Nachsicht; er hat ein Herz, das aller häuslichen Vergnügen fähig ist. Als Vater ist er ernstlich, ohne murrisch zu seyn, vertraut, ohne seinem natürlichen Ansehen etwas zu vergeben, und voll Zuneigung, ohne jene Schwachheit, welche macht, daß Kinder frech werden.

Der König giebt sich viel Mühe, das Gemüth seiner Kinder zu bilden. Er ist vollkommen überzeugt, daß es nöthig sey, die Zweige zu beugen, weil sie jung sind. Wenn es daher seine übrigen Geschäfte zulassen, so wendet er sie gemeiniglich darauf, daß er seinen kleinen Lieblingen solche lehren giebt, als ihre Kinderseelen anzunehmen fähig sind, denn er hat oft angemerkt, daß es vornehmlich den Aeltern zuzuschreiben ist, wenn es den Kindern an den gehörigen Grundsätzen mangelt.

In den Gesinnungen beider Majestäten ist eine so bewundernswürdige Uebereinstimmung, ihre Gemüther sind in einen so vollkommen übereinstimmenden Ton gestimmt, daß es, wenn man die Verschiedenheit der Meinungen, in Ansehung der verwirrten Regierungsstände ausnimmt, unmöglich ist, den einen Charakter zu schildern, ohne zugleich den andern mit darunter zu fassen. Die Königin hat die untrüglichsten Proben ihres feinen Geschmacks und Urtheils durch den Druck, und ihres vortheilhaften Herzens durch die
Bil.

Bildung ihrer Prinzen, und durch ihre unumschränkte Liebe gegen die Nation erwiesen.

4.

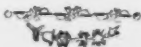
Das Parlament.

Das Oberhaus liegt neben dem Unterhause, dicht bey Westminster-Hall. Es ist ein länglicht viereckiger Saal im Stockgeschoffe, der ungefehr 36 Schritt in der Länge und 12 in der Breite hat. Die Fenster sind an den Seiten der gewölbten Decke angebracht. Die Wände sind mit einer grauen mit Silber durchwirkten Tapete, auf die spanische Armade in etwas dunklerer Seide vorgestellt. Oben an befindet sich etwas erhöht der königliche Thron mit zwey Stufen, der aus einem großen Lehnstuhl und einem Baldachin drüber besteht. Er ist mit purpurfarbenen Sammt überzogen, und mit breiten goldenen Treffen und Franzen geziert. Auf der hintern Wand ist das königliche Wappen mit dem Namenszug in Gold gestickt. Zu beyden Seiten laufen etliche Reihen Bänke herunter, die unten und an der rechten Seite durch Schranken etliche Schritte von der Wand abgesondert sind. Vor dem Thron steht eine Tafel, auf welcher Krone und Zepter liegen, und an der untern Seite eine andere, an der sich die Sekretarien befinden. In der Mitte sollen sich Wollsäcke befinden, auf denen die Parlamentenmitglieder sitzen. Die Sitze und Bänke sind mit Scharlachtuch überzogen. Die geistlichen Lords nehmen die rechte, die weltlichen die linke Thronseite ein.

Die übrigen hinter ihnen befindlichen Reihen sind mit englischen Damen besetzt. Nach zwölf Uhr versammeln sich die Bischöffe und Lords, in langen rothscharlachenen, an dem Obertheile mit einer Trisur besetzten Oberrocken, von welchen einer ein Gebet abliest, um Gott um Weisheit anzurufen, ohne daß sich die versammelten Parlamentsherren dadurch von ihren Gesprächen stören lassen. Einige Zeit darauf kündigen die im Park abgefeuerten ein und zwanzig Kanonnenfeuer, die Ankunft des Königs an, der alsdenn den Thron einnimmt. Zur Rechten steht der Kanzler mit dem großen Siegel von Großbritannien, vor ihm zwei Mact-bearets, die ein goldenes in eine Krone sich endigendes Zepter halten. Seiner Majestät zur linken, treten der Schwerdtträger und Reichsapfelbewahrer mit ihren Insignien. Der König hat eine violette Krone auf dem Kopf, und trägt einen langen violetten sammtnen Talar, mit einem Hermelinartigen Uberschlage. Sobald der König sitzt, werden unten an der Tafel die Titel der Akten laut vorgelesen, zu welchen der König seine Bewilligung gegeben hat. Des Königs Befehl wird durch einen andern Sekretair mit den Worten royal assent angekündigt. Außerdem geschehen hier die Vorträge, Deliberationen, Bewilligungen und Reden, die die Majestät des Volks und des Königs, Erhaltung der Geseze, oder ihre Übung in neuen Fällen erfordern. Den König begleitet allezeit hin und her die Garde zu Pferde, und die Hof- und Gerichtsbedienten in einem prächtigen Aufzuge. Das Volk versammelt sich auf den

Straß.

Straffen, durch welche der Zug geht, aber keineswegs mit der Ehrfurchtsvollen Erwartung, die man an andern Orten bey ähnlichen Gelegenheiten bemerkt. Einige stehen mit untergeschlagenen Armen, und sehen den König drey Schritt weit von sich ins Gesicht.





Von den Esquimaux.

Das Land, welches von seinem ersten verunglückten Entdecker den Namen der Hudsonsbay erhalten hat, soll von den Menschenfressern, welche dort abenaki, esquimauxsuk heißen, oder die Nation der Esquimaux ernähren. So wohl die Gleichheit der Sprache als der Sitten, läßt die Indianischen und die mitternächlichen Esquimaux vor eine Nation halten. Sie haben schwarze Augen und stiegende schwarze Haare: sie sind lustig, gesprächig und außerordentlich einfältig. Im Sommer tragen die Mannspersonen einen weiten Rock, von einem Zwillich, den sie von den Engländern kaufen. Ihre Stiefeln von Leder dienen ihnen zugleich statt der Beinkleider. Die Arme der Kleider sind auf den Schultern mit Schnüren angebunden, so, daß die Achseln auch in der größten Kälte bloß sind. Sie leben in Hütten mit Moos und Thierhäuten bedeckt. Die Jagd und Fischen, welche ihre einzige Beschäftigung ist, verändert ihre Wohnung nach ihren Bedürfnissen. Sie glauben, daß je mehr sie Thiere tödten, je mehr müssen sich die übrigen vermehren, daher lassen sie oft einige hundert todt auf dem Plage liegen, und nehmen nichts davon, als die Zungen. Das übrige verfault oder wird von Raubthieren verzehet.

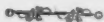
Diese Völker haben eine außerordentliche Geschicklichkeit an Wallfischfang, und vermuthlich haben ihnen

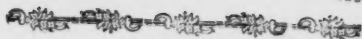
ihnen die Grönländer ihren Seehundsfang abgelernt, da beyde Völker nur durch die Davisstrasse getrennt sind. Sie sind bey nahe eben so furchtsam und auch so stolz, als die Grönländer; zu ihrem Puge tragen sie ihre lederne Kleidung mit buntfarbigen Streifen, wie mit Treppen besetzt. Ihre Erfindsamkeit hat sie gelehrt, ein Futteral über ihre Augen zu machen, welches sie Schneeaugen nennen. Jedes dieser hölzernen oder helsenbeinernen Kapseln, die mit Bändern um den Kopf befestigt werden, hat zwey Spalte, wodurch sie deutlich sehen, und sich vor der Schneeblindheit bewahren können; die Erfindsamkeit dieses Volks äußert sich, in Bögen und Schleudern, die überaus gut zu ihrem Zweck sind, in ihren fischbeinernen Rähnen mit Seehundshaut überzogen, und in ihren leichten Schlitten, die von Hunden, dem einzigen Zugvieh dieses Landes, gezogen werden. Diese Hunde, welche unsern Fleischerhunden gleichen, belsten niemals, sind sehr gelehrt, und ziehen die schwersten Lasten weiter, als die Menschen. Ihre Führer machen mit den Schrittschuhen die Bahn vor ihnen her.

Die Kälte ist so durchdringend in diesem Klima, daß die Luft bey nahe nie von gefrorenen Dünsten frey wird. Nebensonnen, Lichtegel, Nordlichter und alle Erscheinungen dieser Art, sind unaufhörlich. Der Fischeyran ist den Einwohnern dieser kalten Länder das begehrtswürdigste Getränk, das sie kennen. Eben dieser Eyran dient ihnen auch zur Erhaltung ihrer steinernen Lampen, in welchen trockener Gänseunst, statt des Daches brennt.

Nichts ist ungegründeter, als die Vorstellung von der Unmenschlichkeit, die so viel Reisebeschreibungen von diesen Amerikanern machen. Sie sind vielmehr so gefällig, daß sie ihre Weiber den Fremden gern überlassen, weil sie glauben, daß ihr Geschlecht dadurch veredelt wird, und daß ein ausländischer Schifskapitain nothwendig einen andern Schifskapitain erzeugen muß. Gleichwohl hat Europa, so sehr es über diese Dummheit der Esquimaux lacht, noch in allen Nationen ähnliche Vorurtheile, wo man erbliche Würden und Geburtsrechte statt finden läßt.

Nichts ist vor diese Nationen gefährlicher, als der Gebrauch des Brandweins. Wenn man ihnen gestattet sich daran zu laben, so berauschen sie sich so stark, daß sie sich allen Ausschweifungen überlassen. Sie schlagen sich wie Unsinige, zünden ihre Hütten an, mißbrauchen einander ihre Weiber, und im Tummel ihrer Trunkenheit, legen sie sich um ein großes Feuer, schlafen darüber ein, verbrennen sich oder erstarren vor Kälte, nachdem sie nahe oder weit vom Heerde liegen. Gewiß ist es auch, daß wenn die Alten merken, daß ihre Stunde gekommen ist, so steigen sie in eine Grube, und lassen sich von ihren Kindern erdroffeln.





Von den Franzosen.

Vom höchsten Ruhm der Wissenschaften und der Waffen, in welchem das Siegreiche Gallien bey dem ganzen Alterthum stand, war die Nation im mittlern Zeitalter so herab gesunken, daß ihr Geist, Sitten, Geseze, Gewohnheiten, Staatsverfassung und Religion sich später und schwerer, als andere Völker, nur erst seit drey hundert Jahren aus der Wildheit erhoben hat. Die Provinzen waren getrennt, ohne Kommunikation, der Handel erloschen, oder in den Händen der Juden, die Wissenschaften erstarben, und die Asche in den Händen der Einsiedler und Mönche; man machte den Gelehrten, den Hexen, den Heuschrecken so gar Prozesse, niemand getraute sich drey Meilen weit zu reisen, ohne zuvor sein Testament zu machen. Stärke des Körpers war der einzige Vorzug, Jagd und unbetünstliche Schmausereyen das einzige Vergnügen. Die Engländer waren die ersten, welche die Gelehrten aufstellten, mit denen Karl der große die Universität zu Paris besetzte. Lange Zeit stritt Unwissenheit mit Wissenschaft, Fanatismus und Vernunft, und da die Morgenröthe der leßtern wieder einen neuen Tag verkündigte, bemächtigte sich ein anderer Zerstörungsgestirne der Nation, die Mäseren der Duelle, vor deren Einfluß kein Rang, so hoch er auch war, und kein Stand, so niedrig er seyn mochte, schützte. Geistliche und selbst Bischöffe, ge-

gen den Degen in Privatstreitigkeiten. Heinrich IV. bot sich seinem Minister Sully selbst zum Sekundanten an. Man sprach von nichts, als von Duellen, die bevorstanden, und die Kathedraalkirche zu U. L. F. sahe in ihren eigenen Mauern den Streit zweier Gerichtshöfe mit einander an. Auswärtige Kriege unter Franz I. und Heinrich II., innerliche Unruhen bis auf Heinrich IV. verbannten alle Industrie, Handel und Erfindung. Bis auf Ludwigs XIV. Zeit hatte Frankreich noch alles Italien, England und Holland zu danken. Nur Richelieu, Mazarin, und zuletzt Colbert schufen die Größe, den Handel, die Schifffahrt, die Manufakturen und den Flor von Frankreich, und von da hebt ihre Epoche an, und erhebt sie schnell über alle.

Gelehrte und geschickte Männer wurden aus allen Ländern nach Frankreich berufen und beschäftigt, Künstler von aller Gattung wurden durch großmüthige Freugebigkeit ermuntert, sich in Frankreich niederzulassen, Erfindungen und Manufakturen wurden angelegt, und aus öffentlichen Kosten unterstützt. Kein nützlich und ergötzendes Talent blieb unbeschäftigt. So wie zu der Römer, Engländer und Teutschen großen Epoche, entstand auch aus innerlichen vorhergehenden Unruhen in Frankreich der glückliche Flor, der allezeit auf jene folgt. Die Thätigkeit, die sich vorher in Faktionen und Kriegen entwickelt hatte, äußerte sich in Wissenschaften und im Handel. Seit Ludwigs des XIV. Zeiten wurden die Einwohner Frankreichs eine ganz neue Nation. Der Nachdruck der Sprache
ver:

verlohr sich so, wie die Kühnheit der Gemüther, sie brechen jetzt über eben die Gegenstände in Klagen aus, in welchen sich ihre Vorfahren selbst geholfen haben würden.

Ob sie gleich in allen Arten von Talenten glänzen, und keiner Nation in den Vorthellen nachstehen, die eine feine Erziehung gewährt, so scheinen sie doch selbst sich wegen der Geschicklichkeit höher zu schätzen, die sie dadurch erlangen, sich beliebt zu machen, und in Gesellschaft bewundert zu werden, als daß sie diese schätzbaren Eigenschaften zu ernsthafteren Dingen anwenden sollten. So viel Erhabenheit des Geistes die Franzosen auch in allen andern Verfällen, in den gewöhnlichen Austritten des Lebens, oder im Kriege besitzen mögen, so sind sie doch von politischer Seite betrachtet, bis zum Erstaunen aus der Art geschlagen, und zu einer so niedrigen Kleinmüthigkeit herab gesunken, als je eine europäische Nation. Obgleich noch die Formalitäten der Geseze übrig sind, so ist doch ihre Gültigkeit gegen die Gunst des Hofes von keinem Gewicht; wer sich ihrer versichern kann, kann allen Gesezen und Richtern des Königreichs Troß bieten.

Keine Nation strebt unermüdlicher und hitziger nach Glück und Beförderung, besonders, wenn sie einen Rang zu erlangen suchen, der ihnen Ansehen und Gewalt giebt. Ihr Ehrgeiz verdrängt alle andere Betrachtungen, und nichts ist alsdenn, das sie nicht opfern sollten, um dieses zaubervolle Ziel zu erreichen.

Die Gefälligkeit, alles der Eitelkeit aufzuopfern, ist der Quell der französischen Galanterie, der die
Franz.

Franzosen charakterisirt, und die eiferige Zuneigung für eine Person insbesondere vertilgt, die uns reizen kann, ihren Besitz allen andern Wünschen und Erwartungen vorzuziehen. Man findet daher in Frankreich nur wenig, was den Namen der Liebe verdiente, wo die stüchtige Veränderung mit den Gegenständen der Zuneigung die Treue zu einer Seltenheit macht, und die Bande bald zerreißt, die unter weniger leichtsinnigern Nationen ernsthafter geknüpft und heiliger gehalten werden.

Die Frauenzimmer finden sich also in Frankreich auf den höchsten Gipfel der Verehrung erhoben, ihr Reich ist zwar nur augenblicklich, aber ihre Herrschaft despotisch. Alles, was Geschmack und Artigkeit betrifft, zwen Hauptgegenstände der Nation, wird ihrem Urtheil unterworfen, und sie werden einmüthig für die unwidersprechlichsten Kennerinnen und Schiedsrichterinnen in allen erkannt, wo es auf Feinheit und Zierlichkeit ankommt. Durch diesen beständigen Umgang mit Frauenzimmern verschwindet alle Würde bey Männern, so wie das bescheidene und sanfte Betragen des schönen Geschlechts einer Lebhaftigkeit und Freyheit weichen müssen, die nur das männliche kleidet.

Nach und nach haben die Frauenzimmer bey nahe den nemlichen Grad von Freyheit angenommen, der zuvor nur ein Vorrecht der Männer war. In Frankreich ist der Liebhaber einer Dame so bekannt mit ihr, als ihr Mann, und sie wird oft durch eine Untreue gegen jenen, so lange sie noch in Verbindung mit einem andern sind, mehr beschimpft, als durch ihre Falschheit gegen

gegen diesen. Der Mann sieht und läßt sich alle Handlungen seiner Frau mit Gleichgültigkeit gefallen, und ist zu höflich, um sich dem Verdruf merken zu lassen.

Die Franzosen sind außerordentlich geneigt, die Personen nach ihrer Familie und Abkunft zu schätzen, und so lächerlich sich andere Nationen durch diese Schwachheit machen mögen, so geben ihnen doch die Franzosen in ihren Ansprüchen, die sie aus ähnlichen Gründen auf Würde und Ansehen machen, nichts nach. Die unermessliche Menge des französischen, vormals vor allen Nationen berühmten Adels, der jetzt durch ganz Frankreich, und ohne die vorigen Gefinnungen in Europa überall verstreut ist, statt die Nation von der Wichtigkeit der angebotenen Verdienste zu überzeugen, wird vielmehr vor einen Beweis von der Vortreflichkeit der Nation angesehen. Man hört oft die Bürger einer Provinz die vielen adelichen Familien, die sie enthält, herrechnen, und sich vor den Einwohnern solcher Provinzen rühmen, die, so bevölkert und reich sie auch sind, so sehr ihre Handlung auch blüht, dennoch nicht mit so großen Namen prahlen können.

Man hat unter den vornehmen französischen Damen nie solche Beispiele niedriger Heurathen zu besürchten, die sich in England nicht selten ereignen. Eine französische Dame vom Militairadel glaubt sich schon zu erniedrigen, wenn sie die Hand einer ebrigtkeitlichen Person annimmt, und einige gehen so weit, daß sie es für weniger schimpflich halten, auf einem galanten Fuß mit einem Manne ihres Standes,

als

als in einer rechtmäßigen Ehe mit einem unter ihrem Stande zu leben.

Dennoch müssen selbst ihre gebohrnen Feinde, die Engländer, gestehen, daß der französische Adel noch heut zu Tage alles, was ehrwürdig ist, in sich faßt. Keine Nation bringt eine so kriegerische Race hervor. Das einzige Geschäft derer, die nicht zur Kirche gehören, ist der Krieg, den sie als das natürlichste und vorzüglichste Handwerk für einen Mann von guter Geburt betrachten. In dieser Ueberzeugung ehren sie den Adel anderer Länder nur nach Proportion der Neigung, die er zu diesem Handwerk bezeigt. Hr. v. Voltaire kennt seine Nation, und maßt sie treffend, wenn er sagt, daß sie aus der größten Ruhe der Unthätigkeit und des Vergnügens im Augenblick zu den äußersten Gefahren und Beschwerden des Kriegs überzugehen, und aus der niedrigsten Schmach und Kerker der Knechtschaft bey Hofe, aus dem Zirkel von Ergötzlichkeiten, mit der größten Begierde in ein Feld von Beschwerlichkeiten und Gefahren zu fliegen, fähig wären.

. 2.

Klassen der Stände.

Der Hof findet wegen der Maafregeln, welche die obrigkeitliche Personen allezeit wider das Ministerium nehmen, seinen Vortheil dabey, die Veringerung zu dulden, die die Robe vom Adel, und die Erniedrigung, die sie vom Volke ertragen muß. Die Glieder der Kollegien können wegen ihrer nothwendigen

gen und doch fruchtlosen Demonstrationen in den Parlaventern nicht die Achtung erwarten, die man ähnlichen Versammlungen in freien Ländern erzeigt, deren Macht und Unabhängigkeit sie vor tyrannischen Begegnungen sichert, und sie in den Stand setzt, ihre Ansprüche auf Ansehen und Würde geltend zu machen. Die obrigkeitlichen Personen sind daher in Frankreich, so sehr sie von allen ihren denkenden Landesleuten, als die redlichsten und eifrigsten Freunde des Publikums verehrt werden, in einem Stande der Unterdrückung. Die Regierung betrachtet sie beständig mit eifersüchtigen Augen, und macht sich ein Vergnügen daraus, sie so sehr zu kränken, als es nur möglich ist, ohne die öffentliche Ruhe zu stören.

Die jüngern Magistratspersonen tragen zu dieser Abwürdigung ihres Standes durch ihre allzuvollständige Lebensart, durch ihre Kopirung der Hofleute, und durch ihre beständige Bemühung wißig und scherzhaft zu seyn, so wohl darzu bey, als durch die ausgesuchte Pracht ihrer Equipage, durch die Nettigkeit ihrer Kleidung, und durch das Jugendsliche ihres Betragens.

Nach diesem Stande glänzen die Generalspächter in Frankreich, die reichsten ihrer Art in ganz Europa, wegen des Einflusses und Wichtigkeit ihrer Station am meisten. Viele von ihnen sind Männer von der lautesten Redlichkeit, und machen es, wie der verstorbene Helvetius, zu ihrer Pflicht, die Hochachtung der Welt, durch ein untadelhaftes Betragen in ihren Departements, und durch ihr edles Bezeigen gegen ihre Freunde zu verdienen. Viele von ihnen
sind

sind im Gegensatz der vorigen *Türkaren*, Söhne der Gelehrsamkeit, verdienen und genießen wegen ihrer Klugheit und feinen Aufführung den vertrauten Umgang und die Achtung der vornehmsten Herren im Lande.

Die Geistlichkeit ist eine Klasse, die dem Adel an Wichtigkeit gleich kommt, wegen ihres großen Einflusses auf die Gemüther, und wegen ihrer unermesslich großen Zahl, *) welche, wie man aus dem *Clerge de France* sehen kann, einen furchtbaren Körper im geistlichen Fache der Regierung ausmacht, und außerordentlich viel dazu beiträgt, die französische Nation in Ordnung und Unterwürfigkeit zu erhalten. Ihr regelmäßiger Lebenswandel ist unleugbar, und ihr unermüdeter Fleiß ist gleich merkwürdig. Man würde heutiges Tags so wenig mehr einen *Tartüffe* auffinden können, als einen *Marquis* von dem Betragen, wie ihn *Moliere* vor hundert Jahren schilderte.

Außer ihnen giebt es aber *Abbés*, welche weder zu den Geistlichen noch zu den Layen gehören, sie suchen in Erwartung einer Versorgung ein zerstreutes und liederliches Leben, widmen sich den Ausschweifungen, und nicht wenige von ihnen werden durch Gunstbezeugungen berühmt, die sie vorzüglich genießen, weil es in Frankreich niemand mit ihnen in den Künsten der

Schmei-

*) nach H. Büschings Berechnung, zählt Frankreich 18 Erzbischöfe, 110 Bischöfe, und 406482 Personen geistlichen Standes, welche 119, 593, 596 Livres jährl. Einkünfte haben.

Schmeicheln, und den Talenten sich einem Frauenzimmer beliebt zu machen, aufnehmen kann.

Die Franzosen haben entweder aus einer natürlichen Empfindlichkeit gegen die Vergnügen dieses Lebens, oder aus einer religiösen Kleinmüthigkeit, insgemein einen großen Abscheu gegen den Gedanken des Todes. Aus dieser Furcht entsteht der Aufwand von erstaunlichen Summen, und die Kosten der vielen tausend Messen, womit die Testamente überfüllt sind.

Eine der besonderssten Klassen der Frankreich eigenen Originale, sind die *Petitmaitres*, welche bey vielen Nationen so genau kopirt worden sind, daß sie nunmehr zum allgemeinen Gegenstand der Verachtung außer Paris geworden sind. Sie wollen die Welt mit Gewalt überzeugen, daß sie vorzüglichen Wiß und Feinheit des Geschmacks besitzen. Andere, die sich ihrer Ohnmacht in diesem Stücke mehr bewußt sind, und nicht die Unverschämtheit haben, darauf Ansprüche zu machen, suchen sich dadurch ein Ansehen zu geben, daß sie jeden ihrer vorgeblichen Freunde unter den Großen herrechnen, und in ihren Reden ihre vertraueste Freundschaft rühmen. Andere aus Mangel besserer Mittel, machen sich durch den affectirtesten Anzug merkwürdig, andere suchen diese Absicht durch ein seltsames Betragen zu erhalten, durch den Ton ihrer Stimme, durch ihren Gang, durch die Farbe ihres Gesichts u. s. w. Kurz, sie lassen keine Mährheit unversucht, und finden nicht weniger Vergnügen daran, sich vom übrigen menschlichen Geschlechte durch abgeschmackte und beleidigende Persönlichkeiten zu unter-

scheiden, als wenn sie sich durch vorzügliche Talente und Eigenschaften gegründeten Ruhm erworben hätten. Man muß Marmontels Erzählungen, Crébillons und Diderots Romane gelesen haben, um sich die Metamorphose vorstellen zu können, die aus den alten Galliern und ihrem ehrwürdigen Charakter diese Halbmenschen erschaffen hat.

Die Modesucht hat jetzt ihr unumschränktestes Gebiet von Paris aus, seit einem Jahrhundert, über ganz Europa erstreckt. Was die Großen vor Mode halten, wird es auch unter den Niedern, und wenn diese es jenen nicht in der Kostbarkeit gleich thun können, so geben sie doch dem schlechtesten Stoff eine Ähnlichkeit des Zuschnitts und der Form. So arm das Volk in Frankreich ist, so gehen sie mit ihrem Anzuge doch eben so sorglos um, als ob ihnen ihre Garderobe eine unendliche Abwechslung erlaubte. So sehr sie in ihrem Glitterstaat prangen, so müssen sie ihren Scharfsinn doch oft anstrengen, ihm eine neue Gestalt zu geben, so oft es die Veränderung der Mode erfordert. Ein französischer Anzug muß eben so viel Veränderungen mit sich machen lassen, als Rabelais Erzählung nach Diogenes Tonne erfuhrt, um ihren Herren vor dem verschiedenen Wind und Wetter zu schützen.

So viel sich Paris über London in Ansehung der äußerlichen Pracht der Gebäude erhebt, um so stärkern Kontrast machen die Gegenden von Paris mit denen um London, wo sie ein unwiderleglicher Beweis vom größern Flor der Glückseligkeit sind, der

vom

vom Unterschied der Regierung und des Genies herührt. Das Genie der Franzosen scheint nicht zu der anhaltenden Arbeit und Applikation gemacht zu seyn, welche nöthig sind, um den Ackerbau zur Vollkommenheit zu bringen, dahingegen die Engländer übersüßige Anlage zu diesen Eigenschaften haben.

So wohl wegen dieser Ursache, als wegen der Unterdrückung, lebt der französische Landmann in einem atmen und dürstigen Zustande, von dem der Engländer nichts weiß. Daher sind ihre Dorfwohnungen so sehr von den englischen unterschieden, welche Zierlichkeit und ein Ueberfluß an guten Meublen unterscheidet, und die Kultur das Land am vollkommensten verschönert. In Frankreich hingegen trifft man wenige, schmückige, schlechtmeublirte Häuser und ganze Strecken elend bebaute Felder an. Der englische Ueberfluß erscheint durch das ganze Land: der französische Stolz schränkt sich auf die Ruinen ihrer Chateaux ein. Die Franzosen haben kein Ranzlagh, kein Vauxhall, nicht einmal ein Martybott, keinen Ort der Ergözung, der mit jenen in Ansehung des wahren Geschmacks zu vergleichen wäre, und wo der Kavaller, der Kaufmann und der Bürger, nach den Ermüdungen der Geschäfte mit Anstand seines Charakters, und mit mäßigen Kosten eine teigende und vernünftige Erholung genießen könnte. Weder die Thuilleries, noch Luxemburg, noch das Palais royal könnten ein Schauspiel, wie der Pass von London und von Berlin giebt, aufstellen.

* Die Erziehung, welche das französische Frauenzimmer vor allen andern auszeichnet, die vollkommenste Geschicklichkeit in allen weiblichen Beschäftigungen, und die reizendste Manier, ihre Kenntnisse auf die vortheilhafteste Art zu zeigen, machen nebst der Vergötterung der Mannspersonen, daß keine Frauenzimmer in der Welt sie übertreffen, und daß sie alle die bezaubern, die sich ihnen nähern.

3.

Lebensart des Königs. *)

Die Beschäftigung des Monarchen ist, so wie sein Leben, ziemlich einerley. Er steht früh nach sechs Uhr auf, und macht sein Frühstück meistens selbst. Alle Tage um eilf Uhr geht er in eine Messe, und dieß so regelmäßig, daß eher alles andere unterbleiben würde. Er hält keine ordentliche Mittagsmahlzeit, sondern nimmt nach der Messe etwas Brüh oder Chokolade zu sich. In den folgenden Stunden wohnt er dreymal in der Woche dem geheimen Rathen. Außerdem geht er alle Tage auf die Jagd, wohin ihn insgemein nur ein kleines Gefolg begleitet. Die Zwischenzeit vom Jagen oder den Staatsgeschäften, bringt er beym Spieltische zu, doch besucht er um fünf oder sechs Uhr nochmals die Messe. Um
neun

*) Bemerkungen eines Reisenden u. II. Th. 1775. p. 182. *Memoires secretes pour servir a l'histoire de Perse.* ingl. *Memoires p. servir à l'histoire de Me: de Barry.*

neum Uhr speißt der König und geht um zehn Uhr schlafen.

Wenn der König à son grand couvert speißt, oder des Sonntags Abends offene Tafel hält, hat jedermann die Erlaubniß, den König speisen zu sehen. Zu beyden Seiten einer großen in Form eines Hufeisens gestellten Tafel stehen roth beschlagene Schranken, die nur einen einzigen Zugang haben. Auf beyden Seiten des Königs sitzen die Prinzen und Prinzessinnen. Hinter denen Mesdames de France, setzen sich die Hofdamen auf ihre Sessel nieder, es stehen keine Getränke auf der Tafel, sondern so est jemand trinken will, wird ausgerufen, zu trinten für den König oder für den Grafen. . . Im Augenblick wird ein Glas Burgunder aus dem Nebensaal gebracht und überreicht, wo es gefordert wird, worüber das Rufen denn beynahe nicht aufhört, so wie die Pagen beständig sich durch das Gedränge Platz machen und rufen: Meine Herren, machen Sie Platz, ich bringe Brod oder Wein für die Königin. Um zehn Uhr steht der König auf, man bringt ihm Wasser, sich zu waschen, und der Dauphin reicht ihm die Serviette. Das Gedränge ist so groß, daß es schwer ist, Luft zu haben. Die Natur ist zwar überaus freigebig mit den Reizen gegen das schöne Geschlecht, man sieht aber unter den Verheuratheten beynahe nichts, als roth und weiß, oft auch mit andern Farben künstlich bemahlte Gesichter. Wenn man sich von den königlichen Vergnügen um Paris in Marly, Trianon, Fontainebleau, Versailles zc. einen vollständigen

Begrif von der Hoflebensart machen will, so muß man, wenn Brice zu weitläuftig scheint, die *Voyages pittoresques de Paris et des environs* par M. D. von 1770 nebst dem *Almanach Parisien des étrangers* lesen. *)

Man kann sich übrigens nicht genug wundern, wie eine so philosophische Nation noch so viele Gebräuche beibehält, die sich so wenig mit der Zwanglosigkeit der Vernunft vertragen. Die Kleidung der Advokaten und Räte im *Palais royal*, die schwarzen Kleider mit weiten Ärmeln, mit einer Art von Uberschlag, wie unsere Priester tragen, und mit einer Perücke, die über den ganzen Rücken herabhängt, macht einen ziemlichen Kontrast mit ihrer Art zu peroriren, die der italienischen Lebhaftigkeit der Kanzelredner ziemlich gleich kömmt. Ein Wundarzt oder ein Apotheker würde glauben, seine Kunst oder seine ganze Amtsmiene zu verlieren, wenn er nicht einen schwarzen Rock an, und eine große Perücke auf hätte. Außerdem sieht jeder, der dem Bedienten im Hause keinen üblen Begrif von sich geben will, wenigstens sich nach allen vier Jahreszeiten zu kleiden genöthigt. Die *filles accrochées*, von denen Paris, wie alle große Städte,

*) Um sich einen vollständigen Begrif von allen Pariser vortheilhaften Versorgungsanstalten zu machen, welche in ihrer Art nirgend etwas vorzüglicheres in der Welt haben, muß man den *Précis des Charités qui se font à Paris* 1769 lesen. conf. *Description de Paris*.

Städte, wimmelt, sind an ihrem außerordentlichen gepushten Kopf, und meistens an ihrer weissen Kleidung mit rosenfarbenen Bändern, noch mehr aber an ihrer Frechheit auszeichnend.

4.

Polizeyanstalten und Gebräuche.

Bequemlichkeit und Sicherheit sind so sehr der Gegenstand des Lieutenant de Police, daß man nur da nachfragen darf, im Fall ein Fremder sein Quartier verlohren hat, daß niemand in einer Stadt, die mehr als achtmal hundert tausend Einwohner zählt, nur einen Tag ohne bekannt zu seyn bleiben darf, daß man bey Nacht die Häuser offen lassen, und mit der größten Sorglosigkeit an alle öffentliche Oerter und Häuser gehen kann. Es ist an dem, daß es, wider die Polizen und das Gouvernement zu reden, in Paris eben so gefährlich ist, als in Venedig; es ist aber gewiß, daß niemand, so viel menschliche Klugheit vor, her sehen kann, davon zu reden Ursache hat.

Die Polizen unterhält hundert Reuter und sechs hundert Fußgänger, welche des Nachts in aller Stille auf den Strassen herum ziehen, und auch bey Tage überall bey der Hand sind, nicht aber wie die teutschen Nachtwächter mit ihrem Brüllen die Schlafenden stören, ohne die Diebe zu hindern. H. v. Sarrine hat Paris durch mehr als zwey tausend hängende Lampen so verschönert, daß man in der größten Gefahrlosigkeit auf den Strassen gehen kann, und vieles,

was im vortreflichen Buche der Traum, von 2440 vorgefchlagen, ist neuerlich ausgeführt worden. Große Verbrechen werden schleuniger als irgendwo, ohne die ewigen Proceuren der Teutschen bestraft. Man hängt um des geringsten Diebstahls den Verbrecher an dem Orte, wo er die Strafe verwirkt hat, bey Nachte auf, und ein Mörder wird mit kaltem Blute mit der eisernen Keule zerschlagen. *) Die Polizen erhält den Preiß der Lebensmittel in so guter Ordnung, daß man in Paris so wohlfeil lebt, als in den Provinzen, in welchen die Vorschläge realifirt zu werden gewünscht worden sind, die der Abt Galeati in seinen von uns übersetzten Handlungsdialogen, über die Ausfuhr des Getrendes gethan hat.

Die Polizen erhält eine Menge von Anstalten, die überall zum Muster dienen könnten, sie sorgt vor die Reinlichkeit der Strassen, die täglich dreyimal gekehrt werden, für die Gesundheit der Einwohner in der Befuchung der Wirthshäuser, Weinfeller, Apotheken und ähnlichen Orten, sie setzt jedem die Grenzen seines Gewerbs, und nimmt alle Fremde mit Vortheil auf, sie bestimmt den Unterschied zwischen dem Herrn und dem Gesinde, so daß kein Ziafre unter vielen Tausenden, die auf den Strassen sind, einen Liard zu viel fordern kann, wenn man die Nummer bemerkt hat, mit der

er

*) Die Bartholemi, die Kalassische Hinrichtung und die Damensche Bestrafung, müssen nicht auf die Polzien, so wenig, als die häufigen Königsmorde auf den Charakter der Nation geschoben werden.

er bezeichnet ist. Man sieht nirgendwo eine größere Pracht in Kirchen und an öffentlichen Gebäuden, nirgend eine genauere Regelmäßigkeit, Ordnung und Reinlichkeit, als in Bicetre, in der Salpêtriere, im Hotel Dieu &c. man zählt nirgendwo so viele, so reiche, und so gut besetzte Akademien, nirgend so viele und hohe Preise, die auf Entdeckungen oder Preisaufgabenauflösung *) gesetzt werden. Nur das Wasser kam von seiner natürlichen Unreinlichkeit nicht anders, als durch die kupfernen Gefäße in den Küchen, aus deren erstern Boden es durch Sand in einen zweiten laufen muß, gereinigt, und dem vortreflichen Wasser, das die Kunst nach Madrid zu leiten gewußt hat, gleich gemacht werden.

Mehr als 24000 Kinder, die jährlich geboren werden, können in Paris der Volkreichheit und Kostbarkeit wegen, nicht erzogen, sondern müssen aufs Land in Kost und Wartung an Bäuerinnen verdungen werden. Bis ins dritte Jahr werden beynahe alle Pariser auswärtig erzogen. Die Bauerweiber um Paris, bis auf zwanzig Stunden davon, lassen sich sehr willig finden, und nehmen nicht mehr als einen Laubthaler für Wartung und Pflégung eines Kindes, obgleich die Erfahrung lehrt, daß dieser Gebrauch mehr Übel nach sich zieht, als er vermeiden kann.

Aus der Gewinnsucht der Landleute, die mehrere Kinder annehmen, als sie erhalten können, werden die

1 5 1 les.

*) Man sehe die zahllose Menge ihrer Journals, den *Mercure de France* und die *France litteraire*.

Leptern veräußert, schlecht ernährt, oft ausgetauscht, oft als Krüppel zurück gegeben, und aus der schlechten Unterweisung und Exempel rührt Vorurtheil, das die Städter zurück bringen, und unglaubliche Unwissenheit des Landvolks. In den meisten Dörfern kann kein Mensch weder lesen noch schreiben, das Volk wimmelt von Bettlern, und das Land bleibt vielfältig nach theuren Jahren ungebaut liegen. *)

Wenn man aber bedenkt, daß die besten Güter in den Händen der Geistlichkeit und des Adels sind, daß der Unterthan nichts mehr als ein Sklav ist, der kaum sein Tagelohn gewinnt, daß die ersten ihre Pachtgelder in der Hauptstadt, bey den Armeen oder außerhalb lands verthun, daß alle die zu Marly und Trianon verschwenden Millionen dem Landmann gar nichts helfen, weil die Gegenden da herum eben so ungebaut aussehen, als um Rom, daß die Pächte so hoch hinauf geschraubt sind, daß kein Pächter etwas haben gewinnen kann, daß die Ausfuhr des Getreides unbeschränkt erlaubt, und den Monopolisten alle Minderung erlaubt ist; so ist leicht zu sehen, daß eben diese Ursachen auch die Unmöglichkeit der Abänderung des verfallenen Landbaues enthalten, und daß sie zu tief in der Konstitution des Reichs liegen, als daß

*) Gleichwohl betrugen die königl. Einkünfte Ludwigs XV. 25 und jetzt bis 380 Millionen Livres, obgleich Frankreich nur 18-20 Millionen Einwohner in den 10 000 Meilen seines Umfangs in 38 Generalgouvernements zählt.

daß die Vollzugeschriften und die besten philosophischen Projekte in Frankreich würksam werden könnten. So lange der Landmann nur um desto ärmer wird, je mehr er verdient, so lange kann ihn nichts ermuntern, auf mehr, als auf seine Bedürfnis die unentbehrlichste Arbeit zu wenden. Nur die Provinzen, deren Wein oder Delhandel einen leichten und starken Gewinn geben, oder die Gegenden, welche von nahe gelegenen Manufakturen, oder durch den Seehandel im Flor erhalten werden, können sich eines Landbaues rühmen, der von der allgemeinen Armuth hülfloser Unterthanen ausgenommen ist.

Die leichtsinnigkeit des Volkes ist dennoch so groß, daß sie alles dieß nicht zu fühlen scheint, oder bey der geringsten Gelegenheit vergißt. Eine Krönungsceremonie zu Reims, oder ein Aufzug eines neuen Intendanten, ein Lustlager, oder ein erhaltner Vortheil in den Kolonien, setzt die Frölichkeit schnell an die Stelle der Betrübniß, und alles, was das Auge blendet, erfreut dem Volke Frankreichs das Herz.

Eine Maskerade in der Fasten vor dem Thore St. Antoine zieht ganz Paris dahin. In allen Häusern sind die Fenster aufgesperrt, und mit Menschen ausgestorft; an den Seiten strömt das Volk Tageslang hinaus. Mehr als funfzehnhundert Wagen mit neuer Livree besetzt, ziehen mitten hindurch, um einen Haufen zerstreuter, verlarvter und in unmordentliche Lumpen gekleideter Thoren zu sehen. Das maskirte Volk läuft die Strassen auf und nieder, und macht alberne und ärgerliche Grimassen. Man begünstigt diesen

diesen Narrenzug, damit die Pariser zum erstenmal im Jahre eine öffentliche Gelegenheit finden, ihre schönen Kutschen und Pferde, und die neuen Livreen ihrer Bedienten sehen zu lassen; viele von dem verlarvten Volke werden so gar bezahlt, um sich in diesem Aufzuge einzufinden, damit der vornehmere Pöbel Gelegenheit hat sich zu zeigen. Beim Ende des Zugs geht das Volk in öffentliche Häuser, und bringt die Nacht mit Tansen und Lärmen zu. Dies ist der berühmte Maskenzug durch Saurbourg St. Antoine am Fastnachtstage, um dessen willen man anderer Orten nichts ans Fenster gehen würde. Man darf nur Rousseaus Schriften zu Rathe ziehen, um zu wissen, was man von der französischen Oper, Theater sitten, und von ihrer Musik, und das Jahr 2440 lesen, um zu sehen, was man von einer Menge Gebräuche zu denken hat, deren Beschreibung zu bekannt und zu allgemein nachgeahmt ist, als daß wir sie beschreiben sollten.

3.

Nahrungsart und Gebrauch.

Die französischen Frühstücke sind Kaffee oder Chokolade; Thee ist ein Getränk, das weniger getrunken wird, als Orsade, Bavaroise und Milch, welche die Bauern in großen messingnen Flaschen in die Stadt bringen. Für den gemeinen Mann laufen heute in den Strassen herum, die ein blechernes, gelbes oder weißes thurmförmiges Gefäß, mit einem
langen

langen vor sich gebogenen Han auf dem Rücken herum tragen, in dem warme Prifane ist, die sie dem Liebhaber nach Belieben zum Frühstück ausmessen. Die Tischtücher außer den vornehmen Tischen, unterscheiden sich von einem teutschen Bettuch, und ihre Servietten von einer Bindel, durch nichts, als durch einen hier oder da durchgeschlagenen rothen oder blauen Faden. Ihre Wäsche, die in den Waschkäusern auf der unreinlichen laimigen Seine gewaschen, und mit hölzernen Schlägeln geklopft wird, kommt unsern Bettzeuge selten an Weisse gleich, da es gemeiniglich aus Mangel der Bleiche grau oder röthlich aussieht. Der häufige Tabaksgebrauch ist nicht weniger ärgerlich, denn keine Nation begeht darinnen mehrere und schädlichere Excesse.

Die vortheilhafte Lage und die Nähe der Seeküsten verhilft den Parisern zu allen Arten von frischen Fischen nach den Jahreszeiten, und manche darunter sind so wohlfeil, daß man z. E. die besten Austern, das Hundert für 30 Sols haben kann. Gefochtes Rindfleisch und Kraftbrühe machen einen wesentlichen Theil der französischen Gerichte aus. Man ißt aber auch viel Ragouts, Flügelwerk, welches ohnweit vorzüglicher in Geschmack ist, als das teutsche, Trisafsee, Pasteten, gesottene und in Butter gebratene Fische. Das Wildpret ist angenehm und theuer. Haasen und Kaninchen kommen am häufigsten vor. Den allen Mahlzeiten erscheinen Linsen und weiße Bohnen, die, nebst dem Rindfleisch, statt des Senfs oder der Gurken, die Hauptschüsseln ausmachen. Hingegen

gen in ihnen das Sauerkraut der Teutschen, so wie den Juden das Schweinefleisch, zum Abscheu. Außer dem genießen sie viel Cardons, Spinat, Hasenwurzeln, Kohl, Lattich, Repunzeln, Sellerie, Kraut und Möhren, deren Größe und Süßigkeit das teutsche Wurzelwerk ohnweit übertrifft. Das gemeine Küchensalz ist schwarz, und nur an den bessern Tischen wird gereinigtes weißes Salz aufgesetzt. Zur Fastenspeise bedient man sich, außer dem Fischen, hauptsächlich der Eiersuchen und getrockneten Pflaumen, der gebratenen kalten Äpfel und Birnen. Der Gebrauch, Butterbrod zu essen, ist den Franzosen gänzlich unbekannt, ungeachtet sie sehr gute Butter haben. Der Nachtschisch ist desto schöner, je bessere Obstsorten sie haben, und der Käse den Vrie giebt dem gewöhnlichen rothen Landwein einen desto bessern Geschmack. Die Mäßigkeit der Franzosen im Fleischwerk, und der Genuß des weißen Brodes, der Milch, Obst- und Gattenspeisen unterscheidet sie von den stärkern Fleischessenden Teutschen, und von den vieltrinkenden Engländern. Ihre Abendmahlzeiten sind um die Hälfte geringer, als bey uns.

In den öffentlichen Kaffeehäusern fehlt es niemals an Seiltänzern, Taschenspielern, Sängern und solchem Volk, das Zeit und Geld zugleich entwendet. Nichts ist lustiger anzusehen, als die Foire St. Germain, wo außer den Delikatessen aller Art, das ausgefeuchteste Waarenlager aller Galanterien ist. Die Buden, welche Caffeeweise stehen, und zum Theil

Theil ein gläsernes Dach haben, werden zur Nachtzeit mit unzähligen Lichtern erleuchtet, und diese Vergnügen, das ohnweit mehr besucht wird, als die Spaziergänge im Palais royal, im Luxembourg, und in den Thuilleries, dauert im neu angelegten Vauxhall zu St. Germain von Lichtmess bis Ostern ununterbrochen fort.

Die großen Triebwerke zu Marly, die von jeher die Bewunderung der Fremden gewesen sind, und noch jährlich hundert tausend Thaler zur Erhaltung kosten, lassen sich nur mit den egyptischen Arbeiten an Pyramiden, und mit den römischen Circis und Aquädукten vergleichen, und haben sonst nirgend etwas, das mit ihnen in Vergleichung gesetzt werden könnte.

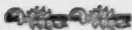
NOTA.

In der letztern 1779 besorgten Ausgabe der Voltairischen Werke, findet sich eine der schönsten Reflexionen über die Analogie des alten und neuen Charakters der Nation, von einem Verfasser, welcher der seinigen am meisten Ehre gemacht hat, im 35ten Bande. p. 114. Er sagt: Chaque peuple a son caractere comme chaque homme, et ce caractere général est forme de toutes les ressemblances que la nature et l'habitude ont mises entre les habitans d'un même pays au milieu des varietés qui le distinguent. Ainsi le caractere, le génie, l'esprit français resultent de ce que les différentes provinces de ce royaume ont entr'elles de semblable. Les peuples de la Guyenne et ceux de la Normandie different beaucoup, cependant on reconnaît

connaît en eux le génie français qui forme une nation de ces différentes provinces et qui les distingue au premier coup d'oeil des Italiens et des Allemands. Le climat et le sol impriment évidemment aux hommes comme aux animaux et aux plantes des marques qui ne changent point. Celles qui dépendent du gouvernement, de la religion, de l'éducation, s'altèrent. C'est là le noeud qui explique, comment les peuples ont perdu une partie de leur ancienne caractère et ont conservé l'autre. — Le fond des Français est tel aujourd'hui que César a peint le Gaulois, prompt à se refondre, ardent à combattre, impétueux dans l'attaque, se rebutant aisément. César, Agatias et d'autres disent que de tous les barbares le Gaulois était le plus poli. Il est encore dans le tems le plus civilisé, le modèle de la politesse de ses voisins. Les habitans des côtes de la France furent toujours propres à la marine : les peuples de la Guienne composèrent toujours la meilleure Infanterie ; ceux qui habitent les campagnes de Blois et de Tours ne sont pas dit le Tasse „Gente robusta e faticosa, la terra molle, e lieta, „e dilettofa Simili a se gli abitator produce „ Mais comment concilier le caractère des Parisiens de nos jours avec celui que l'empereur Julien le premier des princes et des hommes après Marc-Aurèle donne aux Parisiens de son tems ? J'aime ce peuple, dit-il dans son Misopogon, parcequ'il est sérieux et sévère comme moi. Ce sérieux qui semble banni aujourd'hui d'une ville immense devenue le centre de plaisirs, devait regner dans une ville alors petite, dénuée d'amusemens : l'esprit des Parisiens a changé en cela malgré le climat. — Comment expliquer encore par quels degrés ce peuple a passé des fureurs qui

qui le caractérisaient du tems du roi Jean, de Charles VI, de Charles IX, de Henri III et de Henri IV, même à cette douce facilité de mœurs que l'Europe hérite en lui? C'est que les orages du gouvernement et ceux de la religion poussèrent la vivacité des esprits aux emportemens de la faction et du fanatisme, et que cette même vivacité qui subsistera toujours, n'a aujourd'hui pour objet que les agremens de la société. Le Parisien est impétueux dans ses plaisirs, comme il le fut autrefois dans ses fureurs. Le fond du caractère qu'il tient du climat est toujours le même. S'il cultive aujourd'hui tous les arts dont il fut privé si long tems, ce n'est pas qu'il ait un autre esprit, puisqu'il n'a point d'autres organes; mais c'est qu'il a plus de secours et ces secours il ne se les est pas donnés, lui même, comme les Grecs et les Florentins, chez qui les arts sont nés comme les fruits naturels, de leur terroir; le Français les a reçus d'ailleurs; mais il a cultivé heureusement ces plantes étrangères, et ayant tout adopté chez lui, il a presque tout perfectionné. — Quoique la nation ait été taxée de légèreté par César et par tous les peuples voisins, cependant ce royaume si long tems démembré et si souvent prêt à succomber, s'est réuni et soutenu principalement par la sagesse des négociations, l'adresse et la patience, mais sur tout par les divisions de l'Allemagne et de l'Angleterre. La Bretagne n'a été réunie au royaume que par un mariage; la Bourgogne par droit de mouvence et par l'habitude de Louis XI. le Dauphiné par une donation qui fut le fruit de la politique; le comté de Toulouse par un accord soutenu d'une armée; la Provence par de l'argent; un traité de paix a donné l'Alsace, un autre traité a donné la Lorraine. — Si

la jeunesse francaise est légère, les hommes d'un age mur qui la gouvernent ont toujours été très sages. Encore aujourdhui la magistrature, en général, a des mœurs sévères, comme du tems d'Aurelien — Ils ont été les premiers qui ont quitté l'usage de la lance et des piques. La bataille d'Yvri commença à décrier l'usage de la lance et de la pique qui fut abolie sous Louis XIV. Ils porterent des tuniques et des robes jusqu'au seizieme siecle. Ils quitterent sous Louis le ieune l'usage de laisser croitre la barbe et le reprirent sous François I. et on ne commenca à se raser entierement que sous Louis XIV. v. le diet. encyclop. au mot francais et la lettre aux Weiches au Tome 23 de l'Edition de Londres 1773.



Von den Griechen.

I.

Von den Mannspersonen.

Die Fähigkeit, welche unter den vormals dort blühenden Künsten den Nationalcharakter bestimmt, zeigt sich auch noch jetzt unter den neuern Griechen, die unter dem osmanischen Joch die Ruinen des alten Griechischen Reiches bewohnen. Die Fähigkeiten entwickeln sich selbst bei den Kindern weit früher, als bei uns, sie lernen eher sprechen, sie reden gemeiniglich schon zwei Sprachen, ehe wir zur Fertigkeit einer gelangen, sie sind scharfsinnig, witzig und noch eben so hinterlistig, als vormals. Sie sind feurig in ihren Vorstellungen und Unternehmungen, munter im Umgange, scherzhaft und sinnreich in ihren Anspielungen. Ihre Gemüthsart verräth Leichtsin, und die Betrübniß hält bei ihnen nicht an; sie sind noch eben so lügenhaft, als vor Alters, wo die griechische Treue zum Sprichwort gebraucht wurde. Ihr Hauptcharakter ist von Stolz und Untermüthigkeit zusammengesetzt. Der erste äußert sich durch ihre Reden, Betragen und prächtige Kleidung. Der Troß verschwindet hingegen, so bald sie einen Türken erblicken. Die Schmeicheleyen, die sie den letztern erweisen, die kriechende Gestalt, womit sie ihre Bejahnungen entgegen, die

Niederträchtigkeit im Betitteln sind unleugbare Proben ihrer Schwachheit, ihres Eigennuzes, Gewinn- sucht und Geizes. Noch eben die Laster, welche Paulus den Gemeinen vorwirft, gehen unter ihnen im Schwange. Sie behelfen sich mit der schlechtesten Kost, wosfern sie nur ihrem Kleidertracht Genüge thun können. Dieß ist die Vorstellung, welche der ehemalige Gesandtschaftsrediger zu Smyrna, zuletzt, von der Nation, in seinen zuverlässigen Nachrichten von der gegenwärtigen Beschaffenheit des türkischen Reiches, aufstellt.

2.

Vom Frauenzimmer.

Das griechische Frauenzimmer ist in seinen Häu- fern enge eingeschlossen, und läßt sich selten se- hen. So gar in die Kirche kommen sie nicht eher, als nach ihrer Verheirathung. Ihr anhaltendes Ge- schäft ist das Wirken. Diese Kunst ist in Griechen- land sehr alt, und in aller ihrer Vollkommenheit. Die griechischen Damen säugen ihre Kinder nicht selbst, weil sie dieß ihrer Schönheit nachtheilig, und der Brust schädlich zu seyn glauben. Die ge- schicktesten Schriftsteller sind aber allezeit anderer Men- ung gewesen, und haben diese widernatürlichen Grundsätze verworfen.

Ein Zug von Sklaven und Dienern, die auf der Straße folgen, machen den Aufzug der Griechen aus, so wie der unfertige aus prächtigen Fahrzeugen be- steht,

steht, mit dem Unterschiede, daß eine Frau von Stande unter den Griechen, niemals außer Hause, ohne wenigstens eine Bedientin gesehen wird. Die Frauen von höherem Range, die ehrföchtig genug sind, ihre Eitelkeit an den Tag zu legen, und mit ihrem Ueberflusse Staat zu treiben, werden von allen ihren zahlreichen Haufgenossen begleitet.

Die Kunst, die Person auszuschnücken, und die Begierde, aller Menschen Bewunderung auf sich zu ziehen, ist sich fast in allen Ländern, und zu allen Zeitaltern gleich gewesen. Die Damen Griechenlands haben keine Gelegenheiten ihren reichen Anzug und ihren prächtigen Schmuck, bei wiederholten Besuchen und öffentlichen Schauspielen, an den Tag zu legen, demohungeachtet sind sie in ihrer Eingezogenheit eben so begierig, ihre Person mit aller Annehmlichkeit und Pracht des Anzuges zu schmücken, und die natürliche Schönheit, womit die Natur sie so verschwenderisch begabt hat, *) noch mehr zu erheben.

Sie haben verschiedene Arten das Haar aufzusehen, davon eine zierlicher ist als die andere; sie ändern damit öfters ab. Bisweilen fließt das Haar in Locken auf den Schultern herab, andere mal wird es um den Kopf in eine Rolle gewickelt, oder ganz nachlässig mit Blumen aufgebunden.

Schmuck haben sie allezeit sehr geliebt. Ihre Gürtel, Ohrengehänge, Hals- und Armbänder sind alle verschwenderisch damit besetzt, und ob sie gleich

M 3

das

*) Winkelmanns Geschichte der Kunst. 1 Th. S. 4. 27. N.

das reichliche Vergnügen genießen, den Kopf mit den schönsten Gartenblumen zu ruhen, so glänzen doch die Diamanten auf der nämlichen Locke, zwischen den demüthigen Rosen und Jedinin. Es ist unter ihnen sehr gewöhnlich, daß sie alle ihre Geschäftlichkeit anwenden sich herauszuputzen, ohne allen Vorsatz auszugehen, oder sich von einem Fremden sehen zu lassen, sondern bloß um ihrer und ihres Mannes Phantasie nachzuhängen. Sie berauben sich nie des Vergnügens sich anzusehen, als wann sie um einen nahen Anverwandten trauern, oder sonst Ursache haben, wegen eines großen Unglücks in ihrer Familie betrübt zu seyn. Wenn sie einen entfernten Besuch abzulegen haben, so stellen sie nicht gern ihre Kostbarkeiten den Vorübergehenden auf der Straßte bloß, sondern lassen sich solche durch eine ihrer Hausgenossen nachtragen, und legen sie erst an, wenn sie vor der Hausthüre ihrer Freundin ankommen.

Der Fächer, dessen sich die griechischen Damen bedienen, ist groß, abgerundet, aus Flaumseiden gemacht, und hat einen Elfenbeinernen Griff. Sie nehmen ihn mit sich aufs Land, und wenn die Hitze zu dringend wird, werfen sie sich auf einen Sofa, eine Sklavin nimmt ihnen den Fächer ab, und mache durch eine geschickte Bewegung desselben ein angenehmes Lüftgen, ihre Gebieterin zu erfrischen.

Der Gebrauch des Schlenkers ist in diesem Lande sehr alt; da er ein Zeichen der Bescheidenheit ist, so bringt er den Vortheil, daß er gewisse Mängel verdeckt und zugleich der Schönheit einen bezaubernden

Nach:

Nachdruck giebt, auch indem er die Blödigkeit der, die ihn trägt, anzeigt, die sanften Erhöhungen jugendlicher Unschuld verbirgt. Er macht ein wesentliches Stück ihres Anzuges aus, und dient zugleich zu einem Unterscheidungszeichen des Standes. Der Schleyer der Gebieterin und der Bedienten sind von einander verschieden. Wenn ein griechisches Frauenzimmer ihre Freundin besucht, oder sonst wohin kommt, und nimmt den Schleyer ab, so ist das ein Zeichen, daß sie Willens ist, sich aufzuhalten.

Die griechischen Weiber tragen gemeiniglich einen Schnürleib von rothem Brokat, oder von goldnem Stoff, der mit dem Rocke aus einem Stücke gemacht ist. Der Schnürleib ist so kurz und enge, daß sie sehr gezwungen aussehen. Die Röcke gehen nicht viel über die Knie, drunter haben sie einen leichtern, der zwei Elle länger ist. Ihre Hemden und Beinkleider sind von einem sehr feinen Zeuge von verschiedenen Farben. Die Brust überlassen sie ihrer natürlichen Lage, und ein leichtes Tuch, das sie bedeckt, bezeichnet ihren Umfang: ihre Priester finden nicht für nöthig, sich einer Gewohnheit zu widersetzen, wo für das Auge nichts zu gewinnen, und für die Tugend nichts zu verlieren ist. S. des H. Abts la Porte Reisen I. Band 12ter Brief. p. 325.

Die Arzneikunde wird auf den meisten griechischen Inseln von Frauen ausgeübt, die entweder angelernte Arzneimitteln besitzen, oder gewisse einfache Mittel durch Destilliren entdecken, darinnen sie viel Erfahrung und Kunst besitzen. S. les Voyages lit-

teraires de la Grece par Mr. Grys. und den Artikel:
Türken.

3.

Charakter und Gebräuche der Griechen.

Von ihrem Charakter überhaupt kann man sagen, daß sie geistig, treulos, heimtückisch, rachgierig, abergläubisch und heuchlerisch sind. Man findet bei ihnen nicht mehr die geringste Spur von den schönen Wissenschaften, die sie berühmt gemacht haben. Unter dem harten Joch der Türken haben sie den lebhaften Geist verloren, der sie zu der geistreichsten und angenehmsten Nation in der Welt machte. Ueberdies hat eine hundertjährige Sklaverei den Stolz nicht tilgen können, der ihnen, wie den Römern und Spaniern, von der Zeit her anhängt, da sie der Welt Geseze gaben. Auf den Inseln des Archipelagus ist nichts gewöhnlicher, als Edle zu finden, die sich den Namen der Paläologen und Kommenos geben. Ihre Faulheit ist ihrem Stolze gleich, ob sie gleich einigermaßen unter einer Regierung zu entschuldigen ist, wo es gefährlich wäre, arbeitsam zu seyn, und wo Vermögen eine Ursache mehr ist, unterdrückt zu werden.

Die Griechen tragen sich fast wie die Türken, nur daß ihnen gewisse Farben untersagt sind, wie z. E. die grüne, welche das Zeichen der Emirs oder mahomedanischen Nachkommen ist, der weiße Turban, der nur den wahren Muselmännern erlaubt ist, der
rothe

rothe und gelbe Turban, der den Krieglern besond-
 ders unterscheidend zukommt.

In großen Städten gestatten die Türken den
 Franken nicht, mit griechischen Weibern licherlichen
 Umgang zu haben, sie müssen denn vom Cadi die
 Erlaubniß haben, denn auch darzu geben die Türken
 ihre Einwilligung vor Geld. Ohne diese Voricht wird
 der Verbrecher mit Gefängniß, und die Frau mit
 Eskreiten bestraft. Wenn sich die letztere loskauft,
 so ist ihr der Vorfall an ihrer Ehre ganz unschädlich.

Wenn die jungen Mannspersonen unter den Grie-
 chen ihren Geliebten die ganze Macht der Liebe zeigen
 wollen, so schneiden sie sich mit Messern in die Arme.
 Sie verheirathen sich in Gegenwart des Priesters,
 worzu sie allezeit Gevattern nehmen. Wann die Braut
 aufs beste geruht ist, wird sie in das Zimmer gebracht,
 wo die Freundschaft versammelt ist. Der Papas
 oder Priester, stellt alsdenn das Bild eines Heiligen
 auf den Tisch, wo zwei Ringe, nebst zwei kleinen
 von Wolle gemachten Kronen liegen, und zwei ange-
 brannte Wachskerzen dabey stehen. Der Bräutigam
 nimmt alsdenn den ersten Platz ein. Man bringt zu-
 gleich eine große Schüssel, und der Priester fragt die
 Gesellschaft, ob sie Geschenke geben wollen. Einige
 geben Geld, andere Wäsche, Küchengeräthe und
 Hausrath. Das Geld wird in die Schüssel gelegt,
 das übrige in die Körbe. Während dieser Zeit wird
 mit Weintrauch, oder andern wohlriechenden Sachen
 geräuchert und gebetet. Braut und Bräutigam nä-
 hern sich alsdenn dem Priester, der die Ringe werfet,

‘sie an beyder kleine Finger steckt, wieder abzieht, und dieses verschiednenmal wiederholt. Hernach nimmt er die Kronen, setzt sie ihnen auf den Kopf, und nimmt sie wieder ab. Beide Verlobte nehmen sich bey der Hand, und drehn sich etlichemal um die Gevattern, alsdenn wird ein Glas mit Wein gebracht, woraus Braut und Bräutigam trinsen, und der Priester, der den Keß zu sich nimmt, zerbricht das Glas.

Von der griechischen Religion ist unter dem Artikel *Russen*, das Röchigst-Charakteristische bengetracht worden. Hier bemerken wir nur die Gebräuche der Verheurathung der Papen. Vor allen müssen sie sich bey dem Bischoffe melden, und ihm die Person nennen, die sie erwählt haben, denn die Papadia muß erbar, keusch und vornehmlich schön seyn. Die Heiligkeit des Standes erfordert, daß ein Priester sich in keine Liebeshandel einlasse, die Reize seiner Frau sollen ihn in den engsten Schranken seiner Pflicht erhalten. Wenn sich daher eine vorzügliche Schönheit auszeichnet, so bestimmt sie das Volk der Gegend gleich für einen Geistlichen, und giebt sich Mühe, sie ihm durch die Verwandten antragen zu lassen. Man sieht es für eine religiöse Handlung an, die griechischen Schönen, wo nicht Gott, doch seinen Dienern zu widmen.

Man kann daher keiner Frau höhere Lobsprüche machen, als wenn man sagt, sie übertreffe an Schönheit und Tugend, die schönste und sittsamste Papadia. Es ist auch gewiß, daß diese Priesterfrauen eine ungemeine Bescheidenheit mit ihrer Schönheit verbinden.

hinden. Der weise Schleyer auf ihrem Kopfe, die Keuschheit ihrer Kleidung, und die Unschuld ihrer Aufführung und Reden, haben so viel Einnehmendes, daß sie oft den heftigsten Anfällen der Galanterie widerstanden ausgefetzt seyn, wenn sie ihre Tugend nicht schützte. Die Papen gehen allezeit schwarz gekleidet, und tragen ihr langes fliegendes Haar unter einer schwarzen Mütze herabhängend, an welcher noch ein schwarzes Tuch geheftet ist, das auf den Rücken herab fällt, alles auf die einfache Art, wie es die geringe Beschaffenheit ihrer Einkünfte, und die Menge ihrer Abgaben mit sich bringt. Unter fünf bis sechs Stunden könnte kein Priester sein Brevier hersagen, daher sich die meisten dieser Mühe überheben; wenn sie aber auch ihre Pflicht in Acht nehmen wollten, so sind die meisten nicht reich genug, fünf oder sechs Folianten zu kaufen, worinnen die Gebete aufs ganze Jahr enthalten sind.

Auf den griechischen Inseln, die ehemals durch ihre Weine und Dichter so berühmt waren, sind die Einwohner so unthätig, daß alles Land unbebaut bleibt. Auf der ganzen Insel Nikaria ben Samos trifft man nicht ein einziges Bette an. Die Einwohner schlafen auf der Erde; ein Stein ist ihr Kopfkissen, und mit den Kleidern bedecken sie sich, sie haben auch nicht mehr als ein Kleid, und sorgen nicht eher für ein neues, als bis das erste abgemüht ist. Auf der ganzen Insel findet man außer der Zeit der Mahlzeit nicht ein Stück Brod: sie begnügen sich einige Zeit, ehe sie sich zu Tische setzen, das Korn auf kleinen Mühlen zu mahlen, und nicht mehr, als zu einem Mahl

zu nehmen. Dieses Mehl kneten sie, machen einen Teig daraus, backen es auf einem flachen Steine, worunter Feuer gemacht wird, und wenn das Brod fertig ist, schneidet es der Hausherr in gleiche Stücke, und theilt es seiner Familie aus: eine schwangere Frau bekommt zwei Theile. Den Wein mischen sie allezeit mit drei Viertel Wasser, und wenn sie trinken wollen, füllen sie ihn in ein großes Gefäß, das wie ein Napf aussieht, und lassen es in der Reihe herum gehen. Den Wein füllen sie nicht auf Fässer, sondern verwahren ihn in großen Töpfen, die sie mit Lehm zu kleben; wenn sie davon trinken wollen, machen sie ein Loch in den Deckel, stecken ein ausgeholtes Rohr hinein, halten es oben mit dem Finger zu, und ziehen den Wein heraus. Die Häuser sind in Nikaria schlecht, ohne Hausrath, und haben das Nöthigste von Vorräthen unter der Erde verborgen. Man sieht daher nichts, als die vier Wände, und die kleine Brodmühle. Ueberall auf den Cykladischen Inseln sieht man nur noch hin und wieder *magni nominis umbram*.



Von den Grönländern.

Eine starke Aehnlichkeit mit den Lappländern, läßt die unglücklichen Bewohner Grönlands in einem Zustand von Wildheit erblicken, der so gar des Wortes und des Begriffes von Gott ermangelt. Ihre dicke und kurze Figur, ihre großen Lippen und platten Nasen auf breiten Gesichtern, ihre kleinen Augen, die bald, von den schneidenden Wänden, der Blindheit ausgelegt sind, ihre trauriger Himmel und ihr melancholisches Temperament, ihre Unwissenheit und Unreinlichkeit, ihre elende Speise und Lebensart, alles macht sie zu Gegenständen des Mitleids und des Jammers.

Ogleichwohl bilden sich diese Weisen der Natur ein, das älteste und ehrwürdigste Volk der Welt zu seyn. Wir sind, sagen sie, die geschicktesten Seehundsfänger, die es auf der Welt giebt, und als Wilde betrachtet, kann man dennoch nicht ohne Bewunderung eine Menge guter Eigenschaften an ihnen erblicken. Sie sind standhafter und gedultiger, als irgend ein Volk, sie sind freundlich, gesellig und lustig; Diebstahl und Mord ist unter ihnen beynahe unerhört; sie duelliren sich auf Säulen, die sie einander so lange vorsingen, bis der andere vor Verdruss den Platz räumt, und davon geht: sie geben gern und leben sorglos vor die Zukunft. Sie begreifen leicht, was man ihnen sagt, und besitzen Fähigkeiten des Verstandes, die sie bey der Unschuld ihres Charakters ehrwürdig machen.

chen, so wenig es ihre Lebensart, und ihre Sitten sind.

Sie stammen vermuthlich, so wie die Isländer, aus einer Norwegischen Kolonie, die mit den alten Amerikanern vermischt; dieses Gemenge von widersprechenden Eigenschaften gebildet haben. Ihre Kleider sind Westen und Kappen von Seehundshaut; im Sommer tragen sie das Rauhe auswendig, und im Winter kehren sie es hinein. Unter diesen haben sie Hemden von Fischeingeweide, und die Unterkleider sind, wie das Kamisol, aus einem Stück von Seehund; das sie tragen, bis es abfällt. Die Weiber tragen ihre Kinder in Ermangelung der Wiegen, auf dem Rücken. Sie binden ihre Haare oben auf dem Kopf in einen Busch, wie die Tartarn tragen; sie ziehen ihre Kappe auch nicht eher über, als bis es regnet. Ihr vornehmster Putz besteht in gläsernen, buntfarbigem Perlen und Korallen, die sie um Hals und Arme tragen. Sie sticken sich auch, wie einige Tartarn, Fiquren auf Stirne und Backen. Ihre Spiele im Kinden haben einige Aehnlichkeit mit den Sitten der Engländer, denn die Grönländer bapen sich gern; und ihre Mädchen lieben die Rundtänze und Gegentänze.

Ihre Nahrung besteht bloß aus Fleisch und Fischen, denn das Land bringt nichts als Rennthiere, Hasen, und die See Wallfische und Seehunde zu ihrem Unterhalt hervor. Sie essen oft das Fleisch roh oder trocknen es an der Sonne; das stinkendste ist ihrem Appetit nach am besten. Der Unflath im Eingewende der Rennthiere

thiere gefällt ihnen eben so, als uns das Eingemachte von Schnepfen. Sie waschen sich auch, um gut zu riechen, in ihren eigenen Urine. Die Heurath wird ohne Umstände geschlossen und getrennt. Keine Frau darf aber vor einem Jahr und nicht allzu oft daran denken, Proben ihrer Fruchtbarkeit abzulegen, wenn sie hingegen unfruchtbar ist, wird sie zurück zu ihren Aeltern geschickt. Die Mütter gehen mit ihren Kindern um, wie die Bären, sie lecken sie, so bald sie ein Jahr alt sind, vom Kopf bis auf die Füße.

Ihre Hütten gleichen den Isländern ihren, die Thüren sind nur zum Hineinkriechen eingerichtet, und Rennthierhäute auf einige Bretter gelegt, geben das gemeinschaftliche Bett vor die ganze Familie ab. Die Kammern sind wie die Herbestände von einander gesondert. An statt der Oefen bedienen sie sich der Lampen, über welcher ein großer Kessel hängt. Das Feuer darinnen dient zugleich zum Heizen und zum Kochen. In jeder Hütte brennen so viel Lampen als Familien. Der Fischtran statt des Oels, und das Moos statt des Lachtes, verursacht keinen Rauch. Jede Familie hat im Sommer ihr Zelt, der so heftig als kurz ist. Die Herrnhuter haben durch ihre Kolonie Grönland besonders beruhmt und verändert gemacht.





Von den Guineern.

Die Goldküste oder dasjenige Theil von Afrika, welches den englischen Guineen seinen Namen gegeben hat, wird von den Faktoreyen so vieler Nationen bewohnt, daß sich nur wenig von den ursprünglichen Sitten der Einwohner sagen läßt. Die Weiße auf der Goldküste hält man vor die schönsten Schwarzen von Guinea. Ihre Lebhaftigkeit und ihre Verstandseigenschaften lassen sie in Vergleichung mit den Vorzüglichkeiten treten, die in Frankreich die Provençalinnen haben. Sie verkaufen ihre Kunst den Europäern theuer, und ihre Schmeicheley läßt sie bald eine vollkommene Herrschaft über ihre Liebhaber gewinnen. Ihre einzige Bemühung ist zu gefallen, und sie gefallen hauptsächlich wegen ihrer ungemessenen Keuschheit und wegen ihrer Neigung zum Vergnügen. Sie haben sich nur erst, seitdem sie bemerkten, daß ihre Nacktheit weniger, als die Bekleidung, Begierden erweckt, angefangen ihrer Nacktheit zu entziehen. Sie tragen Halsbänder, Ohrengehänge, Armbänder, kleine schmale Gürtel, Ringe an den Füßen, Beinen und Knien. Es ist bey ihnen eine Zierde große Nägel zu haben, sie unterhalten sie aber reinlich, und bey den Kaufleuten dienen sie statt eines Raafes und Löffels, womit sie das Goldpulver fassen. Ein Nagel voll beträgt gemeiniglich eine halbe Unze Goldstaub. Dieses Metall wird entweder als Jettschen-

gold

gold geschmolzen, zum Puh verkauft; oder in Stangen, oder in Pulver verhandelt, davon das beste, das aus dem Königreiche Arim ist.

Die Mannspersonen heurathen mehr als eine Frau. Die erste heist die *Müliere*, sie ist von aller Handarbeit frey, und bloß über das Geld und die Reichthümer des Mannes gesetzt; die andere, welche *Bussum*, oder die göttliche heist, ist eine junge schöne Sklavin, die dem Schutzgott der Familie oder dem Fetisch gewidmet ist. Sie hat das Recht, an allen Festen des Gottes, dessen Priesterin sie ist, bey dem Mann zu schlafen. Die *Müliere* hat dreyimal in der Woche eben dieses Recht, und der Mann kann nicht anders eine seiner Nebenweiber brauchen, als wenn er die Erlaubniß von ihr kauft.

Die Schärfe der wider den Ehebruch gegebenen Gesetze ist bey weiten nicht hinlänglich, den natürlichen Trieb dieser Weiber zur Wollust zu unterdrücken: sie unterhalten Liebesverständnisse, und suchen mit Gefahr ihres Lebens Linderung wider ein Feuer, das sie verzehret. Ihre Ungedult ist so groß, daß, wenn sie mit einer Mannsperson allein sind, sie sich sogleich in seine Arme werfen, und um den Augenblick des Vergnügens zu beschleunigen, reissen sie die unbequeme Kleidung, die ein Rest von Schamhaftigkeit ihren Begierden entgegensetzt, vielmehr von sich, als daß sie sie ablegen.

Es giebt unter ihnen Weibspersonen, die eine öffentlich unzüchtige Lebensart dem Ehestande vorziehen, und die Art, wie sie zu dieser Profession einges

weihe werden, ist folgende: Man führt sie auf einen grossen Platz, wo sich ein junger Mensch, der noch nicht mannbar ist, einfundet, und thut, als ob er sie vor aller Welt karefirte, um dadurch anzuzeigen, daß sie künftig alles, was sich zeigt, wärens auch Kinder, ohne Unterschied annehmen sollen. Man baut ihnen abgesonderte Hütten, wo sie jedem, der sie besucht, willfährig seyn, sich alles gefallen lassen müssen, und nichts mehr fordern dürfen, als was man ihnen giebt. Man nennt sie Abcleres, und sie sind auf der Goldküste von so unvermeidlicher Nothwendigkeit, daß, wenn man sie den Schwarzen entzieht, so kündigen die jungen Leute ihren Chef an, daß sie ihre Weiber nehmen, und sich mit ihnen lustig machen würden, wenn man ihnen die Abcleres nicht wieder giebt.

Diese Mädchen haben einen Vorgesetzten, welcher ihnen alles liefert, was sie bedürfen, und dem sie alles, was sie gewinnen, einhändigen müssen. So bald ihnen aber ihre Lebensart eine ansteckende Krankheit zuzieht, so sind sie verlassen, und ihrem Unglück Preis gegeben. Die andere Art Weiber, welche diese Handthierung mit dem Schein der Anständigkeit bey andern Nationen treiben, sind bey den Einwohnern von Guinea gänzlich unbekant.

Wenn eine Frau auf den Markt geht oder einen Besuch ablegt, so tunkt der Mann vorher ein Stück von seinen Zauffsetischen in Palmwein, und seine Frau muß ein Glas davon zum Angelöbniß ihrer Treue in der Abwesenheit trinken, bey der Wiederkunft muß sie eben diese eidlliche Versicherung wiederholen. Bey

der

der Trauung verspricht ein Mädchen ihren Mann zu lieben und ihm treu zu seyn, der junge Mann verspricht auch zu lieben, er sagt aber nichts von der Treue.

Fast alle Einwohner dieser Küste beobachten eine lächerliche Ceremonie, wodurch sie den Teufel aus Dörfern und Städten zu vertreiben glauben. Acht Tage zuvor werden Insultationen angestellt, die der ausgelassensten Frechheit der alten Saturnalien beizukommen. Nur in soferne man den ausschweifenden Schwarzen zu trunken giebt, verwandelt man ihre Lügen, Lästerungen und Beleidigungen in Lobsprüche. Den achten Tag sehr früh hört man ein entsetzliches Geschrey. Die Einwohner der Städte und Dörfer kommen alsdenn alle zusammen, laufen auf das Feld, und werfen Steine, Holz, Erde, Roth bis auf ihren Umsturz, vor sich hin, als ob sie den Teufel die Flucht ergreifen sehen. Wenn sie ihn weit genug entfernt zu seyn glauben, kommen sie voller Freude zurück, und glauben nichts mehr zu befürchten zu haben. Die Weiber durchsuchen indessen im ganzen Hause alle Winkel, scheuren alle ihre Gefäße, aus Furcht, der Teufel möchte sich etwan in einen Winkel oder in den Fleischtopf versteckt haben.

Der geringste Vorfall giebt diesen Völkern Gelegenheit, sich einen Gößen zu bilden. Einer wählt einen Fleißbund und bringt ihm Opfergeschenke, der andere giebt einem Dachstuhl den Vorzug. Dieser umfaßt

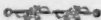
einen Baum, und richtet seine Gebete an ihn. So bald das Verhaben gut ausfällt, so vernimmt der neue Fetisch die Litaneyen.

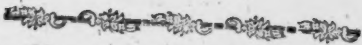
Sie haben wöchentlich einen Ruhetag, den sie so genau in Acht nehmen, als die Türken den Freitag, die Juden den Sonnabend, und wir den Sonntag feiern: es ist bey ihnen die Mittwoch.

Die Schwarzen dieser Gegend werden in fünf Klassen getheilt; in die Könige, in obrigkeitliche Personen, in Reiche, in gemeines Volk und in Sklaven. Die erstern haben nicht das geringste Majestätsrecht. Sie haben weder Hofchargen noch Sklaven an ihrer Thüre. Man kann sie durch nichts vom übrigen Volke unterscheiden, und ihre Armuth ist so groß, daß sich ihr Gebieth oft nicht über eine Meile erstreckt. Unter sich führen sie bloß den Titel Hauptleute. Die Prinzen widmen sich einem Handwerke, und die Prinzessin wird oft die Frau eines Sklaven. Unter den obrigkeitlichen Personen, haben die europäischen Faktoren meistens den Vorfig. Die Reichen stellen den Adel vor. Wenn jemand in diesen Adel aufgenommen zu werden verlangt, so giebt er einen Ochsen Preis, welcher auf dem Markte geschlachtet, und gemeinschaftlich verschmauset wird. Die Adlichen haben keine andere Handthierung, als den Handel, und sie wissen, daß der Handel die erste Triebfeder ist, um sein Glück zu machen. Ihr Vorzug besteht darin, daß sie in ein helsenbeinernes Jagdhorn blasen,
öffnen

öffentliche Proben ihrer Geschicklichkeit und Stärke ablegen, und völlig bewafnet, unter freyem Himmel schlafen können.

Ubrigens ist den Einwohnern nichts eigen, das sie von den andern Schwarzen unterscheidet, deren Sitten und Gebräuche in andern Artickeln abgehandelt worden sind. Die Natur scheint diesen Barbaren niemals ihre Stimme haben hören lassen. Ein tödtlich Verwundeter hat nicht den geringsten Beystand von ihnen zu erwarten. Die Krankheit eines Freundes erweckt weder Aufmerksamkeit noch Mitleiden, und sein Tod entreisst ihnen keine Thräne. Wenn einer ihrer Könige stirbt, so werden ausser seinen Sklaven, noch andere abgelebte Leute erkauft, die sich freiwillig auf seinem Grabe hinrichten lassen, und man trägt das Scharfrichteramt achtjährigen Knaben auf, damit das Blutbad und die Ceremonie desto länger daure.





Von den Holländern.

Wie hoch Handel und Fleiß ein Volk erheben kann, das in dem unfruchtbarsten und ungelegensten Theile der Welt verborgen lebt, zeigen jene Republikaner, die die See zu ihrem Gebiete, alle Länder zu ihren Schaafkammern, und Holland zu ihrem Garten gemacht haben. Sie sind nebst den Engländern der offenbarste Beweis, daß Nationen eben sowohl, als Privatpersonen, ihres Glückes Schmiede sind. Ihre unerschütterlicher Muth hat sich in den Belagerungen von Harlem und Leyden gezeigt, die man mit den Belagerungen von Sagunt und Rarchago vergleichen hat. Die Kultur ihres ehemals von der See überdeckten Landes läßt sie und ihren Boden, gleich den Engländern, als eine Ausnahme aller Völker betrachten. Sie glichen in ihrer Standhaftigkeit und Klugheit den Römern, die nach der Niederlage bey Cannä, immer noch eine Unererschrockenheit besaßen, und bewiesen eine Gegenwart des Geistes, die nur Enthusiasten der Freiheit eigen seyn konnte. Sie gründeten ihre Freiheit, trotz der spanischen Tyrannen und dem französischen Ehrgeiz. Städte wurden da erbaut, wo Jahrhunderte hindurch Hütten von armseeligen Schiffen gestanden hatten, sie bedeckten ihre Grenzen mit Festungen, sie schickten zahlreiche Armeen ins Feld, und fürchterliche Flotten ins Meer, sie erhielten auf dem Münsterischen Kongress ihre völlige

völlige Unabhängigkeit nach einem achtzigjährigen Krieg, und nachdem sie die Unmöglichkeit selbst überwinden zu haben schienen. Sie waren, wie **Thomson** von den **Schotten** sagt, in der Schule des Unglücks zu kühnen Thaten erzogen worden, und diese hatte in ihren Character den Grund zu ihrer dauerhaften Größe gelegt, so, daß sie nicht wie andere Völker von ihrem Lande ernährt werden, sondern dem Lande, das sie bewohnen, das Daseyn geben. **Kolbert** ahnte ihnen in Frankreich und **Peter** der große, nachdem er bei ihnen gelehrt worden war, in Rußland nach.

Kein Theil des Erdbodens giebt edlere Bewegungsgründe zu Verwunderung und Hochachtung denen, die darzu fähig sind, als Holland, wo alles, was politische Fähigkeiten bewirken können, so vortreflich ausgeführt ist. In keinem Lande wird man weniger durch nationale, bürgerliche und geistliche Ursachen gehindert, sich datinnen niederzulassen. Ihre Städte sind mit Kaufleuten und Männern von Geschäften aus allen Theilen der Welt bevölkert, die von da weg suchen, wo eine unweise Regierung ihnen die Freiheit versagte, die Früchte ihre Arbeit zu genießen. Sie sind die Rächer der beleidigten Rechte der Menschlichkeit, die Faktoren von allen Nationen der Erde, und die Schatzmeister ihrer Reichthümer.

Der Verfall von **Gent** und **Antwerpen** war die Grundlage, auf welche sich **Hollands** Handlung, und die Wiederrufung des **Edicts** von **Nantes** die Gelegenheit, wodurch sich seine Bevölkerung erhob.

Der Duldungsgeist hat dort den Reichthum der indischen Nation zusammengezogen, der ihnen Vortheile verschafft, die andere Völker beschämen. Die Natur hat in Holland ein blühenders und fröhliches Ansehen, als in den Gegenden, wo wenig oder gar keine Mühe erfordert wird, sie in Ordnung zu erhalten. Das Land ist niemals dem Mangel ausgesetzt; in allen Ländern der Welt blühen die Erndten vor Holland, und ihre Manufakturen entschädigen die Theuerung, die dort herrscht, durch den Handel.

In keinem Staate steht das gemeine Beste mit der Wohlfahrt einzelner Bürger in so enger Verbindung. Uebersuß, Reichthum, Bequemlichkeit und Nettigkeit lassen den Holländer alle Länder mit Gleichgültigkeit ansehen, und nur fürs Vaterland Prädisektion erhalten.

Die Holländer haben die rühmlichste Aehnlichkeit mit den Karthaginensern, welche sich allezeit Mühe gaben, ihre Kenntnisse und Kultur in den Ländern zu verbreiten, über die sich ihre Herrschaft erstreckte. Wie diese, haben es die Holländer zu ihrem beständigen Geschäft gemacht, allen Quellen der Fruchtbarkeit nachzuforschen, und nichts unversucht zu lassen, alles von der Erde zu erhalten, was sich durch Arbeit und Scharfsinn erhalten läßt.

Die gründliche und weitsehende Vorsicht und Geistesart der Holländer ist ein beständiges und empfindliches Hinderniß für die Ansprüche derer, die den holländischen Scharfsinn nicht täuschen können, sie ist aber auch die Verlegenheit, daß ihre sorgfältige Vor-

Vorsicht oft in verächtliche Gleichgültigkeit gegen alle ausartet, deren glückliche Umstände nicht so offenbar erhellen. Nur die Reichthümer werden für würdig gehalten, die übrigen löblichen und tadelhaften Eigenschaften übersehen, und vom Glanz des Goldes verdunkelt. Das Geld ist in Holland, wie ehemals in Carthago, der einzige Weg zu Ansehen und Beförderung. Da die Erwerbung der Reichthümer der einzige Zweck der Erziehung und des Studiums aller Stände ist, so gelangen sie zum Ziel ihrer Wünsche, ununterrichtet in den Mitteln, eine geschmackvolle Erholung von ihren Arbeiten zu genießen, die unstreitig ein wichtiges Stück einer vernünftigen Glückseligkeit ist, und nur durch die gehörige Bildung in der Jugend erlangt wird.

Die Geringachtung aller andern Verdienste ist unstreitig die Quelle der Abneigung gegen alles, was mit ihrer Lieblingsbeschäftigung in keiner Verwandtschaft steht, der Unmanierlichkeit gegen Fremde, und der allzumerklichen Gewinnsucht, des Uebermuths, der beleidigend wird, und des Geldstolzes, der sie oft verächtlich und lächerlich macht.

Dieser Stolz, der sich auf Reichthum gründet, ist in der That der Nationalfehler der Holländer, und herrscht oft nur zu sichtbar unter Vornehmen und Geringen. Diese wichtige Mine hat niemand mehr zu erkulden, als ihr Kriegsstaat. Alle, die in ihre Dienste treten, müssen sich dieser Strenge unterwerfen, und die edle Abkunft gewährt hier so wenig eine Ausnahme.

me, daß oft der Adel, als ein Gegenstand einer scharfen Aufsicht, ausgezeichnet zu seyn scheint.

Die gesellige Vertraulichkeit, welche alle andere Betrachtungen aus den Augen setzt, als die sich auf persönliche Annehmlichkeit und Verdienst gründen, ist daher nirgendwo seltener, als in Holland. Man kann von ihnen eher diejenige Art von Freundschaft erwarten, die *Montesquieu* bei den Engländern *Konföderation* nennt. Die Mischung der Vornehmern mit den Geringern bewirkt eine Einigkeit, die man unter den Gliedern so entgegengesetzter Stände anderwärts nicht kennt. Keine Titel haben in Holland den geringsten Werth, als die mit obrigkeitlichen Aemtern, und mit dem Vorrang des Reichthums verbunden sind.

Statt daß sie in allen andern Dingen der Vorwurf des phlegmatischen Temperamentes trifft, so geben sie doch in ihrer Thätigkeit und Hitze, womit sie nach Reichthum jagen, keiner Nation etwas nach. Der unerlöschliche Durst nach dem Ansehen, das der Reichthum gewährt, ist die wahre Triebfeder aller ihrer Handlungen.

So wie anderer Orten das Vergnügen die Absicht der Gewinnucht ist, so ist es in Holland der Sammelungsgeist, wo unermesslicher Reichthum und unermesslicher Geiz immer beisammen sind, und wo des blühendsten Zustands ungeachtet die Privatpersonen so elend leben, als wenn es ihnen an allen Mitteln und Hoffnung fehlte, ihr Glück zu machen. Diese Den-

kungs.

lungsort hat sie des Hrn. v. Voltairs Satiren auf die bitterste und verdiensteste Art bloß gestellt.

Ihre Häuser und Meublen sind äußerst nett und niedlich, ohne prächtig, ihre Landhäuser zierlich, ohne prahlend zu seyn. Regelmäßigkeit und Ordnung herrscht überall als Nothwendigkeit, Ruhe und Bequemlichkeit als Vergnügen. Equipagen, Vanquetten, Assembles, Bälle, Concerte und eine Menge anderer Dinge, die anderswo der großen Welt so unentbehrlich scheinen, fallen den großen Häusern in Holland selten beschwerlich. Gleichwohl fehlt es den Holländern bei feyerlichen Gelegenheiten nicht an Geschmack, der eine anständige Freugebigkeit mit der erforderlichen Pracht zu verbinden weiß, wovon Haag vor alle Fremde ein unwiderlegbares Zeugniß seyn kann.

Offenherzigkeit und Redlichkeit charakterisiren die meisten Einwohner von Holland, deren natürliche Einfalt und Phlegma zum Betrug selten fähig ist. Liebesungen und Komplimente, deren Mangel den Franzosen so unerträglich an ihnen ist, werden durch Thaten ersetzt, die sie keines Mangels an Menschenliebe beschuldigen lassen. Sie scheinen zu ihrem eben so großen Vortheil als Ruhm die Nation zu seyn, welche am praktischesten von der Wahrheit des Fundamentalgesetzes überzeugt ist, daß man am Charakter eines Menschen alle die zufälligen Dinge übersehen müsse, für die man ihn nicht zur Verantwortung ziehen, und die er nicht ändern kann.

Unwillen und Tadel ist nie das Loos der Dürftigkeit, wenn sie unverschuldet erlitten wird, nur die Unthätig,

thätigkeit und die Verabsäumung der Gelegenheit findet niemals eine Unterstützung bey ihnen. In keinem Lande giebt man den Talenten, deren Gebrauch ihrem Besizer am einträglichsten ist, mehr Ermunterung, so wohl im öffentlichen als im Privatstande. Durch eine Reihe von Anstalten, die die kleinsten Umstände der innerlichen Verfassung des Staates betreffen, haben sie auch das geringste Mitglied desselben dem gemeinen Wesen dienstbar gemacht, indem sie den Saamen der Indolenz im Keime erstickt, und sie gezwungen haben, nach Möglichkeit thätig zu seyn.

Dieser Wachsamkeit über einzelne Personen haben sie lange ihre glückliche und rühmliche Befestigung von Bettlern zu danken gehabt, und ihre Anzahl ist so geringe, daß sie nicht in Betrachtung kommen kann. Wie die Sicherheit, Bequemlichkeit und Schönheit ihres Landes, die Ordnung und Reinlichkeit ihrer Städte, von den angesehensten Männern ihres Staates erhalten wird, kann die Bewunderung von ganz Europa bezeugen. Der Anblick ihres Landes kommt mit dem blühenden Prospect, den die chinesischen Kanäle geben, sehr überein. Das System der italienischen Nationalbank ward von ihnen, als die Mutter aller heutigen Handlungsgebräuche, erwählt, Eben das, was die Bank zu Venedig ihnen war, ward die Amsterdammer allen nordischen Höfen.

Die Bürgermeister und andere in den angesehensten Posten stehende Männer affectiren eine Simplicität in ihrer Lebensart, welche den Begriff einer unumschränkten Macht unterdrückt, ob sie gleich mit

Will.

Willkühr regieren, und alle Aemter nach Gutdünken, und mit so freyer Gewalt ausschülen, daß sie ihre nächsten Anverwandten versorgen, ohne dadurch die geringste Klage oder Mißvergütigen zu erregen. Sie beweisen gegen ihre eigene Anordnungen eben die Unterwürfigkeit, als ihre Mitunterthanen, und die größte Ehrfurcht gegen die Majestät der Geseze. Nur als Vollzieher derselben, verlangen sie Unterwürfigkeit, ohne sich selbst ein Recht der Herrschaft anzumassen. Dieß sind die beliebten und vernünftigen Mittel, wodurch der Patriciat in Holland aufrecht erhalten wird, und unbeneidet, fast unbemerkt blüht. Van Tromp, Ruyter und de Witt, die Seele aller holländischen Politik, bewiesen durch ihre Prachtlosigkeit gleich den sieghaften Römern, als sie den Hannibal und Pyrrhus überwunden, daß sie, wie vor Alters die Karthaginer, das einzige Volk sind, bey dem die Reichthümer nicht ihre gewöhnliche Wirkung, Weichlichkeit und Verschwendung gehabt haben. *)

Vom Ursprung der Republik an bis jeho, ist diese Nation innner unverändert eben dieselbe geblieben. Sie beharrt unverbrüchlich bey jeden ersten Maafregeln, welche ihre Vorfahren in den Stand setzten, die größten Schwierigkeiten zu besiegen, und durch die

merk:

*) Obgleich nur die vereinigten Niederlande 625 und ganz Belgien 1300 geogr. Quadratmeilen beträgt, so zählt man doch 113 Städte, 1400 Flecken und Dörfer und 2 Millionen Menschen.

merkwürdigsten Beispiele die Wahrheit jener berühmten Wahlsprüche zu bestätigen, die sie in den gefährlichen Zeiten annahmen, um ihrer Nation Kühnheit und Unererschrockenheit einzuplösen. Sie überredeten sich sehr weislich, daß ein Volk auch in den schlechtesten Umständen durch Eintracht unüberwindlich wird, daß Standhaftigkeit und Fleiß nie ihr Ziel, auch das schwerste und entfernteste verschlen; daß nach einer untrüglichen Erfahrung, Trägheit und Muthlosigkeit uns Hindernisse in den Weg legen, welche unser Fleiß und Muth nicht übersteigen können, und folglich nach dem natürlichen Lauf der Dinge, unsern Absichten am nachtheiligsten sind.

Der gute Ruf ist in Holland weniger unsicher, als in allen andern Ländern, wo eine Person oft einen solchen Wechsel von Beyfall und Tadel, von Lob und Verachtung erfährt, daß sie endlich gegen beyde unempfindlich wird, ein Umstand, der für die Tugend sehr nachtheilig ist, der in seinem gerügten Grade, sowohl vom Vergnügen des Bewußtseyns, als auch vom belohnenden Ruhme abhängt, ein Zustand, der folglich dem Staate selbst nachtheilig ist, der seine Wohlfarth und Glückseligkeit den Bemühungen derer, die an seiner Verwaltung Theil nehmen, die Achtung des Publikums zu verdienen, zu verdanken hat, die aber, wenn sie Lob und Tadel unvernünftig ausgetheilt sehen, unstreitig von dem Eifer für sein wahres Interesse nachlassen, und, um sich vor dem allgemeinen Hasse zu bewahren, und sich der Menge beliebt zu machen, sich mehr darauf befeßigen, ihrem

Waterland zu gefallen, als zu dienen. Daher ruhet die Punctlichkeit der Staatsverwaltung der Holländer.

Daher die unwandelbare Anhängigkeit an die Maximen der Politik, die ihren Staat gründen und erhalten konnte. Daher die heretische Gedult, mit der sie sich dem unermesslichen Verluste unterwarfen, welcher unvermeidlich war, als sie ihr Land unter Wasser setzten, um es vor den Franzosen sicher zu stellen, daher die mächtigen Flotten, und die Armeen zu Hunderttausenden, die sie in einem funfzigmal kleinern Lande, als Frankreich, unterjochten, und ihm Trost boten, daher die reichhaltigen Zeughäuser, deren es in ihren Provinzen so viel giebt, daher die ungezählte Menge von Menschen, und die überall vertheilte und allgemeinen Flor bewirkende Geschäftigkeit des Volks.

Die Standhaftigkeit und Heiterkeit der Seele macht die Holländer vielleicht zu den zufriedensteu und ruhigsten Sterblichen. Da sie ihrer Konstitution nach, von der ausgelassenen Freude nichts wissen, die bey andern mehr sanguinischen und lebhaften Nationen herrscht, so laufen sie doch auch weniger Gefahr, von der gleichstarken Melancholie geplagt zu werden, welche die gewöhnliche Frucht dieser vergänglichen Vergnügen ist. In der That, wenn wir die Gemüthsruhe erwägen, die aus der Abwesenheit solcher Leidenschaften entsteht, deren Gegenstände außer dem Zirkel der gewöhnlichen Bedürfnisse sind, so dürfen wir das Loos derer nicht beneiden, welche ihre angenehmsten

Begierden befriedigen können. Wenn wir die Unbequemlichkeiten, die aus ihrer Flüchtigkeit entspringen, mit den vergänglichem Vortheilen vergleichen, die sie gewähren, so werden wir unstreitig finden, daß jene diese überwiegen, und eingestehen, daß ein ruhiger Zustand, welcher alles Uebermaaß der Freude und des Kammers verbannt, wegen des Lebens, das er unserm Geelenkräften ertheilt, einem Zustande weit vorzuziehen sey, der Wechselfeise viel Freude, und viel Betrübniß mit sich bringt, dessen Abwechslung unsere Seele zugleich entzückt und entkräftet. Sie folgen der Horazianischen Regel, welche Volungbroecks Wahlpruch war: Nil admirari prope res est una, solaque quae possit facere et servare beatum.

Häusliche Verfassung der Holländer.

Der größte Aufwand, den die Holländer machen, ist bey der Tafel, denn bey Gastgeboten sind ihre Tafeln auf die zierlichste und überflüssigste Art besetzt, und es giebt mehrere Weine, als bey Personen von gleichem oder größern Vermögen in England oder Frankreich gewöhnlich zu seyn pflegt. Nach des Esq. Marschalls Nachrichten, findet man auf den Tafeln solcher Häuser, deren Einkünfte sich nicht über vier tausend Pfund Sterlinge belaufen, vier Gänge, jeden von fünf und zwanzig bis dreßzig Gerichten, mit dem reichsten Nachtiß. Silbergeschütz ist in dem holländischen so genannten Dorße Haag gemeiner, als man glauben sollte.

Die Anzahl der Bedienten überhaupt ist nicht so groß, als bey Personen von ähnlichem Vermögen in Frankreich oder England, wo man vor einigen Jahren den abscheulichen Gebrauch abgeschafft hat, den Bedienten Trin-geld zu geben; in Holland herrscht diese Gewohnheit dennoch immer noch fort.

Bei gewissen Gelegenheiten, als bey Hochzeiten, bey der Geburt eines Sohnes, bey Anlangung eines Freundes aus Ostindien u. s. w. stellen die Holländer große Gastereien an, wo sie alle Arten von Ueppigkeit erschöpfen, die ihnen ihr Vermögen gestattet.

Die Landhäuser in Holland sind alle dicht an einander gebaute Kästen, die kaum die geringste Aussicht und Gebüthe um sich herum haben, und in dieser Absicht den Häusern der Londoner Bürger zwanzig Meilen um der Hauptstadt sehr ähnlich sehen. Sie sind alle reinlich, klein, und mit Gärten versehen, die zwar nicht geräumig, aber mit viel geputzter Regelmäßigkeit unterhalten werden, alles nach dem Geschmack, der vor fünfzig Jahren in England herrschte, nur nicht mit so großem Aufwande. Es sind zu viele Springbrunnen darinnen, die in diesem kalten wässrigen Lande eben so übel angebracht sind, als sie in Spanien und Italien nothwendig werden.

Die Erziehung der jungen Leute geschieht in den Schulen, auf welche sie unter der Aufsicht deutscher Hofmeister in die Fremde reisen; wenn sie zurück kommen, erlangen sie entweder eine Ehrenvolle und einträgliche Bedienung, oder nehmen Kriegsdienste, oder gehen in auswärtige Dienste, oder leben zu

Hause von ihren Einkünften, woserne sie vom Stande sind; alle Leute von geringern Vermögen schicken gerne ihre Kinder auf eine der holländischen Universitäten, obgleich nur auf ein oder zwey Jahre, oft mehr aus Prahlerey, als um wirtlicher Vortheile willen. Es giebt da keine solche Mannigfaltigkeit von Zerstreuung und Aufwand, die eine Schande und Fluch der hohen Schulen zu Oxford und Cambridge sind. Ein junger Mensch, der zum Handel bestimmt ist, kann immer nach Leyden und Utrecht gehen, ohne andere Gefahr befürchten zu dürfen, als einen so großen Geschmack an Gelehrsamkeit zu bekommen, daß er nachher auf dem Comtoir mehr an gelehrte Bücher, als an Hauptbuch und Tagebuch denken wird: die sittliche Beschaffenheit der Jugend ist auf den holländischen hohen Schulen ohnweit besser und reiner, als auf den englischen, die mehr Pflanzstädte der Laster genannt zu werden verdienen.

Holland hat für junge Leute, sie mögen in Schulen oder zu Hause erzogen werden, eine Menge Lehrmeister, die im Französischen, im Tanzen, Fechten, Musik und allen feinen Übungen, die in Haag und andern Städten sehr leicht erlernt werden, unterrichten, und die jungen Leute sind für dieselben sehr eingenommen. Alles Frauenzimmer vom Stande kleidet sich, frucht und betragt sich ganz nach französischer Art. Man trifft in grossen Häusern nicht nur alles an, was zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehört, sondern auch alle die Verschönerungen und Verfeinerungen,
die

die nur in reichen und üppigen Zeiten und Ländern bekannt seyn können.

Unter dem gemeinen Mann findet sich eine große Nationalähnlichkeit mit der vornehmern Art der Einwohner in Haag und Leyden, nur nicht bey den Vornehmsten, die ohne Handel leben und gereist sind. Die letztern sind alle mehr oder weniger Franzosen, oder ihre Nachahmer. Man darf sich daher nach dieser Bastardart keine Begriffe vom Nationalcharakter bilden, denn sie tragen die Merkmale der unächten Holländer schon offenbar im Gesichte.

Eine strenge ununterbrochene Emsigkeit scheint das starke Merkzeichen zu seyn, das man an Jeglichem wahrnimmt. Kein Fleiß ermüdet den Holländer, keine Zufälle bringen ihn von seinem Vorhaben ab, er richtet alle seine Aufmerksamkeit bloß darauf, wie er sein Vermögen vermehren kann, und man erstaunt, so viele Besitzer der größten Reichthümer zu sehen, und doch in aller ihrer Begierde mehr zusammen zu bringen verharren, ohne sich darum zu kümmern, daß sie von allem etwas mehr als nur einen sehr mößigen Theil wirklich genießen. Sie sind von einer bis zum Erstaunen kalten und schwerfälligen Natur, einer nüchtern, trocknen, erdentlichen, sparsamen Lebensart gewohnt, und keine Leidenschaft scheint in ihrer Brust zu lauschen, die stark genug wäre, sie in eine velle Bewegung zu setzen. Was für ein erstaunender Abstand zwischen der Liebe in Spanien und Italien, mit dem Freundschaftsgefühl, das diesen Namen in Holland hat!

Die wahre unvermischte Nationalgemüthsgefinnung muß man unter den niedrigeren Leuten suchen. Unter ihnen findet man eben die kalte Frochnatur mit keiner andern Verstärkung dieser wasserländischen Beswoßner, als die ein stärkeres Bier, Brandewein und Taback geben kann, welches alles in grosser Menge genossen wird. Die Elucierung, die wenigstens um ein drittes Theil höher ist als in England, nöthigt sie zur Emsigkeit und Fleiß. Man nimmt an ihnen eine bäuerische Rauigkeit wahr, die weit grösser ist, als irgend in einem andern Lande: der geringste aus dem Pöbel wird dem grössten Kaufmann in der Stadt nicht das mindeste Zeichen einer persönlichen Achtung erweisen. Dieß ist eine Wirkung derjenigen Gleichheit, die sich über eine Republick verbreitet, nicht aber von bloßer Fretheit herrührt, denn der Pöbel wird hier mit dreymal grösserer Strenge behandelt, als der in England.

Der Aufwand, den die Holländer auf Nettigkeit und Reinlichkeit machen, entspringt sowohl aus Nothwendigkeit, als aus dem Geiste der Sparsamkeit. Ihre Sauberkeit zeigt sich nicht allein im Hause und am Haufgeräthe, sondern auch bey allen Geschäften des Landwesens, so, daß alles Vieh, das man zum Melken braucht, ordentlich in einem Küßtall eben so sauber ist, als in einem Besuchzimmer. Dieß Verhalten trägt eben so viel zur Gesundheit, als zum reichern Ertrag bey, und verursacht zugleich einen Dünge, den die holländischen Landleute sehr wohl kennen. Alle Werkzeuge und Wirthschaftsgeräte wer-

den

den von den Bauern in der schönsten Ordnung gehalten. Ihre Sicheln, Spaden, Schaufeln, Mistgabeln sehen eben so blank, als Küchengeräthe aus: ihre Wägen sind beständig so rein, als unsere Kutschen, und ein Holländer braucht nicht mehr Zeit zu seiner Reinlichkeit, als andere Bauern zu ihrer Unsauberkeit. Die Pächter zeigen sie nicht bloß an ihren Werkzeugen und Viehe, sondern auch an ihren Zäunen, an Rändern ihrer Gräben, an Dämmen, Mauern, Pflanzung und Hecken. Alle ihre Kanäle, Brücken und Dämme finden sich in einem bewundernswürdigen Verbesserungszustand erhalten. Man kann nicht ohne Vergnügen die Beschreibungen lesen, die William Temple, James Stewart, Wortley Montague, und viele neuere mit den Esq. Marschall von der Reinlichkeit dieses Volkes machen.

Die Amstel läuft mitten durch die Stadt, welcher sie den Namen Amsterdamm giebt, und das V, ein Arm der Zuydersee, umgiebt sie an der Ost- und Nordseite. Man zählt gegenwärtig 26400 Häuser und über 250,000 Einwohner. Von der einen Seite ist sie mit Wällen und Gräben umgeben, die Häuser sind aber durchgehends lichterlich genug aus Backsteinen aufgebaut, 2 bis 4 Stockwerk hoch, und sollen, wie das Stadthaus im Moraste auf eingerammelten Pfählen stehen. Sie haben meistens flach liegende Dächer, und zum Theil verschiedene andere Manieren der Italiener.

Vor den Thüren und der Vorderwand sind sie mit breiten schwarzen Marmorplatten belegt, und im

wendig ist nicht nur der Eingang, sondern auch oft der Hof mit grauen und weissen Marmor gepflastert, und das getäfelte am Eingange, so wie alle Kammer, von weissen grau geäderten Marmor, welches desto merkwürdiger ist, da im ganzen Lande nicht einer's Hand breit Stein gegraben werden kann. Flandern, Venedig und Italien sind die Steinbrüche der Holländer.

Ihre Mobilien sind prächtig, die Tapeten gewürfelt oder gemahlt, oft auch gestickt, und ihre Fußböden mit Matten belegt. Vor den Häusern sind zur Schonung der Platten entweder eiserne Gitter oder Treppen mit eisernen Geländern. Die meisten Straßen sind nicht über acht Schritt breit, und wegen der hohen Häuser finster, ausgenommen die, durch welche Kanäle gehen. Die breitesten laufen mit der Amstel parallel, und haben ausgemauerte Ufer, die mit hohen Linden besetzt sind, und des Nachts mit Laternen erleuchtet werden. Überall gehen Brücken über diese sogenannten Grachten, unter denen die Heren Gracht und die Kleine Gracht die prächtigsten wegen der nebenstehenden Gebäude sind.

Das Wasser, welches seines Stillstands und des Unraths wegen einen entsetzlichen Gestank giebt, verursacht Augenweh und Kopfschmerzen, und der Geruch von Fischen, Käsen, faulen Heringen, Schiffs-theer, Pech und Leder, giebt einen so unerträglichen Gestank, der Amsterdamm, aller seiner Reinlichkeit ohnerachtet, vor einen Fremden sehr unangenehm macht. Die Kleider in den Kisten vorshimmeln, und alles Metall

Metall oder Treffen lauft von den nitroßen Dünften augenblichlich an. Die Wafferfucht, die kalten Fieber und die Bleichfucht find in Amfterdamm zu Hauſe. Ueberdem iſt ein häßlicher Gebrauch, auf allen Tafeln blecherne Spuckkäſtgen zu finden, eine Sache, die Fremden allen Appetit benimmt. Die holländiſche Keinlichkeit erfordert aber, daß man auf den Tiſch ſpuckt, um das Tafelwerk zu ſchonern, und daß man die Mierthkuſchen auf Schleifen ſetzt, wie in Paris die Brouetten um das Pflaſter zu ſchonern.

Das Waſſer iſt ſauſ und in Eiſternen geſammet, der Kaffee iſt ein elendes Getränk und das Bier Moll vor keinen engliſchen Magen. Hingegen iſt die Tafel, und beſonders die Fiſchgerichte, auch das Brod und Milchwerk vortreflich, doch auch ſehr theuer.

Die Holländer geben durch alle Aeufferungen ihrer Gleichgültigkeit und ihres phlegmatiſchen Temperaments zu erkennen, daß ſie wäſſerige, ſchleimige und kältende Nahrungsmittel genießen. Der Trieb zur Handlung und zur Schifffarth, worzu ſie die Lage ihres Landes zwingt, ſo wie die Langſamkeit in ihren Unternehmungen und die ſchwere ſchleichende Sprache, die mit den übrigen eilenden Europäiſchen gar nichts gemein hat, beſtärken dieſe Erfahrung. Auch haben bey ihnen Künſte und Wiſſenſchaften, die mit einem gewiſſen Feuer und Lebhaftigkeit des Geiſtes getrieben werden müſſen, noch wenig Wurzel faſſen können.

In einigen Stücken findet sich zwischen Holländern und Chinesern eine große Aehnlichkeit. Wenn man auf die unzählige Menge der Kanäle, der bunt gemahlten Schuyren, das überall angebaute Land und die Menge der bunten Häuser und Brücken sieht, so glaubt man in Kanton zu seyn, und die stille Ernsthaftigkeit der Einwohner, die Gewinnsucht, das rastlose Bestreben nach Reichthum, die Polizen, welche weder Müßiggänger noch Bettler duldet, die alles Rauben und Stehlen unmöglich macht, die allgemeine Dultung gegen alle unsichtbare Dinge, die mit Gold und Silber kein Verhältniß haben, läßt daher glauben, daß ähnliche Nahrung und Dunstkreis ähnliche Sitten veranlassen, die in Amsterdam und Kanton sehr parallel sind.

Ungeachtet man in den Häusern und Geräthschaften bis zur Verschwendung prächtig ist, so bemerkt man dieß dennoch in Ansehung der Kleidung nicht. Man trägt sich reinlich, aber nicht kostbar. Manchen scheint der Schlafrock an den Leib gelehmt, so wie die Tobalspfeife im Munde angewachsen zu seyn. Auch die Damen schreifen nicht in ihrem Puke aus. Sehr oft kann die Trägheit, Unentschlossenheit und Unthätigkeit ein zufälliger Grund der Sparsamkeit werden und etwas Gutes bewirken.

Nirgends kann man die Physiognomie besser studieren, als in dem Rasphuis von Amsterdam. Man trifft dort die meisten Bösewichter an, die wie in allen ähnlichen Häusern in Neugate, Bedlam, Bicetre, der Salpètriere u. durch ihre dunkle Haare und

und ihre groben auffallenden Gesichtszüge und starken Glieder kenntlich sind.

Handel von Holland.

Die verschiedenen Handelszweige, die darinnen be-
stehen, daß Schiffe gebraucht werden, daß für
Rechnung aller europäischen Kaufleute gekauft und
verkauft wird, daß die Schiffe versichert werden, daß
ein beständiger Umlauf eines großen Handelslaufs
in einer unermesslichen Summe Papiere besteht, ha-
ben alle andere Handlungszweige der Republik zu ihrer
Grundlage. So wie der Handel im Ganzen mehr
oder weniger im Staate blüht, so ist es auch mit den
besonderen Zweigen, die davon abhängen. Holland
muß allezeit als der erste Marktplatz in Europa, als
das Waarenlager aus allen Theilen der Welt ange-
sehen werden. *)

Die Kriege so wohl, die sich mit den Friedensver-
trägen zu Nimwegen, Ryswick und Utrecht en-
digten, als auch die Errichtung der indischen Gesell-
schaften in England, Frankreich, Dänemark
und Schweden, haben den holländischen Handel
ungemein geschwächt. Nur die Besitzungen in Ame-
rika können Holland eine Territorialmacht verschaf-
fen, die andern handelnden Ländern das Übergewicht
D 5 geben

*) An Enquiry in to the Principles of Political Oeco-
nomy, by Sir James Stewart in einer doppelten
teutschen Uebersetzung, und der Commerce de la
Hollande.

geben könnten, und neue Entdeckungen würden der holländischen Emsigkeit um desto weniger schwer seyn, da es gewiß ist, daß im innern Afrika, in Amerika, und in den südlichen Ländern noch genug Entdeckungen zu machen bleiben, die mit dem größten Erfolg gemacht werden können.

Seit der Riteiferung von Hamburg, Dänemark und Schweden um den Wallfischfang hat sich der Vortheil davon so sehr verringert, daß 1765 nur 190 Schiffe darzu ausgesandt wurden, statt der sonst gewöhnlichen 250 Schiffe. Der neuerfundene Gebrauch des Wallraths statt des Wachses scheint diesen gesunkenen Handel erhalten zu können.

Die Heringsfischerei war die Wiege der holländischen Seefahrt und die erste Quelle ihrer Reichthümer. Van Witt versichert, daß anfänglich 400,000 Menschen von dieser Goldgrube gelebt haben, und daß er 66 Millionen Gulden eintrage. Auch in diesem Handel hat England und Frankreich dem Reichthum Hollands große Abzüge gemacht. Von 2000 Büsen von allen Nationen, die mit diesem Handel beschäftigt sind, haben die Holländer kaum die Helfte, da sie ehemals alleinige Besitzer dieses Handelszweigs waren.

Dem ohngeachtet sind die Holländer noch größten Theils im Besitz des Specereihandels, der ihnen noch ohne Mitwerbung gehört, und auf einige Millionen Pfund Sterlings von den Engländern geschätzt wird.

Den Levantischen Handel haben die Holländer sowohl als die Engländer fast gänzlich verloren; es ist einformig die Wirkung des hohen Preises der Arbeit, der seit vielen Jahren die Preise der Manufakturwaaren in beyden Ländern gesteigert, und die Franzosen durch den gleichen Preis, in welchem sie ihre Lächer zu Kairo und Konstantinopel verkaufen, bereichert hat.

Die Kornausfuhr aus den nordischen Reichen nach Portugal war für die Holländer einer der wichtigsten Artikel, bis die Pflanze in Neugrundland in den letztern Jahren sich des portugiesischen Handels fast ganz allein bemächtigt haben, deren Getrennte das europäische sowohl an Güte als am wohlfeilen Preise übertrifft.

Statt daß die Holländer sonst Spanien mit ihren Manufakturwaaren versahen, sind sie jetzt wegen des Hanseestadtshandels genöthigt, die Waaren anderer Nationen darzu zu brauchen, und einen ökonomischen Handel mit rohen Materialien zu führen, welcher dennoch immer noch sehr einträglich ist. Durch den Schleichhandel der Engländer in Amerika ist der Handel der Holländer über Radix nach Westindien ungemein in Verfall gerathen, und wird vielleicht einstens ganz zu Grunde gehen.

Der Handel mit Frankreich ist für beide Nationen von der größten Wichtigkeit, denn wenn es in Frankreich Produkte giebt, ohne die Holland nicht seinen Handel treiben kann, so giebt es noch viele andere, die mehr in Holland selbst verbraucht werden,

und

und mit welchen der Handel gänzlich aufhören würde, wenn Frankreich denselben belästigen wollte. Keine von beiden Nationen kann diesen unermesslichen Handel belästigen, ohne der andern und folglich auch sich selbst Schaden zu thun. Man rechnete vor dem letzten Kriege die Einfuhre aus Amerika nach Frankreich an Zucker, Kaffee, Indigo und Baumwolle an 140,000,000 Millionen jährlich oder auf 6,343,000 Pfund Sterlings. Beynahe die Hälfte davon, ausgenommen die Baumwolle, wird von Frankreich nach Rotterdam oder Amsterdam geschickt, entweder auf der Holländer oder zum Verkauf auf der Franzosen Rechnung, und alles dies wird von Holland zur Gegenausfuhr verbraucht. Fracht, Ein- und Ausfuhr auf holländischen Schiffen, Laden und Ausladen, Miete für den Lagerraum, alles geht den Holländern zu Gute. Der Handel nach Norden bereichert die Holländer ebenfalls allein, weil die französischen Kapitalisten nicht mit ihren gleich starken Fonds auf so geringe Interessen und auf so lange Zeit auswenden können.

Der Handel mit den österreichischen Provinzen, ist einer der allervortheilhaftesten für die Holländer. Seitdem zu Antwerpen die Papiermühlen vermehrt worden sind, haben die holländischen Leinwand- und Baumwollenmanufakturen erstaunlich gelitten; nur so lange die Niederlande keine Handelsschiffe in der See haben, werden die Holländer im Besiz des Handels bleiben, den sie in diese Provinzen haben.

Hollands Handel nach Norwegen erstreckt sich meistens auf Zimmerholz, das sie mit großen Geldsummen bezahlen, und nach Schweden auf ostindische Waaren, die sie dort gegen Schiffsbedürfnisse absetzen. Der vornehmste Handel der Holländer am baltischen Meere wird mit Danzig geführt, von daher sie eine erstaunliche Menge Getreide holen, und dagegen Pohlen mit mehreren Waaren versorgen, als keine europäische Nation, sonderlich mit ostindischen Gütern, Weinen, Brandwein und Manufakturwaaren.

Die Vernachlässigung des Seewesens ist ein höchst Unstaatsfluges Betragen der Holländer, indem sie sich aus Furcht von Frankreich bewegen lassen, mehr auf ihre Landmacht zu sehen. Frankreich würde gegen die Republik mehr Achtung bezeigen, wenn die Holländer immer 100 Schiffe von der Linie bereit liegen hätten, die sich mit der englischen Flotte vereinigen könnten.

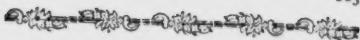
Die Zunahme Englands kommt lediglich von den Pflanzungen her, und Holland hat diese Nation als keine Nebenbuhler anzusehen. Die wahren Nebenbuhler Hollands sind der allgemeine Handelsgeist, der sich über ganz Europa verbreitet, das Aufnehmen Hamburgs, der Hansestädte und der nordischen Reiche, deren Zersplitterung ehemals Holland monopolisiren ließ. Frankreich ist für die Holländer weit mehr als ein bloßer Nebenbuhler, es droht so gar ihrem Daseyn, in soferne sie einen unabhängigen Staat ausmachen. Da aber weder Eng-

land

land noch Frankreich seit 20-30 Jahren kein zernichtendes Ubergewicht über Holland hat gewinnen können, so ist die Vermuthung der neuern Politiker, die Hollands Handlungsvernichtung weisfagen, sehr ungegründet.

Der Vortheil grosser Kapitalien, die Erfahrung, die Menge der Schiffe und unzählige Manufakturen werden Hollands Handel betreiben, wenn gleich alle andere Umstände entgegen seyn sollten. Im Fischefang, im Ostindischen Handel mit Specereien und in ihrem Buchhandel, haben sie einen unverstiegbaren Quell, und in Westindien Pflanzungen, die nebst den mittäglichen Ländern ein Nothnagel seyn können, wenn alle andere verlohren giengen. Nichts zeigt mehr, daß der Stillstand der Tod vor die Handlung ist, als daß Hollands Glück mitten unter unaufhörlichen Kriegen blühte, und jetzt unter fortwährenden Frieden sinkt.





Von den Hottentotten.

Man kann aus dem Begriff, welchen Cäsar in seinen Commentarien von den Herden der Galischen Nationen vormals gab, am ähnlichsten die Idee von dem bilden, was die verschiedenen Nationen von Afrika noch sind, die Attaquas, Damaquas, Gasiquas, Gouriquas, Jesiquas, Houteniquas, Kirigriquas, Roghoquas, Koroganzquas, Nomaquas, Odiquas, Sonquas, Susaquas, Ubiquas genannt, und unter dem allgemeinen Namen der Hottentotten begriffen werden. Dieser Name soll von dem Wiederholungs Worte eines Liedes herkommen, welches sich endigt: *Hottentottum brokana*, bezahlt den Hottentotten oder den Diener. Gegenwärtig, da sie unter der holländischen Vorherrschaft stehen, sind nur wenig Familien übrig, die man nicht als Kolonisten oder Silaven der erstern ansehen kann.

Ihre Kinder bringen eine glänzende Olivenfarbe auf die Welt, und nur die Gewohnheit, welche sie haben, sich einen Rastich von Butter oder Scherpen seit mit Aufe vermengt zu geben, ist die Ursache ihrer schmutzigen Farbe, woraus der häßliche Geruch entsteht, der sowohl ihrem Leibe als ihren Kleidern anhängt, denn auch diese werden auf die nemliche Art bestrichen.

Sie sind groß von Gestalt, haben grosse Augen, platte Nasen, dicke Lippen, kurzes und wollichtes Haar. Ihre Weiber haben eine häutene Schürze oder Bedeckung über die verborgenen Theile, die sie mit auf die Welt bringen. Sie lassen die Nägel so lang wachsen, daß sie in eine Art von Klauen ausarten. Sie tragen allezeit einen kleinen Stock bey sich, an dem die Haut eines Fuchses oder einer wilden Kahe befestigt ist, das ihnen zum Schnupstuch dient.

Das Eingewende der Thiere, das Ungeziefer, das sie in Menge plagt, und sogar die ältesten Schuhe der Europäer, sind ihnen in Wasser erweicht und gebraten, die angenehmste Kost. Ihre gewöhnliche Speisen sind, Früchte, Wurzeln und die Milch ihrer Kühe oder Ziegen. Die Jagd und Fischen giebt ihnen das rohe und frische Fleisch, das gleichwohl weniger in Achtung ist, als das verreckte Vieh, denn sie schlachten von ihren Heerden nichts, als bey öffentlichen Festen und im außerordentlichen Nothfall. Die Art, ihre Speisen ohne Gewürze, selbst ohne Salz zu genießen, ist die Ursache ihres längern Lebens, denn man bemerkt, daß die Sklaven, die nach europäischer Art leben, viel hinfälliger sind und früher sterben.

Das Hauswesen ist, wie bey allen Wilden, den Weibern überlassen. Sie gehen des Morgens mit ihren Kindern auf dem Rücken oder an der Hand auf das Feld, um Ruchengewächse, Wurzeln oder wildes Obst zu sammeln; wann sie zurück kommen, jünden sie durch Aneinanderreiben einiger Hölzer, unter welchen dörres

Gras

Gras liegt, Feuer an. Der Stein, der vor der Hütte liegt, dient ihnen zum Heerd. So bald das Essen fertig ist, wecken sie ihren Mann auf und rufen ihre Familie. Die Erde dient allen zu Stühlen. Nur so lange die Weiber ihre Veränderungen haben, lassen sie sich nicht sehen, und die Männer müssen sich alsdenn selbst bedienen, oder bey ihren Nachbarn essen.

Der Haase, das Kaninchen, das Schwein, und alle Fischarten ohne Schaalen, sind Gerichte, die den Männern verboten sind, und die ein alter Gebrauch nur den Weibern gestattet, so wie diesen die Maulwürfe und das Blut der Thiere zu essen, nicht gestattet ist. Die Seemuscheln dienen statt der Löffel, ihre Nägel statt der Messer. Wasser und Milch ist ihr gewöhnlicher Trank, wenn sie weder Brandtwein noch Meth haben. Diesen letzten machen sie aus einer in Wasser geweichten Wurzel mit Honig vermengt, dessen berausende Kraft sie so lange unthätig macht, als das Getränk dauert. Taback und Meth ist ihr Vergnügen.

2.

Religion und Charakter des Volks.

Sie haben keinen Begriff von Gott und erweisen ihm keinerlei Art von Dienst, so wie sie sich keine Vorstellung vom Beten machen können. Sie fürchten sich bloß vor einigen Schaden thnenden unbekanten Mächten, von welchen sie glauben, daß sie in Ver-

P

stimmung

Ständniß mit den Zauberern stehen, und denen sie alles Unglück zuschreiben, das ihnen begegnet. Vermuthlich haben sie aus Faulheit die Tradition ihrer Vorfahren von einer Gottheit vergessen, denn die Tänze, welche diese Völker bey jedem Vollmond anstellen, sind nicht so wohl ein Gottesdienst, als vielmehr eine eingeführte Gewohnheit unter den meisten Afrikanischen Nationen. Man verehrt aber durch ein gottesdienstliches Andenken diejenigen Verstorbenen, die durch Tugenden und gute Handlungen Ruhm erworben haben. Man errichtet ihnen zwar keine Tempel, keine Altäre oder Statuen, man widmet ihrem Andenken hingegen Wälder, Berge, Felder, Flüsse, vor welchen jeder mit Ehrfurcht stehen bleibt, und seine Hochachtung durch Tanzen oder Händeklatschen bezeigt.

Man kann ihnen nicht eine allgemeine gute Denkungsart in Betrachtung ihrer Gastfretheit gegen Fremde, ihres Mitleidens gegen Unglückliche, ihres Beystandes gegen Kranke und der unablässigen Beobachtung aller Grundregeln des natürlichen Rechtes absprechen. Sie sind noch in ihrer Einfalt und Unwissenheit ehrwürdig, und begegnen den Europäern in keinem Falle übel, als wenn diese sich vornehmen, sie aus ihrem Eigenthum zu vertreiben. Sie weichen der Gewalt, welches sie in der Gegend von Kap oftinals thun müssen; wenn sie aber einen Fremden unbewafnet alsdenn antreffen, so üben sie um desto grausamer das Vergeltungsrecht an ihm aus. Die Wilden im Innern von Afrika bleiben unverändert bey der natürlichen
Relig.

Religion, andern eben das zu thun, was man von ihnen wünscht.

Die Hottentotten haben alle Eigenschaften der andern barbarischen Völker. Man gebe ihnen Branntwein und Taback, so werden sie trinken, bis sie nicht mehr stehen, rauchen, bis sie nicht mehr sehen, und ein Geheul machen, bis sie nicht mehr schreien können. Die Weiber überlassen sich eben so sehr als die Männer diesem hohen Grad von Unmäßigkeit, und im Laumel der Trunkenheit treiben sie die Thorheit bis auf's äußerste. Die Mädchen entlaufen öfters aus ihrer Aeltern Hause, und nehmen in der Europäer Wohnungen Dienste. Sie helfen in der Küche und erziehen sich gern, Herren und Sklaven zu vergnügen.

Wenn diese Völker in einigen Unternehmungen glücklich gewesen sind, wenn sie einen Sieg davon getragen haben, einer Gefahr entgangen oder von einer Krankheit genesen sind; so stellen sie ein feyerliches Fest an. Um anzuzeigen, daß sie einen neuen Lebenswandel anfangen wollen, erbauen sie mitten in das Dorf eine neue Hütte, und wenn sie sie auführen, tragen sie Sorge, keine andern als solche Materialien darzu zu nehmen, die noch niemals gebraucht worden sind. Sie schmücken diese Barrake mit zusammen geflochtenen Reisern und mit Blumenschnüren, davon die Blumen von Weibspersonen und von Knaben, welche noch nicht unter die Männer aufgenommen sind, gesammelt werden. Das Fest endigt sich mit Opferung eines Schöpfes, dessen Fleisch sie mit ihren Freunden in Frölichkeit essen.

Die entlaufenen Schwarzen aus dem Dienst der Compagnie flüchten sich in das Innerste des Landes, sie werden *Marrons* genannt, und durch Zerschneidung der Knieflecken bestraft. Sie streifen Mottenweise herum und die Europäer stellen Jagden auf sie an, legen ihnen Schlingen und Fallen, oder erschieszen Weiber und Männer, wosern sie ihrer nicht lebendig habhaft werden können.

3.

Regierungsform und Gebräuche.

Diese Völker sind eben so wenig ganz ohne Regierungsform, als ohne Religion. Sie wählen sich Häupter, die bey ihren Versammlungen den Vorsitz haben, und im Kriege sie anführen. Sie tragen seit der Holländer Landung eine kupferne Krone. Der Chef hat denuoch keine weitere Macht, als in seinem Dorfe, er kann auch keine Steuern auflegen, er muß sich bey seiner Einsetzung verbindlich machen, nichts wider die Freyheit der Nation zu unternehmen, weil seine Würde erblich ist.

Die Ceremonie seiner Einsetzung geschieht mit ziemlichen Anstalten. Man schlachtet ein fettes Rind und zwey Schaafz zu dem Feste. Die Weiber sowohl als die Männer sind dabey gegenwärtig, ob sie gleich zu ihrem Antheil diesen Tag nur Fleischbrühe empfangen. Den andern Tag hingegen nehmen sie ihre Entschädigung und behalten alles Fleisch für sich, und schicken den Männern die Brühe.

Auffer

Ausser diesem ersten Chef ist in jedem Dorfe noch ein Hauptmann, der die Ordnung unterhalten und die Justiz handhaben muß. Die Einwohner sind bey allen Urtheilsprüchen gegenwärtig, und alle Sachen werden durch die Mehrheit der Stimmen entschieden, das bey keine Appellation oder weitere Entscheidung statt findet. Bey den peinlichen Processen sind es die Richter selbst, welche die Schuldigen hinrichten. Der Hauptmann bringt ihm den ersten Schlag bey, und die ganze Gesellschaft vereinigt sich, ihm vollends den Rest zu geben. Die Verwandten nehmen den Körper weg und vergraben ihn eben so ehrbar als andere, und ohne seine Schande zu theilen. Das Kennzeichen eines solchen erblichen Hauptmanns ist ein Stod mit einem kupfernen Knopfe und ein Mantel von Zugerhaut.

Die Einwohner eines Dorfes leben in der größten Eintracht und Friede mit einander, nur in Ansehung der Ehre, oder was den allgemeinen Vortheil der Nation betrifft, sind sie äußerst empfindlich. Die ganze Völkerschaft versammelt sich alsdenn, man berathschlagt, ob man zu den Waffen greifen soll, oder ob es besser ist, sich zu verstellen. Wird Krieg beschlossen, so geht Verstellung und Gelindigkeit voran, um den Feind unvermuthet zu überfallen. In einigen Dörfern ist es der Generalkapltain, der das Zeichen zum Angriff giebt, indem er eine Pfeife bläst. So lange sein Blasen fortwähret, so lange steht sein Trupp, so bald es aufhört, zieht sich der Trupp zurück; fängt es wieder an, so geht es mit neuer Furie auf den Feind los. Weder Alter noch Geschlecht wird geschont, die

ganze Völkerschaft wird vertilgt, und so lange das Pfeifen währt, ließen sie sich eher in Stücken zerhauen als zu weichen. Sie ziehen die Todten nicht aus, sie bringen aber die Gefangenen, die Entlaufenen und die Spionen ohne Barmherzigkeit um.

Wenn ein junger Mensch das achtzehende Jahr erreicht hat, so versammeln sich die Einwohner an einen bestimmten Platz, um ihn in die Zahl der Männer aufzunehmen. Sie kauern in einem Kreise nieder und der Kandidat muß eben das ausser dem Kreise thun. Der älteste fragt alsdenn, indem er aufsteht, um Erlaubniß, den jungen Menschen unter sich zu führen, nähert sich dem Aufzunehmenden und sagt ihm, daß er seine Mutter und Weiber und Kindergefellschaft verlassen soll. Er empfängt darauf von der Hand des Redners die Besprengung mit Urin. Von diesem Augenblick nehmen ihn die Männer auf und wünschen ihm Glück. Der junge Mensch bedient sich alsdenn seines Rechts und übt seine Gewalt an seiner Mutter zuerst aus. Dieses ist aber nicht der einzige thörichte und bloß lächerliche Gebrauch, sie haben einen viel unnatürlichern und rasendern unter sich, der darinnen besteht.

4.

Kastrirungsgebrauch, Kleidung und Wohnung.

So bald ein Knabe bey den Hottentotten das neunne Jahr erreicht hat, kommen seine guten Freunde

Freunde zu ihm, legen ihn auf die Erde und werfen sich über ihn, daß er nicht aufstehen kann. In dieser Lage macht ein Operateur mit dem Messer eine Oefnung in das Skrotum, nimmt einen Testickel heraus und legt eine Kugel von eben der Größe von Schöpsstisch hinein, näht die Wunde wieder zu, und läßt alsdenn sein Wasser über den Patienten, womit er ihm das Gesicht und den ganzen Leib besalbt. Man thut dieß, wie sie sagen, aus Furcht, sie möchten zu viel Kinder bekommen, weil man glaubt, daß sie mit zwei Testickeln Zwillinge erzeugen würden, welches unter den Wilden vor eine große Schande gerechnet wird, wosern es nicht männliche Kinder sind, und im Fall es Mädchen sind, wird das Häßlichste gleich umgebracht. Ist es aber ein Knabe und ein Mädchen, so wird das letztere an den Ast eines Baums gebunden oder lebendig begraben. Das neugebohrne Kind wird erst mit Kuhmist überstrichen, denn in die Sonne gelegt, und nach der Trocknung mit den Saft eines Krautes bestrichen, wobei es den Namen eines Thieres erhält.

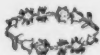
So bald die Aufnahme eines jungen Menschen geschehen ist, sucht er sich ein Mädchen aus, das ihm auf sein Anhalten fast allezeit gewährt wird. Will das Mädchen nicht mit dem Mann zufrieden seyn, so kann sie sich von ihm los machen, indem sie eine Nacht bei ihm schläft, ohne ihm ihre Gunst zu bewilligen. Er versucht alle mögliche Mittel in Güte und Gewalt. Unterliegt sie der ersten Versuchung, wie gewöhnlich, so schließen den andern Tag die Männer um den Bräu-

tham, und die Weiber um die Braut sauernd einen Krensi, der Priester geht alsdenn von einem zum andern und läßt seinen Urin auf die Verlobten, so lange er den Segen zu ertheilen fähig ist. Ausserdem haben die Reichen so viel Weiber, als sie wollen.

Wenn jemand einen Löwen oder Tiger erlegt hat, so wiederfähret ihm eben diese Ehre des Urinweyhens im Krense von dem Ältesten, welcher seine Tobackspfeife bey der ganzen Gesellschaft herumgehen läßt, und der Eingefalbte, der sich vor desto grössere Ehre schätzt, je reichlicher er besprenget worden ist, trägt die Blase des erlegten Thieres als ein Ordenszeichen am Halse.

Die Kleidung dieser Völker besteht bey den Armen in einem Mantel von Schaafsfellen, bey den Reichen von Tiger- oder wilden Kagenhaut. Die Zipfel dieser Mäntel dienen statt der Feller. Bey gutem Wetter gehen sie im bloßen Kopfe und überstreichen die Haare mit einem Tatche, so, daß eine schwarze Rinde daraus wird, im Winter haben sie eine lederne Kappe und tragen kleine lederne Halbstiefeln. Ein Kagenfell bedeckt die Bauchtheile. Am Halse tragen sie einen Sack, worinnen das Tobacksgeräthe, und am Arm einen andern, worinnen ihre Vorräthe stecken. Die Weiber bedecken sich da, wo die Männer blos sind und entblößen die Theile, die jene bedeckt haben. Alles europäische Glaswerk und Fabrik ist ihnen ein herrlicher Schmuck, und wenn sie sich mit dem Fetz eines Schöpschwanzes eingefalbt haben, so glauben sie alle Künste der Grazien erschöpft zu haben.

Ihre Hütten sehen unsern laimern Dorfbacköfen völlig ähnlich, sie bestehen aus langen krummgebogenen Stäben, auf welchen von Schilf geflochtene Matten liegen, die so dicht sind, daß kein Regen durchdringen kann. Sie stehen alle in einem Kreise und haben weder Fenster noch Thüren, sondern bloße Oefnungen, wie unsere Hundehütten. Nur im Regen und des Nachts bringen sie ihre Zeit darinnen zu, die übrige Zeit schlafen sie auf den Bäumen, den Rücken nach der Sonne zugekehrt. Die Jagd gegen wilde Thiere geschieht durch spitzige am Feuer gehärtete Knüttel, mit welchen das ganze Dorf sich bewafnet und sie leichtlich erlegt.





Von den Japanern.

Die Natur hat diese Stammvölker der Chineser auf den glücklichen Inseln, die sie bewohnen, mit einem starken und zu allen fähigen Körper begabt, und mit einem Geiste, der empfindsam, zum Kriege geboren und unüberwindlich zu seyn scheint. Sie besuchen weder andere Völker, denn sie haben alles, was sie wünschen, bey sich, sie fürchten auch nicht die Gewalt der bezwungenen Großen, noch die Wuth des Volks, das sie unter dem Gehorsam zu erhalten wissen, noch erwarten sie Rath und Hülfe von Fremden, die sie von ihren Küsten entfernen.

Von Jugend auf werden die Kinder an den Klang militärischer Instrumente gewöhnt, sie hören nichts als Kriegslieder, ihre Lebensart macht sie hart gegen alle Beschwerden. Wenige Pflanzen, schlechte See-kräuter und Muscheln ist ihre Nahrung, Wasser ihr Getränk; sie gehen im bloßen Kopfe und barfuß, schlafen auf der Erde und sind unaufhörlich in Waffen, oder in der Arbeit begriffen. Überall hat sie die Natur mit den steilen Klippen ihrer Ufer und mit der stürmischen See von Aussen und von Innen mit dem unüberwindlichen Widerstand gegen Fremde verschlossen. Sie entsagen aller Art von Gemeinschaft mit andern Ländern, und zerreißen das Band der Geselligkeit, das alle Nationen vereinigen sollte.

Auch

Auch ist ihr Land so volkreich, daß Nothwendigkeit sowohl als Kenntniß der Menschen sie nöthigt, das Land vor ihre Kinder allein zu erhalten. Die Landstraßen sind mit Flecken, Dörfern und Häusern besetzt, die aneinander stoßen; kaum ist ein Dorf geschlossen, so fängt ein anders an, viele Stunden dauert der Weg fort, ehe ein leerer Platz erscheint. Ausser der Menge von unzähligen Landbewohnern sind die Küsten so besetzt, daß man die ganze Nation an den Häfen versammelt zu seyn glauben sollte. Meako und Jeddo sind fähig, den größten Städten der Welt den Rang streitig zu machen, und die Nation zählt alles selbst in ihren Jahrbüchern nach Millionen.

I.

Charakter der Japaner.

Alles zeigt an diesen Insulanern, dem gemeinen Sprichwort zuwider, ein vortrefliches, edles und großmüthiges Herz, einen sanftmüthigen, rechtschaffenen und aufrichtigen Geist. Bey Mäßigkeit, Sparsamkeit und Wirtschaft im Innern ist der Japaner prächtig und verschwenderisch bey öffentlichen Erfordernissen, ehrbegierig, unerschrocken und aller niederträchtigen Handlung feind: standhaft im Unglück und fähig das Leben bey der geringsten Aufforderung von Ehre oder Noth zu verachten.

Ehrlichkeit, Offenherzigkeit und uneigennütziges Betragen, sind die gemeinen Tugenden der Nation. Wiß und Wißbegierde macht sie zu liebhabern und

Gön-

Gönnern der Künste; Ehre und Uneigennützigkeit läßt sie die Handlung als eine niedrige Beschäftigung verachten, auch ist kein gesittetes Volk so arm, als die Japaner: ihre Armuth ist aber so beschaffen, daß sie eine Unabhängigkeit wirkt, wie sie bey den alten so sehr über andere Völker erhabenen Römern war. Aller Reichthum ist in den Händen der Großen, die sich Ehre damit zu machen wissen. Man kennt die Wirkung eines übel erworbenen Reichthums bey diesem Volke nicht, der sich durch unverschämtes Großthum äußert.

Die Japaner lieben ihr Vaterland, sind ihrem Fürsten ergeben, ehren die Obrigkeit und sind eifrig in dem, was sie glauben, voll Ehrfurcht bis zum Aberglauben gegen ihre Geistlichen, übertrieben in der Andacht, die sie oft wahnwitzig, und im Begriffe von Ehre, der sie zu Duellanten oder Selbstmördern macht. Diese Ehrfurcht verführt sie oft zu Mißtrauen und Grausamkeit. Ihre ungezähmte Wollust, deren Ausschweifung ganz Verbrechenlos bey ihnen scheint, läßt allen ihren und selbst den widernatürlichsten Leidenschaften Freiheit. Ubrigens sind sie eben so ceremonieus, eben so arbeitsam und erfinderisch, als die Chineser, und ihr Land zeigt eben die Schätze des Feldbaues und eben den Flor der Nation, von welcher sie stammen.

Sie sind fast in allen der Gegensatz von unsern Sitten. Die schwarze Farbe ist bey ihnen die Ceremonien und Freudenfarbe, die weiße trauert, wie bey den Chinesern: sie grüßen mit dem Fuße und nicht
mit

mit der Hand. Sie steigen auf der rechten Seite zu Pferde. Die Ceremonientleider von schwarzen Atlas ziehen sie an, wenn sie zu Hause bleiben, und legen sie ab, wenn sie ausgehen. Ihre schönsten Kleider sind Geschenke, die Geringere als ein Zeichen der Gunst von Vornehmern empfangen. Die vornehmsten Häuser sind niedriger als die geringern, und wie die Kramerbuden schwarz bezogen.

Die Kleinheit wird für schön in Japan gehalten. Die Frauenzimmer sind im ganzen Lande so klein, daß man sie für junge Mädchen hält, ihre Gestalt ist regelmäsig, und man kann die meisten schön nennen. Ihre Schminke giebt ihnen das vollkommene Ansehen von Puppen, und man hält sie anfänglich weniger für lebendige Geschöpfe als für Wachsfiguren; die einzige natürliche rothe Farbe ihrer Lippen dient zum Beweis ihres Wohlbefindens: überhaupt sollen die Weiber in dem Theeklande um *Neako* und *Sanga* am schönsten unter ihrer Nation seyn. Selbst die Mannspersonen, die sonst in ganz Japan häßlich sind, sind in dieser Gegend wohlgestalt und von einer angenehmen Gesichtsbildung.

Außerhalb haben sie kleine eingedrückte Nasen, und je mehr sie sich dem afrikanischen Himmel nahen, eine desto olivenfarbenere Haut, starke Augenbraunen, eine platte Nase, großen Kopf, und eine mehr als mittelmäßige Gestalt. Dennoch haben die Leute vom Stande, welche Nachkommen der alten Familien aus *China* sind, und sich vom Stifter ihres Reiches, dem Kaiser *Sin-Mu* herleiten, welcher zur
Zeit

Zeit der Gründung Roms mit Romulus zugleich lebte, ein edleres Ansehen, eine vortheilhafte Stellung und selbst im Gesichte etwas Angenehmes.

2.

Religionsverfassung in Japan.

Es sind drey Religionen in diesem Lande eingeführt. Die erste, welche als die reinste Lehre angesehen wird, heißt Sintas und ist die ursprüngliche Verehrung der Götter des Landes, die nach der Japaner Tradition seit Millionen Jahren herrscht. Sie ist ein Geheimniß für das Volk. Die Priester vertrauen sie nur ihren Initiirten, die sich ehndlich verbinden, sie nicht zu offenbaren. Die Mythologie aus den heroischen Zeiten erhält noch in den Japanischen Städten die Namen der Ungeheuer und Drachen, die ihre ersten Herren, Stifter und Heldengötter überwunden, und die Tempel zeigen noch die Waffen, mit welchen sie sie überwunden haben.

Der Dairi oder der Oberpriester hat auch noch gegenwärtig die Macht, diejenigen, deren Verdienste er für würdig genug hält, zu vergöttern, daher man beynah keine Stadt sieht, wo die Tempel und Pagodenkapellen nicht eben so häufig als die Häuser wären. Der Dairi selbst ist den Sintoisten ein Gegenstand der Anbetung, und weil man glaubt, daß ihn die Götter im December besuchen, so nennt man diesen Monat die Zeit der Anfunft der Götter, wie bey uns den Advent, oder bey den Egyptern die Zeit der Umhertragung der Götter war. Aus dieser Ursache hält der Dairi in diesem Monat ofne Tafel, und weil die

die Götter bey ihm sind, werden die Tempel verschlossen.

Obgleich die Sintoisten keine Seelenwanderung glauben, so enthalten sie sich doch, etwas, das gelebt hat, zu genießen. Ihre gesetzlichen Ceremonien betreffen meistens die Reinlichkeit des Leibes, und jeder Blutstropfen verunreinigt auf 7 Tage. Man kennt in ihrer Religion keinen Beqrß von der Hölle und keine andere Teufel als die Seelen der Füchse. Ihre Feste schrenken sich auf Processionen ein und werden mit Besuchen, Gastgeboten und Lustbarkeiten zugebracht.

Es giebt eine Art Saturnalien und Bacchanalien bey ihnen, wo jedermann eingeladen wird, und wo alle Uppigkeit und Zügellosigkeit herrscht. Ein anderes Fest ist für die jungen Mädchen, ein anderes für die Knaben, ein drittes ein Freudentag für die Kinder. Es giebt einige, die alle Monate wiederkommen, andere, die nur 5mal im Jahre gefeyert werden.

Die Wallfarth nach Ise, wo der Tempel des grossen Gottes steht, ist ein anderer Religionsartikel der Japaner. Die Andächtigen besuchen diese Pagode, die sie als die Wiege des menschlichen Geschlechts und wie andere Völker Eden ansehen, alle Jahre, andere doch wenigstens einmal in ihrem Leben. Der grosse Spiegel, der in dieser Strohütte steht, bedeutet nach der sintoistischen Einbildung das Auge, die Scharfsinnigkeit und die Reinigkeit der höchsten Weisheit. Das Unansehnliche der kleinen

Pago.

Nagoben da herum, soll die Idee der Armuth der ersten Menschen erwecken.

Ob diese Wallfarthen gleich den Tempel von Joze stark bereichern, so überlassen ihn dennoch die Geistlichen der weltlichen Obrigkeit, und bleiben in ihrer Armuth, die sie die niedrigsten Handthierungen zu ergreifen zwingt. Die Pilgrinne leben vom Almosen, das sie in einer hölzernen Schale, die auf ihrem rohren großen Hut steht, empfangen, denn ob gleich die Großen und der Kaiser selbst nicht hinwallfahrten, so schicken sie dennoch Gesandtschaften dahin ab. Die meisten gehen Troupyweise singend und auf ihrer Zither spielend, andere in der größten Kälte nackend und sich kasteyend dahin, und enthalten sich aller Unreinigkeit und alles Umgangs mit Weibern. Nach dem Besuch aller Tempel und Kapellen erhält der Pilgrim eine Schachtel, worinnen die Erlassung seiner Sünden ist, die er an seinem Hute befestigt.

Die Zahl der bettelnden Mönche, die wie Zigeuner herumstreifen und wahr sagen, der bettelnden Nonnen und der gefälligen Schwestern, so wie die Gesellschaft der Blinden, ist unbeschreiblich und ganz Japan wimmelt davon.

Die Sekte von Budodo stammt aus Indien und hat sich über Siam, China und Japan verbreitet. Ihr Stifter wird bey den Indianern Wistnou, bey den Siamern Sommonakodon, bey den Chinesern Joo und bey den Japanern Budo oder Siaka genannt. Es ist heutiges Tags die allgemeinste Religion in Japan, die Verachtung des

Lebens,

Lebens, Verrichtung der Menschlichkeit und Vereinnung mit der Gottheit lehrt.

Einige der Andächtigsten treiben ihren Religions-eifer so weit, daß sie sich in durchlöchernten Barken er-saufen, sich von Felsen stürzen, sich einmauern, sich von Wagen zerquetschen lassen, um das ewige Leben zu erlangen. Die Bonzen stehen in Japan in größerem Ansehen als in China, sie machen eine eigene Art von Regierung aus, erziehen die Kinder der Großen und haben ein gemeinschaftliches Oberhaupt über sich, das als untrüglich angesehen wird. Tausend Züge von Aehnlichkeit lassen diese Bonzen, als eben so listig, betrügerisch, geistig und wollüstig erscheinen, wie sie in andern Ländern sind.

Die Feyerlichkeit an den Festen des Siaka besteht darin, daß man den Gott mit einer Menge him-bolischer Figuren, mit Weinbeeren und Keksweibern auf Wagen oder auf Pferde setzt und herumführt, wobei die Bonzen singen und das Volk ruft: Tausend Jahre Vergnügen, tausend Jahre Freude mit dir! Unter den Religionsübungen dieser Sekte ist eine, wo die, welche sich mit einander schlagen wollen, sich zu verschiedenen Sekten schlagen und denn förmlich auf einander losgehen und das Schlachtfeld mit Leichen und Göttern bedecken.

Die dritte Sekte, oder die Naturalisten in Japan sind unter dem Namen der Siucos bekannt, sie hän-gen den Lehrsätzen des Konfuz-see an, sind aber nur noch heimlich im Lande und hängen äußerlich dem be-kannten Pagodendienste an. Die christliche Religion

ist durch die unerhörtesten Grausamkeiten verdrungen worden, und seit der letzten Verfolgung ist allen Nationen der Christen, ausser den Holländern, der Zugang nach Japan versagt.

3.

Regierungsverfassung in Japan.

Japan wird von zwey Souverainen beherrscht, einem geistlichen, oder dem Dairi, der nichts thut, und einem weltlichen, Kubo, der alles macht. Der erstere setzt den Kubo ein, ernennet zu allen geistlichen Würden, empfängt den Besuch von ihm alle fünf Jahre, und lebt dennoch in einer wirklichen Gefangenschaft und Ohnmacht.

Wenn der geistliche Monarch zu Meako den Besuch vom Kubo empfängt, so gehört ein ganzes Jahr darzu, um die Anstalten zu machen. Man baut von Jeddo bis zur heiligen Stadt Meako 28 schöne Häuser auf, in welchen der Kubo auf seinem Zuge überall eine andere Hofstatt, andere Officiere und andere Soldaten, sammt allem, was zum Gefolge des Kaisers nöthig ist, findet.

In diesem Glanze der Hoheit zeigt sich der Kubo dem Dairi und erweist ihm einige Ehrenbezeugungen, die einigermaßen ihm, als dem regierenden Herrn, mehr Ehre machen, als dem ohnmächtigen Namensträger, der sie erhält. Beide Fürsten vereinigen ihr Gefolg, und ziehen miteinander durch die heilige Stadt.

Alle Gassen, durch welche der Zug geht, sind mit weißem Sande und mit Talkstaub bestreut. Längst den Häusern werden Geländer eingeschlagen und doppelte Reihen Soldaten hingestellt. Zuerst erscheinen die Livreebedienten beider Souveraine mit den gegenseitigen Geschenken, die von einem Zuge Soldaten begleitet werden. Als denn werden die vornehmsten Herren und Damen in kostbaren Tragsesseln mit Blumen schnüren behangen von weiß bescheideten Officianten getragen, denen Sonnenschirmträger folgen. Nach denen darauf folgenden Wägen kommen eine Menge Großer zu Pferde von Bedienten geführt, die ihre Herren zugleich mit Sonnenschirmen bedecken. Ihnen folgen drei Wägen, die von Gold und Edelgesteinen strahlen, sie werden von schwarzen Ochsen gezogen, deren jeder von vier Männern geführt wird, und sie gehören des Dairi Gemahlinnen. Ihnen folgen 23 andere für die Kebsweiber und Hofdamen.

Ein zweyter Zug von 72 Edelleuten zu Pferde, die Paarweise reiten, erscheint vor einem Haufen vornehmer Herren vom ersten Range. Als denn kommt der Wagen des Kubo von einer blendenden Pracht. Die Prinzen seines Hauses, und 400 Soldaten schließen den Zug. Unmittelbar darauf sieht man eine große Anzahl Tragsessel, Kutschen, Fuhrwerke vom Gefolge der Adlichen zu Pferde und zu Fuß nebst einer zahlreichen Truppe Musikanten. Endlich kommt der Tragsessel des Dairi von 50 Edelleuten getragen und mit seiner Garde umringt. Alles, was Kunst und Reichthum vollkommenes haben, ist an diesem prächtigen

tigen Palankin vereiniget. Man langt auf diese Art in dem Pallaste an, wo der Dairi vom Kubo und seinen Söhnen drey Tage lang bedient wird; sie selbst bereiten die Speisen, überhäufen ihn mit Geschenken und ziehen zurück.

Die Achtung, welche die Japaner diesen lebendigen Götzen erzeigen, ist unbeschreiblich. Man sieht ihn als einen Gott an, den die Erde zu tragen und die Sonne zu beschelnen, nicht werth sind. Haare, Nägel und Bart werden ihm niemals abgenommen, als im Schlaf. Alle Tage wird er mit neuem Geschirre bedient, das nach der Mahlzeit zerbrochen wird. Niemand darf seine Kleider tragen, und alle, die ihn bedienen, werden seines Anblicks niemals gewürdigt. In den Zimmern des Fürsten sind 366 Götzenbilder aufgestellt, die Wechselweise bey seinem Bette die Wache haben, und, im Fall er nicht gut schläft, die Bastonade erhalten, und auf 100 Tage verwiesen werden.

Die Erstgebohrnen folgen in dieser Würde, welche auch auf die weibliche Linie und selbst auf die Wittwen erblich ist. Der Dairi stirbt oder entsagt der Krone zum Vortheil seiner Kinder, ohne daß jemand etwas davon erfährt. Die Einkünfte der Stadt Meako sind zum Unterhalt dieses geistlichen Regenten bestimmt, und die Ehrenstellen, die er vergiebt und mit dem Fürsten und Grafentittel übereinkommen, sind ein unerschöpflicher Quell seines Reichthums.

Alles muß blenden und selbst die Armuth das Ansehen der Pracht haben. Die Wahl einer Amme vor
den

den künftigen Thronfolger erfordert ganz außerordentliche Anstalten. Man sucht erst 80 der schönsten Weiber aus, giebt ihnen die größten Titel, wählt unter ihnen 40, und aus diesen nach langen Berathschlagen der Familie 10, und endlich 3, nachdem die übrigen mit Gnadenbezeugungen überhäuft nach Hause geschickt worden sind.

Der Dairi heurathet gewöhnlich nur 12 Gemahlinnen, von denen eine den Titel Kaiserin führt. Jede hält in ihrem Pallaste Hofstaat, und wenn der Dairi gewählt hat, bey welcher er seinen Tag zubringen will, so werden zu ihr die Gastmahle, Spiele und Musik der übrigen zusammengebracht.

Aus dem Schooße dieses geistlichen Hofes kommen die Superioren der Klöster, die wie die weltlichen Fürsten zwey Schwerdter vor sich her tragen lassen. Die Generale residiren auch in Meako, sie stehen aber unter dem Befehl des Kubo, der zu Jeddo residirt und im weltlichen Regimente unumschränkt ist.

Seine Leibwache besteht aus ungefehr 6000 Mann, und die ganze Kriegsmacht aus 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 Mann Reuteren. In Kriegszeiten verstärken die Herren mit ihren Vasallen das Heer bis auf 300,000 Mann. Die Troupen sind wohl gekleidet und gut bewafnet. Die Reuteren führt Wurfspieße, Karabiner, Säbel und Bogen. Das Fußvolk hat 2 Säbel, eine Pile und eine Musquete. Fünf Soldaten machen eine Korporalschaft aus und 30 stehen unter einem Oberofficier. Die Kompagnie besteht

steht aus 250 Mann, die von einem Stabsofficier und 2 Hauptleuten commandirt wird.

Die Kinder aller Großen müssen in Jeddo erzogen werden, wo sie der Kayser als Geiseln behält, um sich der Treue der Väter zu versichern.

Wenn ein Großer einen Pallast baut, so muß er allezeit zwei Thore, eins zum ordentlichen, das andere größere zum Eingang vor den Kayser bauen, der ihn bisweilen besucht, und durch seinen Aufwand erschöpft. Wenn der Kayser ein wichtiges Unternehmen ausführen will, so trägt er es denjenigen unter den Großen auf, die zu mächtig werden und deren Kräfte er erschöpfen will.

Die Einkünfte des Kubo, dessen Krone auch erblich ist, wie des Dairi, bestehen in den Domainengütern und in den Auflagen auf fremde Waaren. Unter ihm stehen die Unterkönige und Statthalter, welche alle Jahre in Jeddo Rechnung ablegen müssen. Der Aufwand des Kubo beläuft sich jährlich auf achtzig Millionen. Wenn er auszieht, so begleiten ihn seine Unterkönige, der Hofstaat und das Regiment Garde, welches alles Leute von geprüften Verdiensten sind. Die Wassen sind gefehrt, und mit Sande bestreut, die Thüren und papiernen Fenster stehen offen, ohne daß sich jemand sehen läßt.

Die Politik nöthigt alle Vornehmen des Reichs, die den 700 Herrschaften von Japan vorstehen, 6 Monate in Jeddo zu residiren, und der Kayser erfährt alles, was bey ihnen vorgeht, durch einen Spion, den er jedem unter dem Titel eines Rathgebers zu giebt.

giebt. Ausserdem ist die Polizei in den grossen Städten Japans, wie in China, nur das in den Häfen wie in Nangasacki von den herumziehenden Arbeitseuten und singenden Matrosen, von denen, die die Stunden an Hölzer schlagen, und die ihre Waare zum Verkauf durch das Anschlagen an Metall oder Holz bekannt machen, von der Schaarwache und von den Bonzen, die ihre Götzen um die Tempel des Abends in Procession tragen, oder die zur Seelenruhe der Verstorbenen schlagen, läuten und singen, der Lärm ganz unbeschreiblich ist. Ubrigens ist Wohnung, Kleidung, Meublen und Beföstigung in Japan beynahe eben die, welche unter den Chinesern im Gebrauche ist.

4.

Landesverfassung in Japan.

Die Landstrassen sind in Japan so breit, dass man sich bey den vollreichsten Zügen mit Bequemlichkeit ausweicht: die nach der Hauptstadt reisen, halten sich zur rechten Hand, die abreisen, zur Linken. Auf jeder Seite stehen gradgerpflanzte Launen, und die nebenherlaufenden Gräben halten sowohl die Strassen rein als die Felder im Dünger. Überall sieht man Meilen- und Wegweiser, angenehme Gärten, kostbare Brücken, Posten und vortrefliche Wirthshäuser selbst mitten in den Wäldern. Am Ende jedes Grundstücks trifft man eine Säule, wie die Meilensteine der alten Römer an, und alle Scheidewege haben

Ihre Aufschriften an den Säulen. Wenn ein Vornehmer reist, so werden die Wege etliche Tage zuvor gescheut und die Grotten von Station zu Station mit Erfrischungen bereit gehalten.

Die Posten gehören dem Herrn jedes Districts. Die kaiserlichen Boten unterscheiden sich durch eine Glocke, die sie tragen, welchen allein die ordentlichen Posten ausweichen müssen. In den Posthäusern finden sich allezeit Tragsessel, Träger und Lohnbedienten. Die Sessel, in denen man sich tragen läßt, sind so bequem, daß man darinnen sitzen oder liegen kann. Die Seiten sind mit einem Gitter von Bambusrohr umgeben, und haben hinten und vorn ein Fenster. Die Reisenden zu Pferde legen die Beine entweder auf den Hals oder auf den Rücken des Pferdes. Die Sesselträger gehen auf der Straße ohne Beinkleider und tragen ihre Röcke bis auf den Gürtel aufgeschürzt.

Kein Wirthshaus in Japan ist beynahe ohne eine Menge von Mädchen, die alle Arten von Erfrischungen sehr angenehm zu empfehlen wissen. Aus dieser Ursache reisen viele Japaner mehr zum Vergnügen als aus Geschäften. Statt daß die Chineser eine Menge ihrer Mädchen bey der Geburt umbringen und wegschicken, halten es die Japaner vor menschlicher, ihre Kinder zur Erhaltung des gemeinen Vergnügens zu widmen. Der Preis ist nicht so hoch als in Persien, wo man sie zu 10 bis 20 Tomans findet, sondern von 6 Groschen bis zu höchstens 4 Thlr. und sie dürfen so gar Gefegmäßig nicht mehr nehmen. Eine muß allezeit des Nachts, wie in den Apotheken, auf die

Bes

Bedürfnisse der Vorbeyreisenden warten. Diese Mädchen finden, wenn sie ausgedient haben, immer noch Freyer.

Die Unordnungen dieser Art sind privilegirt, alle andere aber mit desto grösserer Strenge den reinlichen Gesetzen unterworfen. Uebertretungen bloßer Polizeiverordnungen werden mit dem Tode bestraft. Die Vornehmern erlangen die Vergnabigung, sich den Leib selbst aufschneiden zu dürfen. Eine der ärgsten Torturarten ist, daß man den Delinquenten eine so große Menge Wasser durch den Trichter einflößt, daß der Leib aufschwillt, da ihn alsdenn die Henkersknechte mit Beinen treten. Die Vornehmern werden auf eine wüste Insel verbannt, wo sie den Maulbeer und Seidenbau besorgen müssen.

Nichts ist so delikat, als die Art, mit welcher der kaiserliche Thee um Meako besorgt wird. Die ihn warten und einsammeln, müssen sich täglich zweymal baden, reinigen alle Tage die Theestauden, berühren sie nur mit Handschuhen, enthalten sich alles Gefälzen, und niemand darf sich dem Berge nahen. Wenn er zubereitet wird gießt man siedendes Wasser auf den Theestaub, denn aller Thee wird in Japan pulverisirt, und so lange umgerührt bis er schäumt und zu einem dünnen flüssigen Wesen aufgelöst ist. Japaner und Chineser trinken ihn ohne Zucker, so wie die Türken den Kaffee.

Außerdem ist der Saki, ein Bier von gegorrenen Reis, das gewöhnlichste Getränk der Japaner. Nirgend findet man mehr liederliche Dörter und

Schenken, als um die Pagoden, und besonders um die kaiserliche Pagode, welche Abends von unzähligen herumstehenden Laternen erleuchtet wird, die ihrer Stifter Namen tragen.

Der größte Theil der Städte hat weder Mauren noch Wälle. Die Gassen sind meistens schnurgleich und sind mit hölzernen Thoren am Ende versehen, die des Nachts allezeit und auch am Tage beim Auf- und Lauf verschlossen werden. Die adelichen Schlösser sind meistens an einem Flusse oder auf einer Höhe gebaut, sie sind mit verschiedenen Mauren und Wällen umgeben. Das Tafelwerk ist gemeiniglich von Ederholz, das Schnitzwerk stellt die Japanische Geschichte vor, und die Füllungen sind überall mit Gold und Lackwerk abgewechselt. Das Hauptwerk, das drei Stockwerk hoch ist, macht einen grossen viereckigen Hof, und ragt über die andern Gebäude hervor. Jedes Stockwerk ist durch ein kleines Dach abgesetzt, das um das ganze Gebäude herumläuft.

In der zweiten Ringmauer stehen die Häuser der Kapaliere, Secretaire, Aufseher und Officianten, und in der dritten die Wohnungen der Soldaten, Bedienten und Stallleute. Die Gärten, welche gemeiniglich sehr klein sind, befinden sich im Umfang der Mauren, sie sind mit buntfarbigten Steinen und Sand ausgeschüttet, und übrigens den Chinesischen in der Anlage gleich, von welchen schon gehandelt worden ist.

Man rechnet 600,000 Einwohner in Meako, und mehr als 2 Millionen in Jeddo. Sie soll 7
Stun.

Stunden in der Länge und fünf in der Breite haben. Der Pallast des Kubos mit seinen Gebäuden hat fünf Stunden im Umkreise, er begreift eine erstaunliche Menge von Gassen, Gräben, Kanälen, Höfen und Gärten. In der innersten Ringmauer steht der Wohnpallast auf einem erhabenen Platze mit Mauern und Bollwerken umgeben. In der Mitte ragt ein hoher Thurm von einigen Stockwerken hervor, der außerordentlich prächtig verziert ist. Gebogene Dächer und vergoldete Drachen, Gallerien und Balustraten verschönern sein Aeußeres. Innwendig hat der Audienzsaal den Namen von tausend Matten. Die Decken und Säulen sind von Ebern, Kampher- und Zesertholz. Der Fußboden ist mit weißen Decken mit goldenen Franzen eingefasst, das Schnitzwerk und die Lackirung an den Wänden überaus prächtig. Zwischen den andern Ringmauern residiren die Unterkönige, Statthalter und Kronbedienten mit eben so prächtiger Einrichtung, als im kaiserlichen Pallaste herrscht. Der Schatz und das Reichsarchiv sind mit kupfernen Dächern und eisernen Thüren versehen. So oft es donnert, begiebt sich der Kaiser unter ein Wasserbehältniß, weil man das Wasser als ein Verwahrungsmittel wider den Blitz ansieht.

Die Japaner tragen kein Bedenken, sich mit ihren Anverwandten, den ersten Grad ausgenommen, zu verheurathen. Kein Heurathsgut findet dabei statt, sondern der Bräutigam giebt den Aeltern der Braut eine gewisse Summe, als eine Entschädigung vor die Mühe der Erziehung, daher ein Vater desto reicher ist.

ist, je mehr er Mädchen auszuthun hat. Bei der Hochzeit ziehen beyde Theile mit Musik im Gefolge ihrer Anverwandten auf einen Hügel, auf dessen Spitze der Priapusgötze auf einem Altar steht. Der Bonze giebt die Verlobten zusammen, nachdem beyde ihre Fackeln an einer Lampe angezündet, und dem Ehestandsgott geopfert haben, denn bey ihnen hat jeder Stand, jede Beschäftigung und jede Klasse von Leuten, selbst die Thiere, wie bey den Römern, ihre Götter.

Die Verheurathung ist schon im zwölften Jahre gebräuchlich, und der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft. Die Ehescheidung ist hingegen desto leichter, weil die Japaner nur auf die Annehmlichkeit und nicht auf die Ewigkeit der Ehen sehen, und es vor uns vernünftig halten einen todten Körper an einen lebendigen zu binden, oder zwei Personen, die sich nicht vertragen, beisammen zu lassen. Die Erziehung, die Schaamhaftigkeit, die Treue gegen ihre Männer, und die Entziehung von allen Geschäften, die nicht das Vergnügen betreffen, machen das Japanische Frauenzimmer besonders lobenswerth.

5.

Festgebräuche der Japaner.

Wenn ein Mann von Stande begraben wird, so machen die Weiber den Anfang des Zuges, theils in Sänften, theils in weißen Kleidern und Schlegeln, gehend, und von Anverwandten und Kam-

mer:

merweibern begleitet. Ihnen folgen die gepuhten männlichen Anverwandten und die Bonzen in ihrem Ornat, in einer Art von Golddurchwirkten Chorröcken und schwarzen seidenen Mänteln mit langen Schweifen. Einige schlagen an metallene Becken, andere tragen Pechfackeln und papierne Körbe mit bunten Blumen, die sie im Schütteln wie einen Regen herunterfallen lassen. So oft dieß geschieht, rufen die Leidtragenden, als ob die Blumen vom Himmel fielen: „Der Verstorbene ist glücklich, er ist schon selig!“ Ihnen folgen Fahmenträger, auf deren Flaggen der Name des Gottes geschrieben ist, den der Verstorbene am meisten verehrt hat, grau gekleidete Fackelträger und ein großes Panier, nochmals mit des Göthen Namen.

Der Leichnam wird sitzend auf seinen Fersen in einer Sänfte getragen, mit unbedecktem Gesicht. Unter seinen Kleidern hat er ein papierenes Gewand, das mit allerhand Vagabundenfiguren bemahlt ist, und das die Bonzen sehr theuer verkaufen, weil es zur Seligkeit helfen soll. Des Verstorbenen Kinder folgen alsdenn in ihren schönsten Kleidern. Der Ort, wo der Verstorbene hingesezt wird, ist ein offener schwarz behangener Platz mit einer Mauer eingefast. Mitten auf diesem Platz ist eine Grube gemacht, aus welcher ein Scheiterhaufen zwischen zweien Tafeln hervortragt, davon eine mit Essen, die andere mit einer Kohlspeise bedeckt ist. Die Bonzen setzen den Körper auf den Scheiterhaufen, der Superior geht dreimal herum und schwenkt die Fackel, wobei er einige Gebete

sagt

her sagt, und wirft die Fackel auf den Scheiterhaufen; die andern Bonzen zünden ihn alsdenn an, werfen Spezereien darauf und bücken sich, wenn sie glauben, daß die Seele im Himmel angelangt ist. Das Verbrennen ist übrigens nicht durchgehends in Japan eingeführt, die Armen werden nur begraben, und die Priester, ehe der Patient stirbt, hinlänglich bedacht.

Nach Verlauf von 7 Monathen werden dem Verstorbenen neue Ehrenbezeugungen gemacht, so wie sie nach 7 Jahren auch wiederholt werden. Die Leidtragenden machen alsdenn einen unglaublichen Lärm mit Glocken, Becken und Trommeln, und die Weiber, Kinder und Bonzen heulen und schreien auf eine unerträgliche Art. Der Kaiser selbst feiert den Gedächtnistag seines Vaters sehr genau, und schenkt dem Gefangenen die Freiheit.

Man feiert gleichfalls in Japan ein Fest zu Ehren der Seelen, die noch in der Luft herum schwärmen. Die ganze Gegend wird durch unzählige Fackeln erleuchtet, man macht der Seele eine Menge Komplimente, man nöthigt sie auszuruhen, spricht mit ihr, und bedient sie mit Erfrischungen. In jedem Hause stehen Tafeln mit Pläßen vor die Verstorbenen und vor die Lebenden. Nach der Mahlzeit geht jeder, der Seele seines Anverwandten einen Besuch abzustatten, man begleitet sie alsdenn wieder fort, und damit sich nicht etwa eine Seele in einen Topf versteckt, so durchklopft man das ganze Haus, und wirft mit Steinen auf die Dächer. Im Trauerjahre um den Kaiser, darf

darf kein lebendiges Thier das ganze Jahr über umgebracht werden.

Ubrigens wird bey allen solchen Gelegenheiten Komödie gespielt, wo Farce, Trauerspiel, lustiges und Zauberey, Taschenspielerkünste und Verwandlungen von Opernmaschinen, Thierkämpfe und Riesenbataillen die gewöhnlichen Ingredienzen sind. Wenn man aber die Faschingslustbarkeiten und die Provenzelstänze, die Gebräuche des Frohnleichnamsfestes zu Aix und gewisse andere geistliche Aite damit vergleicht, so sieht man immer an den Japanischen Festen und Processionen nichts Außerordentliches, das Europa nicht eben so gut aufzuweisen hätte.





Von den Indostanern.

I.

Tracht der Indostaner.

Das Land, welches vom Mogol beherrscht wird und seit Tamerlans Zeiten die mahometanische Religion angenommen hat, wird von Mogoln, Persern, Arabern, Armeniern und Europäern bewohnt. Die Indianer dieses Bezirks sind überhaupt braunzelnb, die Mannspersonen stark und wohlgebaut mit breiten Gesichtern und schwarzen Augen: sie beschneiden sich den Kopf und das Kinn, behalten aber dennoch einen Knebelbart, wie die Perser. Die Weiber sind klein, gut gebildet, reinlich, gepuht in ihrem Anzuge und prächtig in ihrer Kleidung. Sie lassen die Haare auf die Schulter herunter fallen, und bedecken den Kopf mit einer kleinen Mütze, oder mit einem Gold durchwirkten Flor. Die Vornehmsten tragen Edelgesteine oder Perlen um den Hals, in den Ohren und an der Nase. Ausser ihrem Rock, der nur bis unter das dicke Bein reicht, tragen sie ein Hemde, das so kurz ist, daß es nicht über die Hüfte geht, einen leichten Uiberrock und sehr weite Hosen, die mit einer goldenen oder seidenen Schnur um die Gegend des Nabels zugebunden werden. Sie gehen mit bloßer Brust, und die Arme sind nur bis an den Ellbogen mit Bändern geschmückt. Ihre Schuhe

Schuhe sind ordentlich von rothen Rorduan, hinten platt und vorn spizig. Die Männer unterscheiden sich von den Persern durch die Art ihren Turban zu wickeln, sie lassen die beyden Enden von ihrer Leibbinde herunter hängen, welche die Perser hingegen in die Binde selbst stecken. Die Einwohner von Guzurate stecken ihre Dolche darein, die ohngefähr einen Fuß lang, und bey dem Griffe breiter, als an der Spitze sind.

2.

Religion der Indostaner.

Die Banjanen, welche ihre Nation seit vier tausend Jahren unvermischt erhalten haben, und die größte Parthey der Eingebornen ausmachen, erkennen zwar einen Gott, sie beten aber den Teufel an, von dem sie vorgeben, daß ihm die Regierung der ganzen Welt, und die Macht dem Menschen zu schaden anvertraut ist. Sie füllen daher ihre Tempel mit den Bildern des Verwüsters an. Sein Kopf ist mit einer dreysachen Krone in Gestalt einer Bischofsmütze über seinen vier Hörnern geziert, sein Gesicht ist fürchterlich und häßlich. Aus dem Munde gehen zwey Schweinsnauzen, ein häßlicher Bart bedeckt ihm das Kien: zwey Brüste hängen ihm bis auf den Bauch herab, und ein noch abscheulicherer Kopf als der erstere, nimmt die Stelle der Geburtslieder ein. Statt der Füße hat er Fägen, und hinten einen Küßschwanz. Dieses Ungeheuer steht auf einem

A

Stande

steinernen Tisch, welcher die Stelle des Altars vertritt. Auf der einen Seite ist Wasser hingeseht, um sich zu reinigen, und auf der andern Seite steht ein Klotz, die Opfer darauf zu legen. Der Priester verrichtet sein Gebet sitzend zu den Füßen des Götzen, steht hernach auf und holt ein Gefäß mit gelbem Wasser, welches mit Sandelholz vermischet ist, und worzu man einige Körner Reis thut, um die Stirne derjenigen damit zu bemerken, die mit ihm gebetet haben. Die Banjanen haben Tempel in den Städten, auf dem Felde, auf den Landstrassen, in den Wäldern und in den Gebirgen. Die einzige Zierde dieser Pagoden besteht aus Abbildungen des Teufels, die auf die Wände gemahlt und mit Lampen erhellt sind.

Die Braminen oder Priester des Brama, ihres vermeintlichen Statthalters Gottes, besorgen Kirchen und Schulen: sie verstehen sich auf die Zeichendeuterey und legen das aus, warum sie um Rath gefragt worden sind. Sie werden im ganzen Orient in so grossen Ehren gehalten, daß keine Heurath vollzogen wird, dabey man nicht den ersten Benschlaf der Bräute einem Braminen opfert, und die Vertraute zu ihm führt, um ihr die Jungferschaft zu nehmen. Die Braminen lassen sich für diese mühsame Uebernehmung bezahlen; sie verrichten, wie die Sklaven bey den Römern, den Dienst, der sonst dem Priap, oder bey andern Völkern dem Quivellinge gewidmet war. Die Männer, wenn sie verreisen, übertragen auch den Braminen das Vikariat bey ihren Weibern. Aus Furcht, irgend etwas lebendiges umzubringen, tragen

tragen diese Geistlichen, welche die Wanderung und Unsterblichkeit der Seele lehren; ein Tuch vor den Mund; zünden kein Holz; sondern Kuhmist zum Feuer an; bringen kein Insekt um; sollten sie auch lebendig vom Ungeziefer gefressen werden. Man zählt auf achtzig Sekten unter den Banjanen, deren jede ihre Priester; Tempel; Gebräuche und besondere Götter hat; sie können hauptsächlich unter diese vierer begriffen werden: Die **Centrowatzen**, die weder Paradies noch Hölle, sondern nur die beständige Wanderung der Seele glauben; sie sind an ihren bloßen Köpfen und Füßen kenntlich; und in der äußersten Verachtung von den andern Sekten: Die **Samarathen**, welche die zahlreichste Klasse unter den Soldaten, Kaufleuten und Künstlern ist; und viel von der chinesischen Religion angenommen haben: Die **Bisnoen** oder die dritte Klasse der Banjanen besteht aus solchen, die Loblieder auf ihren Gott **Ram-rani** absingen: Diese treiben den Handel und wählen dazu, weil sie wissiger sind als andere, die **Mogols** und **Europäer** zu Dolmetschern und Mäklern: Die vierte Klasse besteht aus **Gonghys** und **Sakirs**, Leute, die sich als Mönche, Einsiedler, Missionare und Propheten zur Profession machen; Gott auf eine besondere Art durch Verachtung des Lebens und des Vergnügens zu dienen. Sie halten für ein Glück, wenn sie ihre Speisen mit Kuhmist vermischt können; den sie für heilig halten. Sie haben nichts eigenes; gehen fast nackend; betteln nach; nehmen

aber an, was ihnen gegeben wird, ihre Kastenungen und Marten sind unglaublich.

Die Banjanen sind in ihren Häusern ungemein reinlich. Der Fußboden ist mit schöngewirkten Tapeten belegt, auf welchen sie mit kreuzweis gelegten Beinen sitzen. Sie sind leutselig, süßam, höflich, gärtlich und gegen Fremde redlich. Die Gelehrten unter ihnen geben Wechsel, Kaufleute mit Juwelen, Wäfler, Schreiber, Rechenmeister und Dollmetscher ab. Ihre Kramläden sind schön, und ihre Vorrathshäuser reichlich versehen; sie verkaufen aber nach den Grundsätzen ihrer Religion, weder Fleisch noch Fische, noch sonst etwas, das Leben gehabt hat: ihre Häuser sind schön, bequem und mit kostbaren Hausrath versehen.

Ausser ihnen sind die Kasbuten eine der vornehmsten Sekten und Völkerschaften der Banjanen, sie machen ein besonderes Volk aus, das keine Oberherrschaft erkennt. Sie wohnen auf den Bergen und vertheidigen sich wider den Mogol. Die Gemüthsart der Kasbuten, die bloß vom Naube leben, ist von den übrigen Mogolen unterschieden. Sie sind süß, hitzig und ungestümm, und haben keine andere Handthierung als den Krieg. Sie verachten den Tod, und besitzen eine Unererschrockenheit, die alle Proben aushält. Sie schonen nichts als die Thiere, besonders die Vögel, die sie sorgfältig warten, weil sie glauben, ihre Seelen wären besonders bestimmt, einst in diese Körperchen zu fahren. Ihre Tapferkeit ist durch ganz Indien so berühmt, daß der Große Mogol und
 die

die meisten andern Fürsten des Landes, sie in ihren Armeen gebrauchen.

Die Parsen oder Gauren, welche durch den Feuerdienst als eine der ältesten persischen Kolonien seit Abubekers Zeiten in Indostan berühmt sind, unterhalten das Feuer sorgfältig in ihren Häusern, und sehen als ein Verbrechen an, ein Licht oder eine Lampe auszulöschen. Sie erstickten das Feuer, wenn eine Feuersbrunst entstanden ist, bloß mit Erde, niemals mit Wasser. Die Kapellen und Heerde in ihren Häusern sind ihnen statt der Tempel. Ihre Häuser sind klein, finster und schlecht mit Hausrath versehen. Sie wohnen gern beisammen, und wählen den Anscheinlichsten unter sich ihre Streitigkeiten beizulegen, und klagten niemals vor andern Richtern. Sie tranken Wein und essen, ausgenommen Kuh- und Schweinefleisch, alle Arten von Fleischspeisen. Die Gauren sind die geizigsten Leute von der Welt, und ob sie gleich einen Abscheu vor dem Diebstahl haben, so sind sie doch im Handel schelmisch und betrügerisch. Der Tobacksbau und Tary oder Palmweinhandel bereichert sie am meisten.

3.

Gebäude der Indostaner.

Die Mogolen sind, wie die Perser, Anhänger der Sekte des Ali, nur daß sie den Koran auf andere Art erklären. Während des Ramadans, beobachteten sie eine sehr strenge Fasten von 30 Tagen,

sie beten fünfmal des Tags, beobachten treulich das geschliche Waschen, die Feyer des Frentags und alle übrige Gebräuche der Mahometaner. Ihre Moscheen sind sehr niedrige Gebäude in Form eines Vierecks, sie haben ein plattes Dach und Wände von einer ausnehmenden Weise. Diese Tempel sind mit schönen Säulen umgeben, zu welchen oft verschiedene Häuser gehören, die zur Unterhaltung der Moscheen vermietet, oder vom Imam und dem Nullah bewohnt werden, deren einer gleichsam der Pfarrer und der andere der Vikarius dieser Kirche ist. Einige steinerne Grabmäler und ein sehr niedriger Predigtsstuhl, ist der ganze Zierrath dieser Tempel, denn die Indostaner leiden, wie die Türken, weder Bildsäulen noch Gemälde. In der Nachbarschaft ist ein Brunnenn, wo sich die mahometanischen Mogols das Gesicht, Hände und Füße waschen, ehe sie in den Tempel gehen. Es sind in Agra auf acht hundert öffentliche Bäder, davon der Mogol beträchtliche Summen jährlich zieht. Man rechnet auch über 30 Karavansereien, in welchen die Fremden umsonst bewirthet werden, die meisten von diesen Herbergen sind drey Geschos hoch, mit Gewölbern, Ställen, breiten Gallerien und langen Gängen, auf welchen man in die Zimmer kommen kann.

Das merkwürdigste Gebäude in Agra ist der Kaiserliche Pallast. Er ist mit einer doppelten Mauer umgeben, darinnen von Ort zu Ort Erhöhungen vor kommen, darauf kleine Wohnungen für die Kriegsbedienten des Kaisers gebaut sind. Das übrige der

Festungswerke besteht in einem grossen Graben und Zugbrücken, welche vor jedem Thore angebracht sind. Das erste dieser Thore, in welchem zugleich der Befehlshaber wohnt, ist ein langes und finsternes Gewölbe, aus welchem man in den Hof kommt; die gegenüber stehende Gallerie ruht auf dreyn Aehnlichen Säulen. Mitten in diesen ist eine Bilderblinde in der Mauer, dahin der Kaiser mittelst einer verborgenen Treppe kommen kann, und wenn er darinnen sitzt, so sieht man ihn nur bis an den halben Leib, wie ein Brustbild. Als denn hat er seine Wache bey sich, weil alle Seiten dieser Vertiefung unzugänglich sind. Er hat nur einen Verschnittenen bey sich oder eines von seinen Kindern, welches ihm Wind zuweht. Seine Hofleute halten sich indessen in der grossen Gallerie auf. Die Seitengänge sind schmaler und niedriger, wo Zimmer für die Leibwache angelegt sind. Auf diese folgt der Divan, wo der Kaiser seinen Unterthanen Recht sprechen läßt. Auf der Seite ist ein anderer Saal, worinnen der oberste Minister die Befehle und Verordnungen ausfertigt und versiegelt, es werden auch die Originale davon daselbst aufgehoben. Das kaiserliche Gemach ist in einem andern Hofe, man gelangt durch ein Thor dahin, wovon man so grosse Achtung hat, daß ausser den Prinzen von Geblüte alle andere Herren genöthigt sind, davor abzustiegen und zu Fuße hinein zu gehen. In diesem Reviere wohnen die Weiber, welche vor den Monarchen singen und tanzen. Das Innwendige glänzt von Gold und Edelsteinen. Der Kaiser begiebt sich alle Morgen an einen anges

nehmen Lustort nach dem Flusse zu, um die Sonne bei ihrem Aufgang zu grüßen, und die Großen des Reichs kommen dahin, um ihre Aufwartung zu machen. An eben diesem Orte sieht er auch dem Gesetze der Elephanten, Stiere, Löwen und anderer wilden Thiere zu, ein Zeitvertreib, den er sich täglich, ausser des Frentags nicht, zu machen pflegt.

Durch ein anderes Thor kommt man in den Saal, wo die Wache ist, und durch diesen Saal in einen gepflasterten Hof, an dessen Ende ein silbernes Gatter ist, zu welchem sich das Volk nicht nahen darf. Durch dieses Gatter kommt man in das Thronzimmer, über welchen ein Gang ist, wo sich der Kaiser oft zeigt, um die Klagen derjenigen anzuhören, denen Gewalt geschehen ist. Man zieht eine kleine goldene Glocke, um den Monarchen davon zu benachrichtigen.

Zu Jehannabar oder der alten Hauptstadt des Landes, die sonst Delly hieß, steht, so wie in allen Städten, ein kaiserlicher Pallast. Der Divan wird von 32 Marmorsäulen unterstützt, und das Innwendige ist mit blauen und goldenen Blumen bemahlt. Mitten in diesem erhöhten Saal setzt man den Thron des Kaisers, wenn er Gehör giebt. Er hat die Gestalt eines Säulenbettes, und ist ganz mit Edelgesteinen bedeckt: wenn sich der Kaiser darauf setzen will, so wird eine prächtige Decke drüber gebreitet. Er steigt auf drei kleinen, zwei Fuß langen Stufen hinauf. An der einen Seite erhebt sich ein großer Sonnenschirm, der an einer Piste befestigt ist, und an den Säulen des Bettes, hängen die

Wais

Waffen des Monarchen, sein Säbel, Bogen, Köcher und Pfeile. Am Ende dieses Hofes, von der Seite, welche an den Divan stößt, hat man einen Raum von zwanzig Schuhen ins Gevierte gelassen, welcher mit einem silbernen Gitter umgeben ist. In den vier Ecken dieses Bezirkes halten sich die Staatssekretaire auf. Um das Geländer stehen die Großen des Reichs und die Spielleute, welche sogar während dem Verhör nicht aufhören zu spielen, aber so gedämpft, daß der Klang davon die ernsthaftesten Geschäfte, welche die stärkste Aufmerksamkeit erfordern, nicht unterbricht. So lange der Kaiser auf dem Throne sitzt, hat er allezeit einige Große des Hofes oder einige von seinen Kindern um sich. Zwischen elf und zwölf Uhr des Mittags kommt der erste Bezier und trägt ihm alles das vor, was in der Gerichtsstube, wo er den Vorsitz hat, vorgekommen ist, und so bald er seinen Bericht abgestattet hat, erhebt sich der Kaiser und begiebt sich in sein Gemach; so lange er auf dem Throne sitzt, darf niemand aus dem Pallaste weggehen.

4.

Aufzug des Kaisers.

Wenn der Kaiser sich nach der Moschee begiebt, so wird ein großes Reich vor die Stufen des Tempels gezogen, damit ihn die Elephanten nicht entheiligen. Ehe der Monarch aus dem Pallaste geht, werden die Gassen, durch die er zieht, mit Wasser besprengt.

sprengt, um den Staub zu löschen und die Luft zu erfrischen. Zwen oder drey hundert Mann von seiner Leibwache stellen sich in eine doppelte Reihe, um ihn zu erwarten, und eine gleiche Anzahl anderer besetzt die zwen Seiten einer großen Strasse, welche nach der Moschee zu geht. Einige Reuter in einer Entfernung vor ihm machen Platz. Der Monarch sitzt auf einem reich gezierten Elephanten, unter einem prächtigen Himmel: bisweilen sitzt er auf einem von Gold und Azur glänzenden Thron, der auf einem Tragsessel steht, welcher mit Scharlach oder Goldstick bedeckt ist, und von acht auserlesenen und prächtig gekleideten Männern auf den Schultern getragen wird. Eine Menge von Großen zu Pferde und in Valentins geben diesem Zuge ein herrliches Ansehen. Wenn sich der Mogol aus der Stadt zum Spazierritte begiebt oder auf die Jagd geht, so wird er von zehen tausend Mann begleitet, vor denen über hundert Elephanten gehen, welche mit prächtigen Decken von Scharlach, Sammt und Brokat geziert sind. Auf jedem der acht ersten Elephanten sitzt ein Pauker, auf den übrigen aber allezeit zwen Personen, der eine lenkt den Elephanten, indem er ihm die Stirne mit einem eisernen Haken berührt, der andere hält eine seidene mit Gold und Silber gestickte Fahne in der Hand. Der Kaiser selbst sitzt entweder in einem mit zwen Ochsen bespannten Wagen, oder er läßt sich in einem prächtigen Palankin tragen, oder reitet auf einem persischen Pferde. Seine Officiere folgen hinter ihm her, und fünf oder sechs hundert Elephanten, Kameele oder mit Gärth belad

beladene Wagen schliessen den Zug. Man schätzt bloß die Einkünfte von den Domainen des Mogols, jährlich auf mehr als 200 Millionen Livres, und noch eine größere Summe zieht er aus dem Kopfgelde, das ihm die heidnischen Indianer geben müssen, aus den Zöllen, aus den Bleichen, aus dem Verpacht der Diamantgruben, aus den Auflagen auf die Seestädte, aus der Erbschaft von den Ministern und Generals etc.

I:

Kriegsmacht von Indostan.

Die zahlreiche Mannschaft, welche der Mogol beständig im Sold erhält, macht ihn zum furchtbarsten Monarchen, so wie er der reichste an Einkünften unter allen ist. Der Kaiser mag sich aufhalten wo er will, so hat er allezeit eine Wache von 50,000 Mann zu Pferde bey sich, und die Zahl der Fußgänger ist noch einmal so stark. Der Platz, den das kaiserliche Lager einnimmt, wenn der Monarch nicht zu Delly oder Agra ist, übertrifft die größten Städte Europas. Der ansehnlichste Theil, woraus die Leibwache besteht, ist derjenige, welchen man die Sklaven des Kaisers nennt. Er besteht aus 4000 Mann, meistens Kadetten, aus denen die Armeeofficiers genommen werden, sie sind alle an der Stirne bezeichnet: ausser ihnen sind die Leibwachen des goldenen, des silbernen und des eisernen Streifkolbens. Die Omras oder Generallieutenants haben jezen tausend

sind Thaler zur Löhnung, und müssen davor einen Elephanten und 250 Reuter zu des Kaisers Diensten erhalten, darzu ihnen der Kaiser einige herrschaftliche Güther anweist. Die Verdienste bestimmen den Vorzug; die Geburt gilt hier so, wie in Persien, China und in der Turkey, nichts.

Man setzt die Zahl der Reuteren auf 300,000 und das Fußvolk auf sechsmal hundert tausend Mann, ausserdem müssen die Provinzen in Kriegszeiten noch doppelte Mannschaft stellen. Die Haufen sind sehr ungleich, es giebt Kompagnien zu 300 bis 2000 Mann. Die meisten Pferde kommen aus Arabien, Persien und vornemlich aus der Tartaren; die mongolischen sind starr, scheu und ohne Muth. Die Reuter sind mit einem Bogen, einem Pfeilschöcher, Wurffspieß und Säbel nebst einem Dolch bewaffnet; sie haben ein kleines Schild beständig am Halse hängen. Das Fußvolk bedient sich der Muskete, bisweilen auch des Bogens und der Pfeile, nebst einer zehen bis zwölf Fuß langen Pike, doch haben sie nicht gleichen Ruhm der Tapferkeit, als die Indostanische Reuteren.

Das Geschütz des Kaisers ist zahlreich, die Stücken sind sehr alt, und jedes hat seinen besondern Namen. Der Kaiser verrichtet bisweilen sein Gebet im Zeughaufe, wo alles von Gold und Edelgesteinen glänzt. Die Elephanten machen einen wichtigen Theil der Armee aus: man setzt ihre Zahl auf mehr als vierzehn tausend, davon einige in des Kaisers Ställen, andere in den Häusern der Großen sind, und davon

davon keiner unter zehn Thalern täglich erhalten werden kann. Man füttert sie mit Getrande, Butter, starken Getränken und Zucker, und jeder Elefant hat wenigstens zehn Slaven zu seiner Bedienung. Sie werden abgerichtet zum Niederfallen, zum Knien, zum Kämpfen mit wilden Thieren, zur Nachahmung der Thiertöne, der Löwen, der Ochsen, der Tiger und so gar Trompetenlaut von sich zu geben; sie wissen bisweilen das Todesurtheil an Menschen vollziehen, sie theilen vermittelst des spitzigen Eisens, das ihnen an den Zähnen befestigt wird, den Leib eines Menschen, zerreißen ihn in Stücken und zerstreuen seine Glieder. Die Pracht ihrer Decken macht den größten Staat in des Kaisers Aufzug aus, und die Statthalter bestreben sich, ihm in Allem zu gleichen.

Die Serais der Reichen und der Statthalter in den grossen Städten sind mit einer Menge Weibern angefüllt, von denen jede ihr eigenes Zimmer, ihre Slavinnen und alle Bequemlichkeiten hat, die sie sich nur wünschen kann. Der Unterhalt der Sklaven besteht in nichts als Reis, und beträgt jährlich kaum sechzehn bis zwanzig Thaler. Wenn die Indostanischen Frauenzimmer ausgehen, so fahren die Reichen in einem zugemachten Wagen, oder lassen sich in einem Palankin tragen, wenn sie nicht reuten wollen. Nur die Armen und öffentlichen Weibspersonen gehen zu Fuß, und zeigen sich mit aufgedecktem Gesicht. Die Palankins sind eine Art von Sänften, die sechs bis sieben Schuhe lang, dreie breit, und rings um mit einem kleinen Gitter umgeben sind. Sie wer-

den

den von einer langen Stange erhalten; welche vier, sechs oder acht Mann, nachdem die Reise lang ist, tragen, welche in einer Linie die Helfste vorn und die Helfste hinten gehen. Auf diesen Tragsesseln können viele Personen sitzen oder liegen. Die Träger gehen barfuß und lösen sich ab. Spielleute, Soldaten, Köche und andere, die Lebensmittel, Zelte und Reisegeräte tragen, gehen zu Fuß und umgeben die Säufte, denn das Futter für die Thiere ist so theuer, daß nur Fürsten im Stande sind, in ihrem Gefolge Pferde, Ochsen und Kameele zu haben.

Der Kaiser hat allezeit zwey Häuser Zelter, welche wechselsweise aufgeschlagen und abgebrochen werden, damit er wieder ein anderes zubereitet findet; wenn er eins verläßt. Jedes von diesen Zeltern wird mit sammt seinem Geräthe von vielen Elephanten, Kameelen, Maulseeln und Sklaven getragen, dazu kommt noch das kostbare Hausgeräthe, Gefäße und Auszierung seiner Zelte.

6.

Charakter der Indostaner.

Ihre Gefinnungen sind edel, ihre Sitten gefällig, ihre Aufführung höflich, ihr Umgang geistreich und angenehm. Ob sie gleich durch des Mogols despotische Gewalt sehr geschwächt sind; so behalten sie doch einen Theil des Tartarischen Muthes ihrer Vorfahren, und der Ruhm Tamerlans belebt in ihren Herzen den Geist der alten Tapferkeit, welche sie zu einer der furchtbarsten Völkerschaft von Asien mach-

machte. Das Volk ist meistens gut gewachsen, lang von Gestalt und von starkem Temperament. Das Frauenzimmer ist schön, und würde noch schöner seyn, wenn der Gebrauch des Betels und das Schwarzfärben der Zähne nicht zur Mode bey ihnen gehörte. Sie sind prächtig in ihren Kleidern, weniger hingegen im Aufputz ihrer Zimmer. Außer den Pallästen der Großen haben die Häuser der Reichsten ordentlich nur Mauern von Thon und gemeiner Erde, welches mit einander vermengt, und mit Kalk und Kuhmist verküttet ist, um das Ungeziefer abzuhalten. Man überweist diese Wände mit einer Vermischung von Kräutern, Milch, Zucker und Harz, welches einen ungemeinen Glanz giebt. Ubrigens sind die Palläste weitläufig, und haben viele räumliche und bequeme Gemächer von schönen Gärten, mit Blumen und Küchengewächsen, Baumgängen, Lustwäldchen, Wasserbehältnissen, grünen Lauben, Bogengängen, kostbaren Bädern, Pyramiden und allem, was zur Pracht und Bequemlichkeit dienen kann, umgeben, so, daß das Ansehen von Agra oder Delly, Ispahan oder Konstantinopel gleicht. Bey dem Eingang der Häuser sind Arten von Vorgebäuden angebracht, worunter die Waagen ausgelegt werden, und wo man Besuch an-
nimmt.

Wohnung und Kleidung.

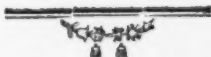
Eben so sind die Palläste der Statthalter beschaffen. Ein großes vorgerücktes Dach auf vier Säulen ruhend, stellt einen Saal vor, in welchem sie Vehör geben. An Tagen, die feyerlich sind, werden Fackeln angezündet und die Palläste erleuchtet. Die Häuser gemeiner Leute sind nur von Erde und Stroh mit Kuhmist überzogen. Die Dächer sind flach, niedrig und mit Schilf gedeckt. Sie haben weder Keller noch hohe Zimmer; an den Thüren sind weder Schlösser noch Riegel, es gehen nicht einmal Fenster auf die Gasse heraus, welches sie sehr traurig und dunkel macht. Die Oefnungen an den Seiten sind ohne Glas. Ob aber gleich das Aeussere ganz Prachtlos ist, so lieben die Mogolen die innere Niedlichkeit desto mehr. Man sieht überall kostbare Teppiche, Lackirungen, Bekleidungen und Aufsätze von Porcelain, goldene und silberne Gefässe, und alles, was die morgenländische Weichlichkeit und Pracht jemals Ausgesuchtes und Schönes denken kann.

Es ist etwas edles in ihrer Kleidung, sie ändert sich aber mit jeder Landschaft. In den am meisten gegen Morgen gelegenen Provinzen tragen die Mannspersonen Röcke, welche bis auf die halben Beine herunter hängen, und von oben bis unten mit Schleifen zugebunden sind. Unter diesem Uiberkleide haben sie eine leichte Weste von Baumwolle oder Seide, die ihnen statt des Hemdes dient, und bis über die Hüfte geht.

geht. Ihre Beinkleider sind oben sehr weit und unten enge, falten sich auf den Schenkeln, fallen bis auf die Knöchel herunter, und machen bis auf die Schuhe die einzige Bekleidung der Füße aus. Ihre Schuhe sind sehr weit von rothen vergoldeten Leder und ohne Riemen, damit sie leichter ausgezogen werden können, denn die Indostaner treten niemals in die Zimmer mit Schuhen, um die Teppiche zu schonen. In den benachbarten Ländern von Persien, tragen sie die Röcke offen, sie schlagen sie aber unter dem linken Arme über einander, und lassen die beiden Enden ihres Gürtels herabhängen, den sie vorn jubinden, und welcher gewöhnlich von rother Seide mit weißen und goldenen Streifen ist. In diesen Gürtel stecken sie ihren Dolsch, dessen Gefäß entweder von Gold oder mit Steinen besetzt ist. Der Turban ist von einem Stücke sehr feinen Musselin, welches einigemal um den Kopf gewunden ist. Die Priester tragen weißbaumwollene Röcke.

Das Unterkleid des Mogolischen Frauenzimmers besteht aus einem Stücke Musselin, welches sie drey oder viermal von dem Gürtel bis auf die Füße winden: unter diesem Tuche haben sie den Mannspersonen ähnliche Hosen. Außer dieser Bekleidung gehen sie zu Hause am Kopf, Armen, Leib und Füßen bloß. Wenn sie ausgehen, tragen sie einen Leibrock mit einer Binde und einen Schleier, doch alles so durchsichtig, daß man Achseln und Brust beynahe bloß sieht. Außerdem tragen sie eine Menge Halsgeschmiede, Ringe, Armbänder, goldene, silberne, elfenbeinerne, Kristal-

lene, lackirte Zirkelringe um den Hals und in den Ohren, so gar an der Nase. Sie haben eine große Neigung zum Schachspiel und zur Musik, die mit außerordentlich langen Hautbois und messingenen Pauken gemacht wird. Die Veränderung, welche kürzlich von den Persischen Monarchen, Thamas-Kuli-Kan in Indostan herrührte, hat den Stolz dieses Hofes sehr gedemüthigt, und die Audienzceremonien sind den Persischen Gesandten erlassen worden.



Von den Isländern.

Die Norwegische Kolonie, welche dem eifö, deckten Lande den Namen Eifland oder Jorland gegeben hat, bewohnt das alte Thule, welches die Alten das Ende der Welt nannten, und das noch England die größte Insel um Europa ist. Jeder Weirhof ist einzeln gebaut, und man kennt in diesem Eulande keine Dörfer. Die Volfane, welche die Gegend um den Heekla und Krafle mit einer düngenden Asche überdeckt haben, und seit 60 Jahren statt des Feuerabbruchs nur lebende Wasserquellen hervortreiben, haben den Ackerbau erleichtert, und die Viehzucht bequemer gemacht, denn die Kühe, die von diesen Quellen trinken, nachdem das Wasser verflücht ist, geben mehr Milch, als gewöhnlich. Man kocht das Essen in diesen Quellen, indem es in Töpfen hinein gehangen wird.

Diese Insulaner leben beynahe bloß von Fisch und von Habergrübe. Ihr Trank Syre, wird von Molken gemacht, der außerordentlich scharf und sauer ist. Die Erziehung ist sorgfältig in Joland, und die meisten sind daher gesunde, starke und schön gewachsene Leute, die abgehärtet, arbeitsam, gesund und lange leben. Diejenigen, welche sich der Beschwerlichkeit der See zu sehr und zu lange aussetzen, verfallen dennoch in ein zeitiges und krankhaftes Alter, wie man dies auch an den gequältesten Norwegern des

Engländern bemerkt, die sich durch den Bergbau die Lebenskräfte entziehen. Der Joländer Anzug ist der Matrosentracht ziemlich gleich, nur daß sie einen schwarzen Uiberrock tragen, die der Jesuitenkleidung ähnlich ist.

Die Wohnungen sind mit runden Oefnungen versehen, durch welche das Licht fällt, sie sind mit durchsichtigen Pergament überzogen, die reichern allein haben Glasfenster in ihren Besuchzimmern. Die Bauart ist wegen des wenigen Zimmerholzes, meistens von Lehm und Lannengeslechhte. Nur die Betten sind unter dem schlechten Hausrath, wegen der Wasservogelfedern und des Eiderduns, vorzüglich gut. Die schwarze Pest hat Joland in der Mitte des 16ten Jahrhunderts so entvölkert, daß man jetzt kaum 30000 Einwohner zählt.



Von den Italienern.

Das Schicksal scheint dieses Volk zum Beweis bestimmt zu haben, daß alles, was die Vollkommenheit berührt, am Augenblick seiner Vernichtung grenzt, und daß jede Ueberspannung die entgegengesetzte Wirkung hervor bringt. Da, wo vormals die Königin der Städte mit majestätischen Blick über alle Theile der Welt wegschaute, die der Sieg der heroischen Römer wurden, sind jetzt, durch eine traurige Umwandlung aller Dinge, die Spuren der ehemaligen Größe selbst erloschen. Es ist nur noch *magni nominis umbra* von allem vormaligen Großen übrig geblieben. Tapferkeit, Beredsamkeit und Geist der Freyheit, worauf sich das unermessliche Gebäude des seit Jahrtausenden Weltherrschenden Roms gründete, wird im heutigen Rom mit Füßen getreten, wo Unwissenheit, Trägheit und Kleinmuth immer allgemeiner werden. Nur der Stolz, die Ruhmsucht, die unumschränkste Eitelkeit, der *Catilinatische* unter der Asche glimmende Geist, der gegenseitige Haß der italienischen Nationen unter einander, der grenzenlose Geist, eine mehr als chinesische Ceremoniensucht; dieß sind Eigenschaften, welche aus der ersten Kolonie Roms übrig sind, die sich durch Gewalt, Mord und Raub, auf den sieben Hügeln gründeten, und ihrer Besiegung, Verbrennung, Plünderung und Verheerung ungeachtet, nur immer prachtvoller aus ihrer

S 3

Asche

Ähne wieder hervornachsen. Aristokratie und Demokratie drücken ein Land gleich schwer, das sich zu erholen zu unfähig, zu arm, und selbst zu sehr von der Regierung gehindert ist. Alle große Fähigkeiten, die den neuern Italienern eigen sind, werden durch Tyrannen und Fanatismus so erstickt, daß sie entweder ganz unthätig bleiben, oder nur auf fremden Boden reifen können. Ausser Lucca und Marino ist kein Staat in Italien, wo das Wohl des gemeinen Wesens die Regierung beschäftigt.

Kurz vor der Epoche der wiederauflebenden Wissenschaften in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, waren die Italiener durch ihre außerordentliche Art Krieg zu führen, der Gegenstand eines allgemeinen Gefördes geworden. Wenn ihre kleinen Fürsten uneins waren, so schickten sie ihre Armeen und Generale aus, die zu einander kamen, und sich freundschaftlich verglichen, wo sich beide Theile ohne Blutvergießen eine Schlacht liefern konnten. Die Ubertunft der Spanier, Franzosen und Teutschen machte diesen friedfertigen Prozeduren ein Ende. Die spanischen und französischen Höfe wurden Pflanzschulen der Politik, deren Quelle in Rom von je her war, sie ward aber nur in so fern mächtig, als sich das Wohl der einen auf das Unglück der andern gründen konnte.

Italien durch den Ubergang der Griechen gelehrt, die durch die türkischen Waffen nach diesem Pflanzort der Künste verjagt wurden, erweckte Architektur und Bildhauerkunst, welche in kurzen die Gestalt von ganz Europa erneuten. Musik und
Rahs

Mahlerey, so wie Politik und historische Kunst, wurde der Grund zum Stolz einer Nation, die von jeher die stärkste Dankbarkeit anderer Völker verdiente. Bald aber wurden die Lehrer von Teutschen, Engländern und Franzosen so übertroffen, daß man heutiges Tages nur noch, um die Alterthümer zu bewundern, nach Italien reist.

Alles, was zur bürgerlichen und geistlichen Regierung gehört, ist in den Händen der Geistlichkeit. Den Titel eines Mitglieds des heiligen Kollegiums zu verdienen, so groß auch der Aufwand, und so eingeschränkt die Vorzüge sind, ist jetzt eben so sehr der Gegenstand aller Wünsche und Bemühungen, als der Titel Imperator bey den Alten. Man behält noch das S. P. Q. R. auf den Aufschriften, so wie die Gesetze der Annona bey, so wenig sich beydes mehr auf das jetzige Verhältniß von Rom schicken kann.

Die Pracht der Geistlichkeit übersteigt die Pracht aller andern vornehmen Personen in den meisten Theilen Italiens, besonders im Kirchenstaat, wo mit ihrer Größe gewisse besondere Vorrechte verbunden sind, deren andere, auch die reichsten, nicht theilhaftig werden können. Der Vorrang wird ihnen von jedermann gegeben, die allgemeine Ehrerbietung ist um desto größer, da das Betragen der höhern Geistlichen außerordentlich sanft und leutselig ist, und mehr Ehrerbietung als Furcht einzulösen sucht. Die untere Geistlichkeit folgt dem Beyspiel der obern, und ist eben so höflich und willfährig. Sie vermengt sich nie mit Dingen, von denen sie einsieht, daß nichts als Haß

erwachsen würde, und schlägt sich nur da ins Mittel, wo sie weiß, daß ihre Mediation willkommen und von Nutzen seyn wird.

Das Reisen ist in vielen Theilen von Italien eine sehr beschwerliche Sache, da ihre Wirthshäuser, die grossen Städte ausgenommen, Sige der Dürftigkeit und Unbequemlichkeit sind, und zwar um Rom und Neapel beynahe eben so schlecht, als in Spanien versehen werden, wo die Neugier die meisten Fremden am öftesten hinlockt.

Die Meublen der besten Zimmer in grossen Pallästen, die so sehr durch ihr blendendes Aeusserliche reizen, sind oft lumpicht, altmodisch und abgetragen. Ihre öffentlichen Ergötzungen sind nicht von der Art, daß sie einen englischen oder französischen Gann reizen, der etwas mehr verlangt, als was bloß die Augen oder Ohren weidet. Man giebt der niedrigsten Bouffonnerie, (in eben dem Lande, das allen Nationen die dramatische Kunst lehrt,) die in andern Ländern der unterste Pöbel nicht vertragen kann, den Namen der Komödie. Concertis machen die Seele dieser Probinden aus, die die Ohren der Menge kitzeln, welche von der Schönheit der Musik, die sie begleitet, eingenommen, Verstand und Verdienste erlassen.

Es giebt in Italien eine Art von Wesen, die in den übrigen Theilen von Europa völlig unbekannt sind, und die, so neu auch ihr Ursprung ist, dennoch eine Veränderung in der Gemüthsart und den Sitten der Italiener hervorgebracht haben, die sie gewissermassen zu einem ganz andern Volk macht, als sie noch

ver hundert Jahren seyn konnten. Diese Wesen sind unter dem Namen *Cicisbees* sehr bekannt; sie sind Substituten der Mannspersonen, die in den ehelichen Stand getreten sind, und deren schöne Genossen mehr Verpfändung verlangen, als sie ihnen gewähren wollen, oder ihrer Geschäfte wegen können. Die größte Sorglosigkeit der Männer ist jezo an die Stelle der heftigsten Eifersucht getreten.

Die Liebe findet in Italien unter den Großen bey nahe nichts, als Gleichgültigkeit. Diese unschuldige und empfindsame Leidenschaft, welche die strengste Tugend bekräftigt, ist fast unter ihnen erloschen. Die niedrigen Bewegungsgründe, welche zur Schande der meisten Nationen, so viel ungerechten Einfluß auf ihre ehelichen Verbindungen haben, gehen unter den Vornehmen in Italien noch weit mehr im Schwange. Ein italienisches Mädchen von Geburt und Vermögen, nachdem sie in dem Kerker eines Klosters erzogen worden, wird hervor geführt, ihr Endurtheil zu hören, und wie ein Opfer zum Altar geschleppt, um da ein Opfer eines Mannes zu werden, den sie kaum von Gesichte kennt. Man sieht nichts von dem gefälligen Eifer eines Liebhabers, nichts von dem einnehmenden Bezeigen der Zuneigung, es findet kein Zwischenstand der Bewerbung, und folglich keine Gelegenheit statt, eine Neigung zu erwecken; daher sind alle eheliche Verbindungen der Grund zum *Cicisbeere* und zu Niederträchtigkeiten; und so viele Vorzüge die schönen Italienerinnen besitzen, so wenig sind sie fähig und geneigt, Fremde aufrichtig zu lieben.

Karl der fünfte, dessen tiefe Menschenkenntniß sich mit der Vergleichung der Charaktere so gern beschäftigte, sagte oft, daß die Italiener nicht bloß dem Scheine nach, sondern auch in der That klug und bedachtsam wären, dahingegen die Franzosen ihre Weisheit unter dem Scheine der Thorheit verbergen, und die Spanier unter der Maske der Weisheit die größten Fehler begingen. Die Italiener gehen gerade den Mittelweg. Sie haben weder das Uebercilte der Franzosen, noch das feyerliche Wesen der Spanier, sondern sind, ihre übertriebene Lebhaftigkeit und Pöffen in öffentlichen Neben ausgenommen, heute von einem vernünftigen und gemäßigten Betragen.

Nur ihre Furchtsamkeit, die sie in öffentlichen Angelegenheiten bezeigen, ist daran Schuld, daß sie ungeachtet der Vortheile, die ihnen die Natur in die Hände gegeben hat, so viele Jahrhunderte ihr Land beständig von Ausländern haben tyrannisiren lassen. Kein Theil von Europa ist durch seine Lage besser gegen Feinde verwahrt, und doch keines öfter angefallen worden. Der Mangel an Entschlossenheit ist es, der sie hindert, sich von den beschwerlichen Gästen aus Spanien, Frankreich und Italien, zu befreien.

Es ist unter den Staaten, aus denen Italien besteht, ein beständiges Mißvergnügen, oft ein gänzlicher Muthewilligkeit, der alle Keime des Patriotismus erstirbt, und die Erhaltung unterhält, welche den Gesandten verbannt, daß sie Mitbürger eines Vaterlands sind;

sind; es ist ein Mißtrauen, welches aus dem Bewußtseyn der wechselseitigen Bosheit und Verachtung fließt, welches die Unversöhnlichkeit bewirkt, mit welcher sich Römer, Neapolitaner, Florentiner und Genueser hassen. Ihre Sprache hat kaum Ausdrücke genug, um ihren Haß in seinem ganzen Umfange zu erschöpfen. Der Stof der Gespräche ist aus der Gefahr, die man läuft, über Staatsfachen zu sprechen, sehr eingeschränkt.

Die Italiener sind nichts weniger, als vom Bewußtseyn einer guten Lebensart entblößt, sie zeichnen sich aber keineswegs durch das feine und ungezwungene Betragen aus, das eine gute Lebensart so sehr über wahren Werth erhöht. Eine studierte Abwechslung von Höflichkeit und Ungereimtheit verleiht alle ihre Gesellschaften, und ein steifes ceremonieuses Betragen begleitet alle ihre Handlungen. Die gemeinsten Vorfälle, zufällige Zusammenkünfte, flüchtige Besuche, alles hat, wie in China, seine Formalitäten.

Statt, daß ehemals die Legionenführer auf nichts so sorgfältig sahen, als wie sie ihre Troupen von den römischen Eingebornen vollzählig machen konnten, so sind jetzt alle Anführer überzeugt, daß keine Soldaten untüchtiger, und keine eine allgemeinere Abneigung haben, sich im Kriege hervorzuthun, als die andächtigen Römer.

Die Geschäfte, welche der Italiener von Stande liebt, sind sehr von der friedfertigen Art. Viele, welche keine Lust haben, Geistliche zu werden, und sich dennoch auf kein Vermögen verlassen können, ziehen lieber

lieber ein müßiges Leben im Dienst eines Großen vor. Daher haben in Italien diejenigen, die den Titel als Prinzen führen, eine so große Menge Herren in ihrem Gefolge, die sich mit weit wenigern behelfen müssen, als ihnen die geringste Applikation auf eine rühmlichere Art von Geschäften verschaffen würde, wenn sie so viel Einsicht hätten zu glauben, daß die Übung ihrer Fähigkeiten nichts schimpfliches sey, und so viel Geist, eine solche Arbeit zu wagen.

Kein Volk scheint die Gravität mehr zu lieben, sie beobachten genau die *pensieri stretti et il viso sciotto*, ob ihnen gleich das erstere oft ein steifes Ansehen giebt.

Aus ihrer angebohrnen und politischen Zurückhaltung rührt die Entfremdung her, welche die Italiener so sehr zwischen sich und den Ultramontani zu unterhalten suchen. Sie erstreckt sich auf alles, was eine Verbindung zu befördern scheint, welche die Grenzen einer gleichgültigen Bekanntschaft überschreiten würde, damit nicht ein zu häufiger Umgang eine Art von Vertraulichkeit erzeuge, die sie nicht gern mit Ausländern unterhalten mögen, nicht sowohl aus Stolz, als aus Furcht, daß diese ihre Verschwiegenheit vereiteln möchten. Sie spielen lieber die Rollen eines bloßen Cicero, und unterhalten ihre Gesellschaft mit trockenen Anmerkungen über Alterthümer, als daß sie ihren Umgang interessant machen sollten.

Die herrschenden Leidenschaften ihrer Vorfahren, Patriotismus und Durst nach Ehre durch ruhmvolle Thaten, sind völlig im neuen Italien erloschen.

Stla.

Sklaverei und Unterdrückung haben jenen, und Trägheit und Kleinmuth diesen erfüllt. Es ist kein Land in Europa so wenig von der Vaterlandsliebe, vom thätigen Bestreben für öffentliches Wohl, von der edlen Begierde nach Ruhm, der unterschöpflichen Quelle des Heroismus seiner Einwohner erfüllt, als Italien. Die tühne Vermischung ihrer Nachbarn jenseits der Alpen, erregt keine Anfeuerung für die Römer, die unter allen Italienern die unthätigsten und unfähigsten zum Krieg, zum Handel und zu aller Thätigkeit sind. Rom hat kein Bataillon exercirter Troupen, keine einzige Manufaktur, und nichts als Ruinen der Alten, und Armuth der Einwohner aufzuweisen. *) Ein Kriegermann ist in allen ihren Gesellschaften der vergessenste Gast. Selbst die Schönen, die in jedem andern Theile von Europa eine so vorzügliche Liebe für den Soldatenstand bezeigen, wenden sich hier von Soldaten gleichgültig weg.

Ihre Weichlichkeit ist eine natürliche Folge von dem lächerlichen Eigendünkel, der sich noch in eben der Würde glaubt, als ihr Land der Sitz der Weisheit und aller Künste war, als der römische Hof den ganzen Occident beherrschte, eine Folge der Abneigung gegen Arbeit, mit einer geistlosen Ergebung in Armuth und Unterwürfigkeit vereinigt. Ein Verderbniß aller ihrer Fähigkeiten versenkt sie in eine Art von Vergessenheit aller Absichten, worzu sie geschaffen

*) v. Galeati, Dialogues sur le commerce des bleds.
Voltaire, lettres indiennes.

sen sind. Sie erwachen nur aus ihrer Unthätigkeit, um sich Ergötzungen zu ergeben, welche der Seele schmeicheln, ohne sie in eine solche Beschäftigung zu setzen, die sie aus ihrer lethargie erwecken, und ihren Kräften neues Leben geben könnte. Das letzte kasper ist eine unsehlbare Folge der ersten. Wenn ein Volk von Selbstdünkel aufgebläht, gegen sein Interesse sorglos, und nur um Possen betümmert wird, was bleiben der Kenntniß und dem Unterrichte für Jugend ge übrig? Denn diese erfordern eine große Aufschließung des Verstandes, welche durch nichts, als durch Fleiß bewerkstelligt werden kann, der aus der Ueberszeugung von den Mängeln unseres Geistes, aus einem heftigen Verlangen ihnen abzuhelpen, und aus einer Verachtung aller jener unnützen Geschäfte entsteht. Auch kann Italien im obern, mittlern und untern Theile, die Inseln mit begriffen, nicht über 14 Millionen Einwohner zählen, in welchen Venedig 2 Millionen, Genua 460,000, Toskana 945063, der Kirchenstaat 1,100,000, Rom 155184, Sardinien 2 Millionen, Lucca 120,000, San Marino 5000, Neapolis 3,765,572, Sicilien 1,123,163, Neapel 130,000, und Malta 130,000 Menschen, nach Hrn. Büschings Berechnung heutiges Tags zählt.

Feyerlichkeit zu Palermo.

Wenn zu Palermo am Feste der heiligen Rosalia die Madre chiesa erleuchtet wird, so ist die Pracht so groß, daß nichts von allem Glanz der
Es

Erleuchtung der Peterskirche zu Rom, noch die Pracht der heiligen Maria zu Loreto, noch die Insibartiten, die man in der heiligen Woche zu Rom, und am Himmelfahrtstage zu Venedig, sehen kann, mit den Feyerlichkeiten des Rosaliensfestes zu vergleichen ist. Die ganze Kirche scheint nur eine Lichtflamme zu seyn, die von vielen tausend glänzenden Flächen von verschiedenen Farben, und aus allen Seiten und Winkeln zuruckstrahlt. Die Mauern, Decken, Eingänge, Pfeiler und Wandpfeiler sind ganz mit Spiegeln bedeckt, zwischen welchen Gold- und Silberpariet, Steine, Blumenfränze und Aufsätze mit bewundernswürdigen Geschmack angebracht sind, so, daß kein Zellkreuz Stein von der Mauer zu sehen ist. Die Erleuchtung, die von fünfshundert Kronleuchtern und eben so viel Armleuchtern, eine Feuersee zu seyn scheint, verursacht eine schmelzende Hitze. Auf dem Hochaltare, der von acht und zwanzig Nebenaltern verschönert wird, steht das Bild der Schutzheiligen Rosalia, von Palermo. Wenn man die Sicilianischen Orchester, und die Engestimmen einer Gabrielli und Pacheroetti hört, so strömt die Empfindung einer mehr als menschlichen Erhebung durch alle Sinne in das Herz. Wenn man dazu die Erleuchtung vom prächtigen Palermo in allen Straßen, die Triumphbögen, den Wagen der heiligen Rosalia selbst erblickt, der von sechs und fünfzig mit gestickten Decken behangenen Maulthieren gezogen wird, so ist jede Beschreibung zu schwach, so vielen nie gesehenen Pomp den Augen zu mahlen. Der Triumphwagen

ist siebenzig Fuß lang, dreßzig breit, und übersteigt die höchsten Häuser von Palermo. Der vordere Theil gleicht einem Amphitheater, welches zum Orchester dient, und mit zahlreichen Chören und Musikanten besetzt ist, über diesem ist eine große auf ionischen Säulen ruhende, und mit einer Menge von Engeln und Heiligen ausgeschmückte Kuppel, auf welcher eine riesenmäßige silberne Bildsäule der heiligen Rosalia steht. Es scheint ein großes sich bewegendes Feenschloß zu seyn, das mit Pommeranzbäumen, Blumenvasen und künstlichen Korallen verziert ist. Alle fünfzig Schritt hält der Zug, und das Orchester spielt ein musikalisches Stück mit Gesängen zur Ehre der Heiligen. Der Triumph geht den 12ten Julius in Begleitung des Adels, der Priester und des Volks, vom Marino bis an die Porta nova, auf welchem die prächtige Erleuchtung des Marino folgt. Das Laternenfest der Chineser ist nicht prächtiger als dieser Spaziergang, der aus Bögen und Pyramiden besteht, die alle von künstlichen Blumen überschneet, und ganz mit kleinen Lampen in unzähliger Menge bedeckt sind. Am Ende dieses Meilenlangen Ganges zeigt sich das große Feuerwerk auf der See, welches die Außenseite eines mit Säulen, Bögen, Treppen und allen Zierrathen der Baukunst geschmückten Palaß's vorstellt. Alle Schiffe, Galeeren, Galeotten und andere Schiffe bilden um dieses Gebäude herum ein Amphitheater. Die Abscuration der Artillerie macht den Anfang, und in einem Augenblicke steht

steht das ganze Gebäude in Feuer. Zugleich fangen die Brunnen im Hofe des Pallastes an Feuer zu werfen, und bilden eine Vorstellung von einigen der größten Springbrunnen zu Versailles und Marly. So bald diese ausgelöscht sind, nimmt der Hof die Gestalt eines grossen Blumengartens an, der mit Palmbäumen von Feuer mit untermengten Pommeranzenbäumen, Blumenkörben, Wasen und andern Zierathen geschmückt ist. So wie der Garten vergeht, hört auch die Erleuchtung des Pallastes auf, und es brechen auf der Aussenseite desselben eine Menge von Sonnen, Sternen und Feuerrädern hervor, die ihn zerstören. Aus diesem Schutthaufen erheben sich denn einige tausend Feuerfugeln, Schwärmer, grosse und kleine Raqueten, die die ganze Atmosphäre anzufüllen, und in einen Feuersee zu verwandeln scheinen. Zwischen diesen prächtigen Erleuchtungen, die in der That alles, was man in dieser Art sehen kann, übertreffen, fahren die Kutschen des palermitanischen und des umliegenden versammelten Adels in der größten Pracht, und zeigen die Schönheit der Frauenzimmer, die Kostbarkeit ihres Anzugs, und den Glanz ihrer Juwelen auf die vortheilhafteste Art. Die Freude und der Jubel sind allgemein. Das Vergnügen strahlt aus jedem Auge, und scheint sich in der sympathetischen Mittheilung über alle Zuschauer auszubreiten, und aus ihnen zurückzustrahlen. S. meine Freundschaften p. 258.



Von den Juidanern.

I.

Charakter und weibliche Verfassung in Juida.

Unter allen Nationen der Welt ist keine, die die gesellschaftlichen Pflichten der Höflichkeit höher treiben sollte, als die Einwohner der afrikanischen Provinz Juida. Selbst die ceremonieusen Chineser müssen ihnen in Ansehung der Höflichkeit, so wie in andern Tugenden der Gefelligkeit, den Vorzug lassen. Sie würden es vor ein Verbrechen halten, sich in der Gegenwart ihrer Obern niederzusetzen. Sie reden nicht anders als kniend mit ihnen, nachdem sie dreymal die Erde geküßt haben, sie bleiben so lange liegen, bis jene vorüber sind. In eben der Stellung erscheinen die Kinder vor ihrem Vater, und die Weiber vor ihren Männern. Der Obere giebt eine höfliche Antwort, schlägt fachte in die Hände, und geht mit einem Versicherungszeichen seines Schutzes ab. Wenn zwei Personen gleiches Standes einander begegnen, fallen beide auf die Knie, grüßen sich durch Händeklatschen, und wünschen einander Gesundheit und Wohlergehen. Sie unterlassen diese Höflichkeit nicht, wenn sie einander auch zwanzigmal des Tags begegnen. Die geringste Nachlässigkeit in diesen Gebräuchen wird mit Geldbuße bestraft. Ein Adlicher,

der

der Willens ist, einem Manne, der ein Amt hat, einen Besuch zu geben, läßt um Erlaubniß anfragen, und wenn er sie erhalten hat, begiebt er sich mit einem zahlreichen Gefolge unter Musikbegleitung auf den Weg, und läßt sich am Ende des Zugs in seinen Harnack durch zwei Sclaven tragen. Ist er angelangt, so hört die Musik auf, und er tritt an der ersten Thüre des Hauses hervor, und wirft sich mit seinem ganzen Gefolge nieder. Die Bedienten, die ihm entgegen kommen, thun ein gleiches, und man nöthigt einander lange Zeit, wer zuerst aufstehen soll. Er geht endlich in den ersten Hof, und wenn er in das Audienzzimmer geführt worden ist, fängt er seine Anbeugungen, Komplimente, Niederfallen und Begrüßungen von neuen an.

Der Fleiß und die Liebe zur Arbeit sind Tugenden, welche unter ihnen beiden Geschlechtern eigen sind. Die Männer verrichten in Juda, was an andern Orten Esel, Ochsen und Maulthiere thun, die Weiber spinnen Wolle, verfertigen Stieffe, Matten, Körbe und richten das Essen zu. Die Arbeitsleute müssen im Voraus bezahlt werden, sie wissen sich übrigens wegen ihres geringen Lohns im Stehlen zu helfen, und man halt sie in dieser Kunst für geschickter, als die erfahrensten Strigbuben in Paris.

Die Anzahl der Weiber ist uneingeschränkt, jeder Privatmann kann ein Serrail haben, und da alle Weiber ihren Unterhalt durch Arbeiten verdienen müssen, so ist dies nicht schwer. Ein Mädchen, das sich durch Galanterien bekannt macht, und Proben ihrer Fruchtbarkeit

barkeit gegeben hat, erlangt desto eher einen Mann. Niemand befürchtet zu viel Kinder, denn sie sind der Ältern Reichthum, und die Unfruchtbarkeit wird als der größte Fehler, den man einer Frau vorwerfen kann, angesehen. Das weibliche Geschlecht ist in Juída von so verliebten Temperament, daß auch die schärfsten Gesetze ein schwacher Zaum vor ihre Begierden seyn würden. Alle Mädchen haben die Freiheit, sich ihren Liebhabern auf die Probe zu überlassen, ohne Vorwürfe zu befürchten.

Die, welche sich einem liederlichen Leben öffentlich überlassen, halten sich an den Landstrassen in kleinen darzu bestimmten Hütten auf. Sie müssen nach der Reihe gewisse Tage in der Woche da bleiben, und den Vorbengehenden zu Dienste seyn. Es fehlt ihnen auch nicht an Kundschaft, so daß die Beliebesten oft in einem Tage auf dreßsig Besuche empfangen. Der ordentliche Preis ihrer Günst, ist dreß kleine Muscheln, welche zusammen einen Pfennig unseres Geldes ausmachen. Die Andächtigen unter den vornehmen Weibern, wenn sie auf dem Sterbebette sind, lassen dergleichen Mädchen kaufen, um unentgeltlich an diesen Orten zu dienen; sie bilden sich ein, daß es eben so verdienstlich sey, zu dem Vergnügen der Armen, als zu ihren übrigen Bedürfnissen beizutragen.

Die zeitige Verheurathung ist eine Ursache der erstaunlichen Volkreichheit dieses Landes. Die Anzahl der Weiber in diesem Theil von Guinea übersteigt die Anzahl der Männer so weit, daß ob sie gleich
nicht

nicht besonders fruchtbar sind, man dennoch Väter sieht, die bis zwey hundert Kinder haben. Man darf sich über diese erstaunliche Bevölkerung nicht wundern in einem Lande, wo das Kinderzeugen der einzige Zweck des Vergnügens ist, wo die schönsten Jahre eines Mädchens nicht hingehen auf einen Mann zu warten, den sie oft nicht bekommt, wo das Verlangen für eine Jungfer angesehen zu werden, ohne der Wollust zu entsagen, den Stof zur Erzeugung nicht vernichtet; wo eine Frau, die mit einem Mann keine Kinder bekommt, das Recht hat, einen andern zu wählen, von dem sie schwanger wird, wo nichts wider die Natur vorgeht, weil man der weisen Natur das einräumt, was sie verlangt, wo die Leichtigkeit, mit der man sich verheurathet, und einander wieder verlassen kann, macht, daß jedermann heurathet, und wo endlich die Zeit der Liebe ihrem Vergnügen gänzlich gewidmet ist.

Der König allein hat zwey oder drey tausend Weiber, die zu seinem Vergnügen bestimmt sind, sie werden in drey Klassen getheilt, die erste besteht aus den jüngsten und schönsten Personen, und die, welche dem Fürsten das erste Kind zur Welt bringt, hat über die übrigen alle zu gebieten. Die zweite Klasse begreift die Weiber, welche Kinder vom König haben, ihres Alters halber aber zu keinem Vergnügen nicht mehr tauglich sind, die dritte enthält diejenigen, welche den übrigen aufwarten, und für ihre Erforderniß sorgen müssen. Der König verkauft sie an die Europäer, so gar um die Schiffsadungen voll zu machen, und sie

werden alsdenn mit dem Zeichen der Kompanie gestreift. Wenn der König aus seinem Pallast geht, so machen bloß seine Weiber sein Gefolge. Das Gesetz verbietet den geringsten Blick, und keine dieser Unglücklichen genießt die Gunst ihres Herrn mehr, als 2 oder 3 mal.

2.

Religion des Landes.

Man hat in diesem Lande eine besondere Ehrfurcht für eine Art acht Fuß langer Schlangen, welche gelb mit braunen und blauen Streifen bezeichnet ist. Sie kriecht langsam, und ist so wenig böse, daß sie nicht einmal sticht, wann man auf sie tritt. Sie liegt nur mit den Natten im beständigen Krieg, vor deren Schädlichkeit sie die Menschen schützt, so, wie sie hingegen von den Schweinen gefressen wird, welche deswegen durch einen Befehl vom Hofe zum Tode verdammt worden sind. Die Schwarzen haben vor diese Art Schlangen eine so große Hochachtung, daß, wenn sie eine antreffen, sie sie aufheben, und in ihre Häuser tragen. Wenn sich die Europäer darüber aufhalten, so entfernen sich die Schwarzen, und verstopfen die Ohren, weil sie es vor Gotteslästerung halten. Die Priester unterhalten sonderlich eine, welche wie die egyptischen vergötterten Thiere gewartet wird, sie tragen alles mögliche bei, um eine Leichtgläubigkeit zu unterhalten, die sie in den Stand setzt, ihrer Unkeuschheit und ihrem Geize Genüge zu thun.

thum. Sie geben vor, das heilige Thier verlange zu gewissen Zeiten junge Mädchen, und wählen alsdenn die schönsten. Um seine Liebe anzukündigen, erscheint es ihnen des Nachts, berührt sie mit der Spitze seines Schwanzes, und flößt ihnen eine solche Wuth ein, die mit der Raserey der Bacchantinnen zu vergleichen ist. Diese Mädchen zerbrechen und zerreißen alsdenn alles, was ihnen in die Hand kommt, sie ziehen ihre Kleider aus, und fangen ein unsinniges Geheul an, und fallen die Vorbengehenden an. In diesem Zustand übernehmen die Priester ihre Kur in einem Hause, worinnen sie allein mit den Patientinnen sind. Während der Zeit, daß die Priester an ihrer Herstellung arbeiten, schicken die Aeltern alles, was zur Versorgung ihrer Jüngerinnen nöthig ist, und da die Menge der Kostgängerinnen ansehnlich ist, so bringt sie den Dienern der grossen Schlange unsägliches Geld ein.

Wenn ein Mädchen von der kriechenden Gottheit noch nicht berührt worden ist, es sey, daß es keine Neigung für die Priester gehabt hat, oder daß sie sonst ihren wahnsinnigen Begierden entgangen ist, so suchen sie eine himmlische Unterredung mit ihr anzustellen, verführen die unschuldige Leichtgläubige mit vieler Kunst, und bereuen sie, sich anzustellen, als ob sie rasend wäre. Das Ansehen, das ihnen ihr Stand giebt, macht, daß ihre Betrügereyen unentdeckt, und im Fall sie gemerkt, von den Verständigern nur belacht werden, überdem befinden sich die Mädchen so wohl dabey, daß sie keine Ursache haben, etwas zu offenbaren.

baren. Die Weiber stellen sich oftmals, als ob sie von der grossen Schlange gestochen wären, um zu den Priestern zu kommen.

Beide Geschlechter ohne Unterschied werden zu dem Religionsdienst genommen, und die Aufnahme der Weiber in den Priesterorden geschieht also: Die ältesten Weiber mit Keulen bewafnet, gehen aus dem Tempel in die Stadt, laufen durch alle Gassen und schreien: haltet auf! nehmt weg! Alldjunge Mädchen von acht bis zwölf Jahren, die sie habhaft werden können, gehören ihnen von Rechts wegen. Niemand käme mit dem Leben davon, der sich ihnen widersetze, denn die Priester sind allezeit gegenwärtig und helfen. Die alten Furien führen ihre junge Beute in ihre Hütten, unterrichten sie und prägen ihnen das Zeichen der grossen Schlange auf den Leib, welches entsetzliche Schmerzen erregt. Sie werden alsdenn ihren Aeltern zurückgeschickt. Im vierzehnten Jahre macht man Anstalt, sie mit dem grossen Fetische zu vernählen, wodurch sie zugleich seine Gemahlinnen und seine Priesterinnen werden. Man puht sie auf das schärfste und führt sie die Nacht über in einen Keller, wo sie junge Schlangen finden, die sie Auftragsweise heurathen. Während das die Heurath vollzogen wird, tanzen und singen die andern Priester unter den Lärm der Musik, damit niemand höre, was unterdessen vorgeht. Die Mädchen erlangen nicht leicht Männer, sondern widmen sich der Unzucht.

3.

Königliche Würde in Juida.

Sowohl die Würde des Oberpriesters, als des Regenten ist erblich. So bald der Thronfolger geboren ist, wird er auf die Grenze geschickt, und ohne Kenntniß seiner Geburt und seines Ranges, wie eine Privatperson erzogen. Diejenigen, denen er anvertraut wird; erziehen ihn, wie ihr eigenes Kind, und der Fürst, welcher vor dem jetzigen in Juida den Thron bestieg, hütete zuvor die Schweine eines Schwarzen, den er für seinen Vater hielt.

So bald der Tod eines Königs ruchbar wird, sind alle Gesetze, alle Ordnung und Regierung bis zur Krönung seines Nachfolgers aufgehoben. Diese Zeit ist ein Zeichen der Freiheit für die ganze Nation. Jeder kann seinem Haß oder andern Leidenschaften ein Genüge leisten. Diebstahl, Rache, Schändung, Mord, bleiben ungestraft. Alle vernünftige Leute verschließen sich in ihre Hütten. So bald der Thron besetzt ist, erlangen die Gesetze ihre Kraft wieder, und die Märkte werden geöffnet.

Die erste Sorge des neuen Königs ist, den Leichnam seines Vaters zur Erde zu bestatten, mit diesem werden, wie an allen Höfen der Barbaren, seine Weiber, Hofbedienten und Sklaven lebendig begraben. Der lieblich des verstorbenen Fürsten verliert seinen Kopf allezeit zuerst.

An dem zur Krönung bestimmten Tage versammeln sich die Großen des Königreichs, und die Einrichtun-

tungen, welche sie während der Thronerledigung gemacht haben, werden auf das Feierlichste gutgeheißen. Eine Generalsalve aus dem groben Geschütz benachrichtigt das Volk, und das Freudengeschrey wird in der Stadt allgemein. Im ganzen Lande stellt sich also denn jeder, als ob er vor Freude Sinnlos geworden wäre. Der Fürst von Ardra, dessen Familie seit undenklichen Zeiten im Besitz ist, die Krönung zu verrichten, hält einen prächtigen Einzug, und wird mit der höchsten Ehrfurcht bedient. Die Weiber des Königs warten ihm auf, und stellen nachher samt den Priestern, Processionen der Schlange zu Ehren an.

Eine neue Kanonensalve macht alsdenn die Ankunft des Monarchen bekannt. Er begiebt sich in Begleitung seiner Weiber, die mit allen Reichen der königlichen Würde geschmückt sind, aus seinem Pallast. Er setzt sich mit der kostbarsten Bekleidung auf den Thron oder den Armstuhl, welcher vergoldet und noch gegenwärtig mit dem französischen Wapen geziert ist, weil es ein Geschenk der französischen Kermagnie ist. Zwei königliche Zwerge, die vor dem Thron stehen, stellen wechselsweis Sr. Majestät die guten Eigenschaften des verstorbenen Regenten vor, und ermahnen ihn, seinem Benspiel zu folgen. Der Fürst von Ardra nähert sich hierauf dem Thron, und begrüßt den König durch eine Verbeugung. Er nimmt alsdenn den Helm, welchen der König auf dem Kopfe hat, wendet sich gegen das Volk und sagt: „Hier ist „euer Souverain! seyd ihm treu!“ Nachdem er diese Worte noch zweymal wiederholt hat, setzt er ihm den Helm

Helm wieder auf, und begiebt sich nach einer tiefen Verbeugung weg. Die Kanonen, das kleine Gewehr, die Musketen und das Händellatzen erneuern die Freude des Volks. Die Kleider, die der König getragen hat, gehören dem Fürsten von Ardra, welcher nicht länger als 3 Tage in Juida bleiben darf, und das Fest endigt sich mit einer Proceßion in den Tempel.

Jedermann, selbst die Großen und die Unterkönige reden mit dem König nicht anders, als kniend: ihre Unabhängigkeit ist dennoch größer, als in andern Ländern. Sie theilen die Regierung mit dem Souverain, und bekriegen einander, ohne daß er seine Gewalt dabei geltend machen. Die Ausländer erscheinen unbedeckt bei der Audienz, und legen die Degen ab, ehe sie eingeführt werden. Die Franzosen genießen große Vorrechte, der König trinkt auf ihre Gesundheit bei der Audienz, und bei dem Abzug werden die Kanonen gelöst. Nur die Portugiesen sind in so üblen Kredit an diesem Hofe, daß sie sich nicht wehren dürfen, im Fall sie beleidigt werden. Der Ehebruch mit den königlichen Weibern wird dadurch bestraft, daß die Übertreterin in ein Loch von Erde an einen Pfahl gestellt, und so lange mit siedendem Wasser begossen wird, bis sie todt ist.

Die Einkünfte sind ansehnlich. Sie bestehen im Ertrag der Domainengüter, in den Abgaben von den Kaufmannswaaren, in den Geschenken, in Strafen, in eingezogenen und verfallenen Gütern. Diese Einnahmen geschehen, wie in Frankreich, durch Leute, die eben so verhungert, als
unnütz

unnütz sind: die in den Quellen nicht anders zu schöpfen wissen, als sie nur zu vertrocknen, und die dem Fürsten durch ihre Räubereien nicht weniger ruiniren, als das Volk durch ihre Drangsale unterdrücken. Aller dieser Plünderungen ungeachtet, wäre der König von Juida einer der mächtigsten Monarchen in Afrika, wenn er nicht immer in Krieg verwickelt wäre, wenn er den übermäßigen Aufwand seiner Hofhaltung einschränkte, und die Priester der grossen Schlange nicht den grössten Theil der Reichthümer des Staates wegnähmen.

Der König überläßt den Provinzstatthaltern eben die Gewalt, die er selbst hat, ihr Hofstaat ist so glänzend, als der königliche, und dieß ist die erste Klasse; in der zwoten stehen die Oberhauptleute, und in der dritten die ordentlichen Hauptleute über das Marktwesen, über die Sklaven, über die Gefängnisse, über das Ufer und die Fremden.

Wenn der König über einen Grossen des Hofes mißvergnügt ist, so schickt er seine Weiber ab, die ihm das Haus plündern müssen, und dieß geschieht in der grössten Ruhe, weil keine Mannsperson sich unterstehen darf, sie anzurühren. Ubrigens herrscht das Recht der Wiedervergeltung in dem Lande der Juidaner. Ein Mordbrenner wird mit Feuer bestraft, ein Dieb am Gelde, ein Mörder am Leben. Der Schuldner, der nicht bezahlt, wird verkauft. Der König von Dahomay hat dieses Land seit kurzen erobert, ohne daß etwas in der Regierungsform abgeändert worden ist. Die Völker von Dahomay sind

Mens.

Menschenfresser. Sie opfern ihren Göttern Menschen; das Blut gehört den Göttern, die Köpfe sind für den König und das Fleisch behalten die Priester, von denen es das Volk kauft und ißt. Ihr Orden der Helden besteht in einer Schnur: von Menschenzähnen, deren Besizer der Ritter erlegt haben muß.



Von den Kaffren.

Das Wort Kaffren, welches Gefesselte Leute und einen schimpflichen Namen anzeigt, welchen die Araber allen Völkern belegen, welche der mahomedanischen Religion nicht zugethan sind, wird besonders den Einwohnern von Monomotapa, und des ganzen östlichen Strichs von Afrika bengelegt, der in fünf und zwanzig Provinzen oder Königreiche eingetheilt wird. Der Regent wird daher Kaiser genannt, weil er einige Monarchen zu Vasallen hat. Es ist gewiß, daß man noch nicht alle Völker kennt, welche im Innersten von Afrika wohnen. Die Wildheit der Einwohner, die brennende Hitze des Klima, die Unfruchtbarkeit der Wüstenheit, die Trockenheit der Landschaft, die Beschwerlichkeit der Wege, die erstaunliche Menge wilder Thiere haben die Reisenden zu aller Zeit zurück gehalten. Ein Theil von Monomotapa, so viel davon bekannt ist, wird von wilden Menschen bewohnt; die nicht die geringste Kenntniß von dem wahren Gott haben, dem blindesten Aberglauben ergeben sind, und eine in wüsten und sandigen Gegenden herumirrende rohe Lebensart führen. Sie haben eine ungemein schwarze Haut, eine breite gedrückte Nase, dicke Lippen und ein ungestaltetes Gesicht. Sie reden eine grobe Sprache, gehen fast nackt, nähren sich von Gewürm und treiben die Barbaren so weit, daß sie bisweilen Menschenfleisch essen.

Nichts

Nichts ist unrichtiger, als was die Reisenden vom prächtigen Hofe oder Zimbaoe des Kayfers von **Momotapa** sagen. Der Pallast hat neun Höfe mit hölzernen Stacketen. Der Kayser liebt den Feldbau so sehr, daß er nicht eher Audienz giebt, als bis er selbst den nöthwendigsten Arbeiten bengewohnt hat. Er ist in zwey Stücken Zeug gekleidet, die bis auf die Füße gehen. An seinem Gürtel trägt er gemeiniglich eine kleine Hacke, die bald zum Gewehr, bald zum Feldinstrumente dient. Sein Thron ist die Schwelle seiner Thüre, wo er auf einer Stufe sitzt, und keine andere Fußdecke hat, als ein Fischekneß. Er läßt sich dennoch nicht anders als kniend bedienen. Wenn er ausgeht, hat er Bogen, Pfeil und Lanze in der Hand, vor ihm geht allezeit ein Tambour voran, um dem Volke anzukündigen, daß der Kayser kommt. Seine Schwestern sind meistens zugleich seine Weiber, sie kosten ihm wenig zu unterhalten. Etliche baumwollene Schleier, die sie selbst spinnen, etliche Körner Mais, die sie pflanzen, bauen und zurichten, ein großer Schuppen und etliche Matten machen ihre Wohnung, Kleidung, Kost und Hausrath aus. Der Kayser selbst bedient sich nach Gefallen aller, die ihm vorkommen, ohne zu thun, als ob er sie nachher kenne. Das Reich der Schönheit magt sich kein Recht an einem Orte an, wo die äußerste Häßlichkeit herrscht. Der vierte und fünfte Tag jedes Monats sind Feste; an diesen erteilt der Kayser Audienz, er lehnt sich alsdenn auf der Schwelle seines Hauses auf einen grossen Pfahl, und bleibt den ganzen Tag in der Thür.

re seines Pallastes stehen. In seiner Krankheit tritt der erste Minister oder Aufseher über die Statthalter seine Stelle. Den ersten Tag des Neumonds läuft der Kaiser von seinen Hofleuten umgeben bewaffnet in seinem Pallaste herum. Wenn dieses laufen, das einem Gefechte gleichen soll, vorbei ist, bringt man ein Gefäß mit gekochten indianischen Korn, das er auf die Erde schüttet, und allen Großen zu essen befehlt. Eben dieses Fest im Monath May endigt sich damit, daß der Kaiser alle Große, denen er ungünstig ist, hinrichten läßt, und sie seinen Verstorbenen opfert, oder er badet sich in einem Fasse voll Wein, und giebt ihn alsdenn seinen Hofleuten zu trinken, um ihnen zu zeigen, daß er nur ein Herz und eine Seele mit ihnen zu seyn wünscht. Diese Ceremonie geschieht bey Musik, denn das Trommelschlagen begleitet den Kaiser überall.

Die Nationen an den Küsten von Sofala und dem Kaffrenlande, haben zwar verschiedene Namen, aber fast alle einerley Gebräuche. Im Innern von Afrika trifft man die Anzikanen an. Sie sind lebhaftere, muntere und kriegerische Leute, die zu Fuß fechten, und sich der Pfeile, Aerte und Hackemesser bedienen. Ihr vornehmster Handel besteht in Sklaven ihrer Nation, und in Elefantenzähnen. Sie sind die ärgsten Menschenfresser, die man unter allen Wilden kennt. Sie verkaufen das Menschenfleisch auf den Märkten, wie das Rindfleisch auf unsern Fleischbänken. Sie erwirgen die Kriegsgefangenen und selbst ihre eigenen Sklaven, wenn sie sehen, daß sie fett

fett genug sind. Die Edelleute unter ihnen tragen Seide, die andern nur den Kopf und die Mitte des Leibes bedeckt. Der Souverain dieser Anzikanen, die man jeho Monsols nennt, führt den Titel grosser Makoko, so wie sein Königreich, welches 13 Vasallen oder Könige zählt.

Mit dieser Nation gränzen die Jaggas, die sich auffer ihrer natürlichen Häßlichkeit durch die Narben, die sie sich im Gesichte machen, noch mehr verstellen. Sie lassen nur das Weiße im Auge sehen, gehen ganz nackend, athmen nichts als Barbaren und lieben das Menschenfleisch vor allen andern Speisen. Sie halten sich in Wäldern auf, ziehen herum, wie die Araber, säen und pflanzen nicht, sondern leben bloß vom Raube. Niemals schlagen sie ihr Lager, ohne es zu befestigen, worzu die gefälltten Bäume eine Eirkelrunde Verschanzung abgeben. Wo sie sich aufhalten, fällen sie die Palmbäume, lassen sie einige Tage liegen, bohren sie alsdenn oben und unten an, wodurch sie täglich vier bis fünf Kannen Saft einen Monat durch erlangen. Ihre Weiber sind ungemein fruchtbar, sie bestreichen sich den Leib mit Bism, bestecken sich die Haare mit Muscheln, und reissen sich zur Schönheit einige Zähne aus.

Diese Völker geben ihrem Souverain den Namen Groß-Jagga oder Kassangi. Er trägt Strauseneier an seinem Schurz, der von Palmblättern gemacht ist, ein Stück Kupfer zwey Finger lang durch die Nase, und ein anderes durch jedes Ohr statt der Zierrath. Sein Leib ist mit verschiedenen Figuren bezeichnet,

und sein Kopf mit Pfauenfedern geziert. Die Opfer, die er bey Sonnenaufgang anstellt, kosten einem Kinde, vier Menschen und vielen Ziegen und Hunden das Leben. Mit ihrem Blut wird das Feuer, das von den Zauberern und Priestern gemacht wird, besprenge, und das Fleisch wird mit grossen Freudengeschrey geessen. Bey seinem Geburtstage wird ein Löwe losgelassen, welcher im Volke zerreisst, was er antrifft, ehe er erlegt wird, und bey seiner Beerdigung werden zwei seiner Weiber begraben. Die Elephantenjagd ist unter diesem Volke am häufigsten. Der erste, der den Elephanten antrifft, stößt ihm die Lanze in den Leib und entfernt sich zu Pferde, so geschwind er kann, der zweyte Reuter thut eben dieß und zieht dadurch den Elephanten auf sich, während daß er sich entfernt, bringt ein dritter dem Thiere eine Wunde bey. Jeden neu angreifenden verfolgt der Elephant, und läßt den ersten laufen, welcher alsdenn wieder umkehrt und von neuen angreift, bis der Elephant vor Verblutung und Mattigkeit hinfällt.



Von den Kamtschatkern. *)

Kamtschatka, das seit dem Anfange dieses Jahrhunderts unter Russischer Vorherrschaft steht, wird von drey verschiedenen Völkern bewohnt, von den Kamtschatkern, Koraken und Kurilen. Diese Völker, welche wir unter einer Regierung und Himmelsstrich finden, können, ihrer ähnlichen Sitten wegen, süglich unter einem Titel betrachtet werden, da sie zumal ihr wilder streitsüchtiger Charakter keiner besondern Aufmerksamkeit würdig macht. Ihre behaarten Leiber und ihr langes Haupthaar, geben ihnen ein eben so wildes Ansehen, als ihre Bläue und Gesichtszüge banditenmäßig sind. Männer und Weiber machen sich Löcher in die Ohren, und die reichsten hängen goldene und silberne Ringe hinein. Die Kleidung beyder Geschlechter besteht in langen seidenen, leinenen oder baumwollenen Röcken, die durchnäht und mit Rosen oder seidenen Büscheln besetzt sind.

Die Weiber, deren sie mehr als eine haben, beschäftigen sich mit der Hand- und Küchenarbeit; sie tragen ihre Kinder in einem Gurt auf dem Rücken, den sie um die Hüfte befestigen. Ihre Kleidung ist meistens so unrein, als ihre Beschäftigung, denn sie

II 2

leben

*) S. Stephan Krätschenikow von Hrn. Prof. Köblern 1766 übersehte Beschreibung des Landes Kamtschatka, aus d. Engl.

leben zum Theil vom Fischefang, Kräutern und Wurzeln, das Wallfischfett dient ihnen zur Nahrung, und eine Matte zum gemeinschaftlichen Bette der ganzen Familie. Die starken Getränke werden unmäßig getrunken, und dieß so wohl als der Mangel der Erziehung, erhält das Volk in Armuth und Faulheit.

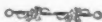
Ihre Barken sind nichts als ausgehöhlte Stämme, und ohne ihren Handel mit den Japanern, würden sie der unumgänglichsten Bedürfnisse entbehren. Ihr Pelzwerk und ihrer Vögel Federn, sind beynahe der einzige Handlungsweig. Ihre Pfeile sind lang, und mit Wiederhacken an den Spitzen versehen, im Kriege vergiftet. Sie haben den Gebrauch, ihre Gefangenen sowohl, als die Ehebrecher, bisweilen mit der eisernen Keule zu erschlagen.

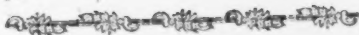
Sie verehren zwar einen unsichtbaren Gott, die Sonne und der Mond scheinen aber noch Gegenstände ihrer vornehmsten Verehrung zu seyn. Sie opfern etwas von ihren Getränken, so wie die Japaner thun, von denen ein Theil der Kurilischen Inseln bevölkert worden seyn sollen. Vor ihren Häusern sieht man auch Fahnstöcke in die Erde gepflanzt, wie es bey ihren Vorgängern der Gebrauch ist.

Die Hütten haben keine andern Stützen, als Baunstämme in die Erde gepflanzt, die Wände sind mit Bretern verschlagen, und das Dach mit Baumrinde gedeckt. Die Thüren sind so niedrig, daß man nur gebückt hinein kommen kann. In der Decke ist eine Oefnung, die der Luft und dem Rauche zum Durchzug dient. Die Kurilen kennen weder Prie-
ster

ster noch Regierung, weder Polizen noch Untertwürfigkeit, weder Buchstaben noch Landsgeschichte anders, als durch Tradition.

Die Koraken im mitternächtlichen Theile von Kamtschatka sind noch uneinsicher, eckelhafter und gröber, als die Kurilen. Ihre Fische, Hermeline und Zobelpelze unterhalten den Handel der Russen, die ihnen Erdschwämme dargegen geben, aus welchen ein Trank gemacht wird, der sie berauscht. Im Frühjahr thun sie grosse Haufen Fische in Gruben, die sie mit Birkenrinde bedecken, und wenn diese Speise halb verkauft ist, dient sie ihnen als ein unvergleichliches Gerichte. Man sagt sogar, daß die ärmern den Urin der reichern trinken, so lange er noch warm und vom Geschmack der Erdschwämme balsamirt wäre. Ihre Wohnungen stehen auf Pfählen, um vor Uberschwemmungen und wilden Thieren sicher zu seyn. Sie steigen auf einer Leiter in diese Art von Hünckelörben und bleiben die Nacht darinnen.





Von den Kongoern.

An der Mündung des schönen Flusses, welchen die Eingebornen Kongo und die Portugiesen Zaire nennen, sind die Inseln, die unter die Herrschaft des Königs von Kongo gehören. Sie sind stark bevollert, ohne daß man ein einziges Haus sieht. Die Schwarzen machen sich wegen der Überschwemmung des Landes Wohnungen auf den Bäumen, die wie Vogelnester aussehen, und die Kähne unterhalten die Gemeinschaft, die sie miteinander haben. Der Ehestand ist völlig unbekannt; gleich von Jugend an vermischen sich beide Geschlechter und folgen nichts als dem natürlichen Triebe, der sie vereinigt, und dieser flüchtige Umgang giebt den Männern kein Recht über die Weiber. Die übrigen Handlungen ihres Lebens haben fast nichts, das sie von den Thieren unterscheidet. Sie sind noch alle in dem schwachen Grade von Verstande, der ihnen nicht erlaubt weiter, als auf das Gegenwärtige zu denken, und eine nur unsörmliche auf die nöthigsten Bedürfnisse gegründete Einrichtung gestattet. Die Verständigsten unter ihnen stellen die Priester vor, und verführen die Einfältigen durch vorgegebene Zauberzöner. Sie befragen den Teufel unter der Gestalt eines Bösen, welchem sich niemand als die Priester nähern dürfen. Man schickt ihm von Weissten Geschenke, die man an einer grossen von Elephantenähnen aufgestellten Mauer aufhängt. Die Pries-
ter

Her tragen ungemeine Sorgfalt, den Ort, wo dieser Göze steht, und die Wege, die dahin führen, zu verheimlichen. Jedesmal wann sie dahin gehen, nehmen sie einen Umweg, um sich der Neugier derer, die ihnen folgen wollen, zu entziehen: sie begreifen, ohne Hexenmeister und Theologen zu seyn, daß man das Volk nicht sicherer betrügen kann, als durch Geheimnisse.

Die Kleidungen des Volks sind Baumblätter oder Häute von Affen, und diejenigen, die weiter hin im Lande leben, und keine andere Wohnung, als unter den Bäumen haben, gehen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ganz nackt.

Man glaubt in Europa, die jungen Mädchen müßten sich in dieser nackenden Figur bey dem Anblick eines Fremden schämen, sie sind aber viel zu unschuldig dazu; man mag sich ihnen nähern, angreifen oder reizen, wie man will, so wird man niemals sehen, daß sie ein wollüstiges oder freyes Wesen von sich bliden lassen. Ohne schüchtern zu seyn, haben sie allezeit etwas Ehrbares und Bescheidenes in ihrem Betragen. Alles stellt dort das rührende Bild der unschuldigen Natur in ihrem erstern Kindheitsalter vor. Die angenehme Einöde, die durch nichts, als durch die Aussicht einer vortreflichen Landschaft eingeschlossen wird, die lustige Lage der Hütten mitten unter den Bäumen, das Müßiggehen und die Sorglosigkeit der Schwarzen unter dem Schatten des Laubes hingestreckt, die Formigkeit ihrer Sitten, und besonders ihre unschuldige und bescheidene Blöße, alles erinnert an die erste glückliche Patriarchalische Zeit.

Bei den Gastgeboten, welche häufig unter ihnen sind, versammeln sie sich auf einem Felde, und lauern im Kreise unter einem Baume nieder. Mitten im Kreise steht eine grosse Schüssel, worinnen ein Gemenge von allerhand Gerichten befindlich ist. Der Älteste macht die Eintheilung und legt den Anwesenden vor. Er überreicht auch allen eine Flasche Palmwein, die er jedem Gaste nach der Reize an den Mund hält. Eben dieß wiederfährt jedem Fremden, der im Augenblick, als er ankömmt, wie ein Eingebornener angesehen wird. Das Fest endiget sich mit Tanzen, Musik von Trommeln, und gewaltigen Geschrey, denn keine Lustigkeit ist bey ihnen möglich, wo nicht das höchste Uebermaas herrschen sollte.

2.

Hofstaat des Königs von Kongo.

Bei der letzten Krönungszeremonie des Königs von Kongo, sind die Solennitäten diese gewesen. Der Adel und die portugiesischen Großen versammelten sich auf einem grossen Platz. In der Mitte stand ein Armstuhl, und auf einem Kissen lagen Krone, goldene Armbänder, und in einem sammetnen Beutel die päpstliche Bulle. So bald die Versammlung vollständig war, rufte einer von Adel aus der Mitte aus: „Du, der du König seyn sollst, sey we-
 „der ein Räuber, noch geizig, noch rachgierig, wer-
 „de ein Freund der Armen, gib Almosen, die Ge-
 „fangenen zu befreien, siehe den Nothleidenden bey,
 „bemühe

„bemiße dich, Ruhe in deinem Reiche zu erhalten, und
 „lebe mit deinem Bruder dem König von Portugall
 „in gutem Vernehmen!“ Nach einer darauf gehaltenen
 Musik gieng man zur Abholung des Prinzen.
 Man setzte ihn auf den Armstuhl, that ihm Armbänder
 und den königlichen Mantel um, und setzte ihm
 die Krone auf. Das Evangelienbuch ward ihm ge-
 reicht, und der König schwur, alle in der Ausrufung
 enthaltenen Punkte zu erfüllen. Jedermann warf ihm
 etwas Sand oder Erde zu, um ihn zu erinnern, daß
 er einst zur Erde werden soll. Er empfing darauf acht
 Tage lang die Glückwünsche, und am neunten
 Tage an dem Krönungsorte nach Wiederholung seines
 Versprechens, die Treueversicherung seiner Unter-
 thanen.

Ungeachtet der meistens verlohrnen Domainen,
 rechnet der Kongische König dennoch dem europäi-
 schen Gebrauch nach die Titel eines Königs von
 Matema, Loango, Guizama, Angola, An-
 goi, Rakongo, Ambondas und des grossen und
 bewundernswürdigen Flusses Zaire. Er hat einen
 sehr zahlreichen Hofstaat, sein geheimer Rath besteht
 aus zehn oder zwölf Personen, auf welche er sich in
 Verwaltung aller Angelegenheiten verläßt. Er giebt
 den Großen zweymal in der Woche Audienz, die Nie-
 drigen nähern sich dem Throne niemals. Wenn er sich
 aus seinem Pallaste begiebt, läßt er sich nur vom Adel
 und von seiner Leibwache, nebst den Fremden, die an
 seinem Hofe sind, begleiten. Er speißt allezeit allein
 in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, welche um

ihn stehen. Sein Tafelgeschirr ist von Gold; einen von Adel kostet die Gerichte, welche von hundert über-eingekleideten Hofbedienten aufgetragen werden. Wenn er seine Lieblinge beehren will, so schickt er ihnen etliche Schüsseln von seiner Tafel, er setzt sich mit ihnen hin, und trinkt und raucht, bis der Ueberschuß von Wein und Taback den Schlummer bewirkt.

Wenn er spazieren geht, so gehen vier und zwanzig Schwarze vor ihm her, alles Söhne von Herzogen, und mehr als hundert Grose machen sein Gefolge aus. Einige Hofbediente tragen seinen Sonnenschirm, den Armsstuhl und das Hangbette, welches alles von Seide und Gold strahlt.

Er hat eine uneingeschränkte Gewalt über Leben und Tater seiner Unterthanen. Das Eigenthum aller Ländereien gehört ihm einzig und allein zu. Er geht damit so, wie mit der Vertheilung der Aemter nach seinem Gefallen um. Selbst seine Kinder werden bey dem geringsten Vergehen in den Stand der Privatpersonen versetzt. Die Großen haben das Vorrecht, unter seinen Anverwandten und Kindern auf den Thron zu rufen, welchen sie der Regierung am fähigsten halten.

Ehemals, da noch der Dienst der Mookissos oder Götzen unter ihnen war, hielten die Kongoer den obersten Priester vor den Statthalter Gottes, und die andern Priester hießen der große Prophet, der Prinz vom Berge, der König des Wassers, der Gott der Elemente, der Mann der eiff Weiber, welche sich allesamt auf die Zauberey legten, und die Priester wur-

den

den nicht anders als Götter der Erde betrachtet, und der Missionen ehngeachtet, welche die äußerste Sorgfalt anwenden, den Nationalaberglauben auszureizen, betet das Volk doch noch die *Motiffos* an.

3.

Charakter und Gebräuche des Volks.

Die Kongoer sind leutselig, gesellig, höflich gegen die Europäer, den Missionaren unterthänig, gefällig im Umgang, und bey Gelegenheiten dienstfertig, obgleich in gewissen Augenblicken der Hitze und dem Ungestüm unterworfen. Ihr Umgang ist munter, lustig, voller Vernunft, und sie drücken sich mit so vieler Annehmlichkeit aus, daß ihnen ein Fremder mit Vergnügen zuhört. Ihre Unwissenheit ist ein Fehler, den sie nicht ablegen wollen.

Die Art zu sechten ist in diesem Lande so wunderbar, daß sie ihres Gleichen nicht hat; zwey Armeen von Schwarzen, die einander gegenüber stehen, fangen erst an die Ursache ihrer Streitigkeit ganz kaltblütig zu untersuchen. Unvermerkt kommen sie zu Verwürfen und Schimpfworten, endlich nimmt das Handgemenge seinen Anfang. Die Exemmeln werden gerührt, die Flintenträger werfen sie nach dem Abfeuern von sich, weil sie mehr mit ihrer eignen Furcht beschäftigt sind, als daß sie Lust hätten, dem Feinde Schrecken einzujagen. Ihre Art auf den Feind zu schießen, ist selten gefährlich, denn sie halten den Flintenkolben auf den Magen, beim ersten Feuer knien sie nieder, und
die

die Kugeln gehen oben weg. Beide Parthenen ergreifen nach der Abfeuerung ihre Bogen. Sind sie in einiger Entfernung von einander, so schießen sie die Pfeile in die Luft, und glauben, daß sie im Fallen mehr Wirkung thun, stehen sie nahe, so schießen sie gerade zu. Die Pfeile sind zuweilen giftig, und ihr erstes Mittel darwider ist ihr eigener Urin.

Die Bekkäftigung dieser Schwarzen besteht im Gespinnst allerhand Fäden aus Blättern und Rinden gewisser Bäume, daraus allerhand Arten Zeuge verfertigt werden.

Das gemeine Volk hat gemeiniglich nichts bedeckt, als den Vorderleib und zu Hause sind sie völlig nackend. Die Edlen tragen ein strohernes Kamisel ohne Ärmel, das bis unter die Hüften geht, und in zwei Streifen bis auf die Erde hängt.

4.

Begräbnißgebräuche.

Es ist ein allgemeines Vorurtheil, daß niemand eines natürlichen Todes stirbt. Man glaubt, daß die Verstorbenen die lebenden zu sich rufen. Der nächste Anverwandte des Verstorbenen wird fast allemal angeklagt, daß er seinen Tod befördert hat, welches von der unglücklichen Gewohnheit der Afrikaner herrührt, ihre Feinde zu vergiften. Wenn dem Todten die letzte Pflicht wiederfahren soll, so opfert man an seiner Hütte allerhand Federvieh, mit dem Blute besprengt man das Haus von innen und außen, und

und das Fleisch wirft man über das Dach, um zu verhindern, daß die Seele des Todten nicht wiederkomme und die Lebenden störe. Denn so bald jemand ein Gespenst erblickt, hält er seinen Tod vor gewiß, und gemeiniglich wirkt die Furcht so stark, daß der Tod nach dem Aberglauben und Schrecken erfolgt. Vor und nach dem Opfer stellt man auf dem Sarge ein erbärmliches Wehklagen an, und wenn der Schmerz nicht Thränen genug erpreßt, so nimmt man etliche Finger voll Pfeffer in die Nase, wodurch sie befördert werden. Nach der Betrübniß wird man hernach auf einmal lustig, man fängt an zu essen, zu trinken, zu spielen, zu tanzen, und unterdessen bleibt der Leichnam unbegraben. Nach geendigten Ball begiebt man sich an verabredete Orter, wo Manns- und Weibspersonen ohne Unterschied beisammen bleiben können, und im Finstern durch den Trommelschlag dazzu eingeladen werden. Das Volk versammelt sich in unglaublicher Menge. Den Müttern ist es nicht möglich ihre Töchter zurückzuhalten. Fesseln und Ketten waren geringe Hindernisse. Die Wittve des Verstorbenen selbst überläßt sich jeden der sie verlangt, ohne andere Bedingung, als nur nicht zu sprechen, so lange man mit ihr allein ist.

Man bedeckt den Weg, der zum Begräbniß geht, mit Blättern und Zweigen. Der Zug geschieht allezeit in gerader Linie, und wenn sich auf dem Wege eine Hecke, ein Baum, eine Mauer, eine Hütte findet, reißt man es ohne Bedenken nieder. An einigen Orten begräbt man bey Personen von vornehmen Stam-

de zugleich lebendige Sklaven, und füllte das Grab mit Verräthen von Eßwaaren und Getränke an. In vorigen Zeiten war es gebräuchlich, mit dem König von Kongo zwölf junge Mädchen zu begraben, die dem Monarchen in der neuen Welt zum Vergnügen dienen sollten. Alle bewarben sich um diese traurige Ehre, und sprangen voller Freuden in das Grab; sie stritten, wer sich am nächsten zum Körper legen sollte.

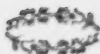
Das Loch zum Grabe wird im freien Felde gemacht und gemeiniglich mit einem Haufen Erde bedeckt. Der Leichnam wird in seinen Sarg gelegt; man wickelt ihn nur in ein baumwollenes Tuch oder in eine stroherne Matte. Das Trauern bey dem Absierben des Königs geschieht acht Tage lang, erst durch Thränen und nachmals durch Feste, die der Niederlichkeit und Trachheit gewidmet sind.

Das Reich Kongo hat weder Aerzte noch Wundärzte. Man kennt keine andern Arzeneyen als Kräuter, Wurzeln, Wasser und Oel. Die Mittel wider die gewöhnlichste Krankheit das Fieber sind, daß man den Leib mit einer Salbe von Oel und Sandelholz reibt, wider das Kerfweh, daß man an den Schläfen zur Ader läßt, und das Blut durch eine Nöhre auslaugt. Mit einem Mädchen, die zum erstenmal ihre Zeit hat, werden noch seltsamere Gebräuche beobachtet: sie muß so lange stehen bleiben, bis jemand von ihrer Familie sie ihrer Mutter überbringt, man zwingt sie, sich oft zu waschen und sich mit einem Fett zu bestreichen, ohne mit einer Mannsperson reden zu dürfen, weil sie sonst vor unfruchtbar gehalten würde.

Einwohner von Loango.

Von Loango, welches ehemals zu Kongo gehörte, wird der Souverain nicht anders, als ein Gott bedient. Sein Tael Samba und Pango bedeutet eine Gottheit. Man bittet ihn in der Versammlung der Priester und der gewaschenen Edlen um Regen, er schießt einen Pfeil in die Luft, und da gemeiniglich die Priester ihre Zeit zu nehmen wissen, wenn der Regen bevorsteht, so wird das Volk, wenn es regnet, so sehr in seinem Aberglauben bestärkt, daß die Ehrsünde durch Zurufen, Frohlocken, Springen und Händeklatschen bis zur Ausschweifung getrieben wird. Dem Mensch darf sich bey Sitase des Todes unterstehen, den König heißen zu sehen, kein Hausofficier darf ihn bey der Tafel bedienen, und wenn der König in der Gegenwart seiner Hofleute tritt, so lehren ihn alle, die ihn bedienen, den Rücken zu, und Hingeln, um anzuzeigen, daß jedermann niederfällt. Alles, was von seiner Tafel kömmt, wird sogleich vergraben. Seine Audienz giebt er in der Kammer eines großen Hofes, versehen einem weissen und einem reichen Vorle, unter welchem er, wie die Schwarzen sagen, die Schwanzhaare eingeschlossen hat. Bey gewissen Festen zeigt sich der König auf einem Thron, hinter welchem seine Frauen mit reichen Stoffen umwickelt an einem Pfeiler hängen. Um ihn herum sind große Kisten angeordnet, um die Luft kühl zu erhalten. Vor dem Thron liegt ein großer Teppich, worauf die Stufen im Kropfe stehen,

und jeder hat einen Büffelschwanz in der Hand, um sich damit zu fächeln. So bald der König kommt, machen ihn die Edlen den Kilomba oder die Bewillkommung, die in zwei Sprüngen vor und rückwärts bestehen. Der König streckt die Arme aus, sie zu umfassen, sie wälzen sich hingegen um ihre Ehrfurcht zu bezeugen, vor seinen Füßen herum. Die gemeinen Schwarzen fallen auf die Knie, wenn sie einen Edlen sehen, und wenden den Kopf weg, weil sie sich nicht vor würdig halten, ihn anzublicken zu dürfen.



Von den Koreern.

Die Koreer, welche unter chinesischer Vormächtigkeith stehen, und von ihrer Abstammung, so wie die Japaner sind, haben eine vortheilhafte Gestalt und Geschickbildung, und sind von einem geselligen Charakter gegen Fremde, die ihnen überlegen scheinen. Sie sind leichtgläubig, weil sie unwissend sind, und lügenhaft, weil sie betrügen wollen, und darinnen nichts Verurtheilendes finden.

Von Natur sind sie weiblich, und der Ausschweifung der Wollust ergeben, sie lieben Tanz und Musik ungemein. Ihre Neigung ist nichts weniger als kriegerisch, ob sie gleich den Gelehrten den Tödtung versagen, und so hart sind, als die Einwohner von Kocinchina. Sie fürchten die Versklavung, und rechnen für die größte Schmach, wenn jemand sein Leben im Kriege wagen muß. Sie scheuen sich vor dem Blute so sehr, daß sie davon laufen, wenn sie einige Blut auf dem Wege finden. Der Anblick eines Kranken schreckt sie eben so sehr. Sie schassen ihn, im Fall seine Krankheit ansteckend ist, aufs Feld in eine strohene Hütte, wo die Aeltern die Vorbegehenden warnen müssen, sich zu nähern.

Niemand als die Verurtheilten bedienen sich der Zierde, die Zauberer und die Blinden rathen unter dem Volke eben so viel Uebel an, als die Wahrsager und Zigeuner anderer Orten. Die Häuser sind nie

drig, zwischen hölzernen Pfählen mit Lehm ausgefüllt und mit Stroh bedeckt, und da die meisten gewölbt sind, so ist bey angezündetem Feuer die Hitze so stark darinnen, als in einem Backofen.

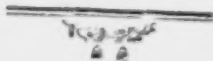
Die Wohnungen der Vornehmern sind angenehmer, ihre Häuser haben eine Vorlage, wo sie Gastgebote geben; sie enthalten einen Hof, ein Wasserbassin und einen Garten mit bedeckten Gängen. Die Frauenzimmer sind im Innersten des Hauses, vor welche die Koreer überhaupt wenig Achtung haben. Sie gehen nach orientalischer Art mit ihnen wie mit Slawinnen um, und jagen sie fort, wenns ihnen einfällt. Die Weiber hingegen dürfen ihre Männer nicht verlassen, als nach richterlicher Entscheidung. Die Töchter haben an der Erbschaft keinen Antheil, weil eine Frau zu ihrem Mann nichts als ihre Fruchtbarkeit bringe. Wenn der Vater alt wird, übergiebt er die Wirthschaft dem ältesten Sohn, und die Ehrfurcht, welche die Kinder gegen ihre Aeltern haben so wohl, als die Gastfreundschaft, die sie den Fremden erzeigen, gehören unter ihre vorzüglichsten tugendhaften Eigenheiten.

So bald ein Aelterer gestorben ist, laufen die Brüder oder Kinder wie unsinnig herum, man behält den Todten im Hause, oder im Garten bis auf den Herbst oder das Frühjahr. Der Tag der Beerdigung wird mit Schmausen und Lustbarkeiten zugebracht. Über die Gruft der Vornehmern wird feine Bildsäule mit Namenschrift gesetzt, das Gras vom seinem Grabe abgeschnitten, und die Opfer wiederholt, die in Verbrennung wohlriechender Hölzer und Es-

saaren

waaren bestehen. Die Leichencereemonien sind bey den Koreern wie bey den Chinesern die vorzüglichsten, und fast einzigen Übungen der Religion, denn die Bonzen haben bey ihnen wenig Credit, und die Pagoden werden selten besucht.

Man rechnet Korea 180 Stunden in die Länge, und 120 in die Breite, und zählt 150 Städte auf chinesische Art gebaut. Das sonderbarste ist, daß sie mit militärischen Mönchen besetzt sind, die auf die Art doch zu etwas brauchbar gemacht werden. Ob auch gleich die Könige von Korea sich Unterthanen des Kaisers von China nennen, so üben sie dennoch unumschränkte Gewalt in ihrem Lande aus, erheben Zehnden, und besetzen alle Ämter nach ihrem despotischen Willen.



Von den Lappländern. *)

Bey nahe sollte man glauben, daß die Alten unter den Pygmaiden keine andere, als diese kleinste und häßlichste aller Nationen verstanden haben könnten. Das elendeste Land von einem Gemenge dreier Nationen, von denen die heutigen Einwohner nicht mehr die geringste Aehnlichkeit haben, nicht gebaut, sondern versteilt, ernährt eine Klasse von Menschen, die in allem Betracht die bedauernswürdigsten unter unseres Gleichen sind. Vier Fuß hohe Menschen, mit unförmlich grossen Köpfen, flachen ungestalteten Gesichtern, tiefen kleinen Augen, platten Nasen, dünnen Armen und Beinen und niederträchtigen Ansehen, leben beynahe acht Monate in einer erstarrenden Kälte, und scheinen in der That, wie ihr Name giebt, (Lappe oder vertrieben,) von der ganzen Natur verflohen zu seyn.

Die schwedischen Lappen haben nichts als Baumpfähle mit Rinden bedeckt zu Städten, die Sümpfe zum Fischfang und den Wald zur Wohnung, Heerden und Pelzwerk zu ihrem Reichthum. Grund und Boden gehört dem König. Ihre pyramidenförmige Hütten gleichen den tartarischen Zelten, so wie ihre Lebensart. Der Heerd ist in der Mitte, und die Rennthierhaut das einzige gemeinschaftliche Bett.

Die

*) nemlich Russische, Dänische und Schwedische Lappen dieser Nation.

Die russischen Lappen wohnen unter der Erde, und ihr Bett besteht bloß aus dürren Blättern. Oft reissen die Bären die Hütten nieder und verzehren die Vorräthe, daher wohnen manche auf einer Art vom Taubenhause, das auf Stangen ruht, und einen Stamm zum Grunde hat, der 7 bis 8 Fuß hoch von der Erde abgehauen, und mit Fischehran bestrichen ist, damit die Bären an dem glatten Stamm sich nicht der Hütte bemächtigen können.

Trockne Fische zu Pulver gerieben ist ihre Brod, Bären- und Renchierfleisch ihre Speise, Wildpret und Fische werden zusammen gekocht, halb roh mit jungen Tannennosren verzehrt. So gar das einzige Getränk, das Wasser, muß beständig im Kessel über dem Feuer stehen, damit es vor dem Froste erhalten wird. Vor einige Gläser Brandwein lassen sie sich betrügen, wie die fremden Kaufleute nur wollen.

Im Mangel sind sie mästig, daher erreichen sie ein hohes und fast immer Krankheitsloses Alter; im Uebersuß hingegen sind sie unersättlich. Man sieht sie in einem Kreise um einen Kessel sitzen, und ein Stück Fleisch oder Fisch herauslangen, und in ihre Miße legen, stillschweigend und heißhungerig verschlingen. Sie beten nach Fische, schlagen in die Hände, und ermahnen sich, einmüthig zu seyn.

Sie rauchen und lauen Taback mit dem größten Vergnügen, sie verwahren ihn hinter den Ohren, wenn sie ihn gekaut haben, damit er einen neuen Geschmack bekommen soll, und wenn sie dies zweymal wiederholt haben, so rauchen sie ihn. Sie üben sich bey

und nach ihren Gaißeboten mit Springen, laufen und Ringen, so wie die Weiber mit Ballschlagen. Der beständige Rauch ihrer Hütten zieht ihnen das Augenwech, und im Alter die Blindheit zu.

Unwissenheit und daraus folgender Aberglauben ist Schuld, daß man nirgendwo mehr Zuversicht auf die geistlichen Taschenspieler setzt, die sich rühmen, dem Sturm gebieten, oder Sturm erregen, verlorene Sachen wieder finden, glückliche Jagd und Fischeyen verschaffen zu können. Diese Zauberer bedienen sich einer gewissen magischen Trommel mit symbolischen Figuren bezeichnet, sie spannen sie am Feuer, knien nieder, lassen eben dieß allen Anwesenden thun, sprechen Zaubersprüche aus, gebärden sich wie Rasende, um besessen zu scheinen, ahmen die Erleertheit nach, und wenn sie nach einer Stundenlangen Sinnlosigkeit wieder zu sich kommen, offenbaren sie, was sie vom Teufel gehört haben wollen. Besonders haben die dänischen Lappen eine gewisse Kugel von Federn, die Gan genannt wird, welche den Tod desjenigen bewirken soll, den sie trifft, und sie glauben, daß der Teufel unter der Gestalt einer schwarzen Katze alles hört, was sie ihm sagen, und ihn durch Kennzeichen offenbart, was sie thun sollen, so wie sie auch ihren Ruin hören las Oft sagen, wo sie hinreisen wollen.

Ihre Uebersetzung zum Christenthum ohngeachtet, sind die meisten noch heidnische, und an vielen Orten öffentliche Götzendiener. Die Regierungsweise ist bey nahe noch eben dieselbe, als sie vor Gustavs Zeiten war, da die Lappen zu Schweden verumigte.

Jede

Jede Klasse des guten, mittlern und schlechteren Land, des bezahlt jetzt statt des ehemaligen Tributs an Pelzwerk, eine Kopfsteuer nach der Beschaffenheit der Güte und der Größe des Grundstücks. Fünfzig Felle von Eichhörnern oder Braunwerk werden statt 1 Rthlr. 8 ggr. oder statt eines Fuchshalbs angenommen. Eben diese Thierhäute dienen auch zum Schmuck, und die Rennthierhäute zum Fußdecken ihrer Kirchen.

Die Menge der Rennthiere bestimmt den Werth eines Mädchens, denn bloß aus Reichthum, und niemals wegen Tugend oder Schönheit finden sich Freyer. So bald ein Kind getauft ist, bekommt es ein Rennthier geschenkt, ein anderes, wenn es Zähne hat, und je größer es wird, je mehr nimmt seine Heerde zu. Wenn ein junger Mensch um ein Mädchen anhält, so besprechen sich beiderseits Aeltern, und trinken den Brandwein aus, den der Bräutigam mitgebracht hat, wird er in die Hütte gerufen, so küßt er seine Braut, und reibt seine Nase an die ihrige, welches das Merkmal der größten Höflichkeit in Lappland ist. Er zieht alsdenn ein Stück gekochtes Fleisch aus seinem Busen, und bietet es der Gesellschaft an; es wird nicht angenommen, sondern die Braut giebt ihm einen Wink heraus zu gehen, und dies ist der entscheidende Augenblick. Würst sie das Geschenk weg, so geht die Heurath zurück. Nimmt sie es an, so werden die Besuche so lange wiederholt, als der Braut Vater Lust hat, seines Schwiegersehn Brandwein zu kosten, welches sich oft Jahr und Tag verweilt. Die verliebten Lieder dieser sonst so unwissenden Nation sind

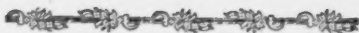
seit Montagnens Zeiten bekannt, und zeigen, daß Poesie und Gefühl selbst **Lappen** zu besessenen vermag. Der Bräutigam muß nach vollzogener Heurath seinem Schwölgervater ein ganzes Jahr dienen. Die Hochzeit wird auf gemeinschaftliche Kosten gemacht, so, daß jeder Gast das seinige mitbringt, und alle die von dem jungen Ehemann Geschenke bekommen haben, geben ihm 4 bis 5mal so viel wieder. Es giebt Väter, die ihren Töchtern bis 200 Rennhirte mitgeben. Selten geht die Fruchtbarkeit höher als auf 3 Kinder, und der Brandwein kann davon eine Hauptursache seyn, weil er zu unnützig gebraucht wird. Ubrigens zwingt sie weder Klima, noch Temperament, noch die Reize der Weiber zur Ubertretung der Enthaltsamkeit.

Ihrer Natur nach sind die **Lappen** schüchtern, eigensinnig, betrüglisch und lügenhaft, verzagt, so lange sie Gefahr sehen, wüthend, wenn sie in Zorn gesetzt werden. Eine unbefennene Verwegenheit ersetzt alsdenn ihre natürliche Furchtsamkeit, sie schlagen sich mit großen Messern, und der Ueberwinder ruht nicht eher, bis er seinem Gegner das Maul bis an die Ohren aufgeschlitzt hat. Gelassen, sind sie traurig und mürrisch; aufgebracht, sind sie heimtückisch und wüthend. Im Aberglauben sind sie ausschweifend, sie sparen weder Flüche noch Eidschwüre, um ihrem Feind zu schaden, und alle Zaubermittel sind ihnen gleich gut dazu. Im Gegentheile sind die **Lappländer** auch gutthätig und gastfrey, mehr als ein Volk in der Welt; sie sind leutselig, dienstfertig und gegen
Freunde

Fremde rechtschaffen, aber äusserst furchsam und verzagt.

Der Sommer, der bey ihnen unerträglich heiß ist, läßt sie bis auf leinwandene Beinleider nackend gehen, der Winter, der sie alles Lichtes binnen 3 Monaten beraubt, und so heftig ist, daß selbst der Weingeist gefriert, läßt sie vor eingekleidete Bären ansehn. Armuth, Frost, Unwissenheit, Zauberer, Priester, Fliegen, Blindheit, Finsterniß, alle Uebel scheinen dieß Volk zu plagen, und unter betäubender Trägheit des Rausches, oder eines Murmelthierschlafes zu begraben.





Von den Louisianern.

Das Land der Illinois, welches der große Fluß Mississippi durchströmt, hat den Namen von Louis XIV. erhalten, seitdem der Ritter de la Salle davon im Namen seines Königs Besitz nahm. Die Neuorleans bauten und bewohnten, wurden mit verschiedenen Lieferungen von Mädchen versorgt, und das französische Blut vereinigte sich bald mit Illinoisern und Natcheern. Ehe die Illinois das Christenthum angenommen hatten, waren keine Wilden so lasterhaft, als sie: sie waren zwar sitzsam und gelehrig, aber niederträchtig, verrätherisch, leichtsinnig, betrügerisch, diebisch, ohne Ehre und Treue, eigennützig, gefräßig und einer abscheulichen Neigung ergeben, die bey den Griechen und Römern nicht eher einriß, als bis sie anfiengen, gesitteter und höflicher zu werden.

Ihre Weiber sind zu vielen Arbeiten sehr fähig, sie spinnen das Hindshaar, und wissen es feiner zu machen, als die Schafswolle, es gleicht unter ihren Händen der Seide. Sie machen Zeuge daraus, die sie auf verschiedene Art färben, und brauchen sie zu Röcken, die sie mit Sehnen von Rehen zusammen nähen. Wenn sie die Sehne abgepußt haben, legen sie sie einige Tage an die Sonne, und wenn sie trocken ist, schlagen sie sie und ziehen ohne Mühe einen Faden

Faden daraus, der so weiß und fein, auch ohnweit stärker vom Gehalt, als der beste Zwirn ist.

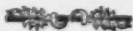
Die **Chikachas** sind die tapfersten und furchtbarsten Wilden in **Neufrankreich**, sie besizen auch das schönste Land von **Amerika**. Sie reiten sehr gut, und scheinen gebohrne Soldaten zu seyn. Sie haben viel Gleichgültigkeit gegen ihre Weiber, und würdigen sie nicht, sie mit sich essen zu lassen. Wenn ein **Chikache** ein Reh erlegt hat, so schickt er seine Frau, um es abholen und zurichten zu lassen. Sie wissen das Geschrey eines Thieres so künstlich nachzumachen, daß sie nicht selten die Fremden hinlocken, wo sie ihr Ende finden. Gleichwohl sind sie unter allen Nationen von **Louisiana** diejenige, wo der größte Ueberfluß herrscht. Ihre Flüsse sind mit unzähligen Wasservögeln bedeckt, das Land zeigt überall Heerden von Truthühnern, die Wälder sind ganz voll von wilden Ochsen, und in so grosser Menge, daß, wenn die **Illinoer** sie erlegt haben, nur die Hindsjunge geessen wird.

In der That waren die **Illinoer** das zahlreichste Volk von **Louisiana**, aber ihre beständigen Kriege mit den nördlichen Nationen, und der Haß, den die Wilden von **Canada** wider sie haben, weil die **Illinoer** theils beständig Einfälle thaten, theils ihre Viber umbrachten, deren Häute den vornehmsten Handel in **Canada** ausmacht, haben sie sehr geschwächt.

Ihre Geschichte pflanzte sich nur durch Tradition fort, weil ihnen die Kunst zu schreiben fehlt. Die Allen versammeln die Jugend um sich, entfernen die Weiber, und erzählen ihnen treulich die Geschichte, wel-

welche von einem Geschlechte aufs andere fortgepflanzt wird, man nennt dieß bey ihnen die alte Rede. Bey diesen Völkern werden die Ehebrecher nackend gepeitscht, und die, welche in der Schlacht weichen, verunehret und selbst von den Weibern verachtet; sie müssen so lange einen Weiberrock tragen, bis sie durch eine tapfere That ihre Ehre wieder erworben haben.

Die **Illinoex** sind in Stämme eingetheilt, und werden von Oberhäuptern beherrscht, die bey ihrer despotischen Regierung dennoch die Kunst besitzen, sich beliebt zu machen, sie werden für Väter des Volks angesehen, und genießen einer schmeichelhaften Ehre, als alle Pracht der asiatischen Tyrannen. Die Ratzen, die sie am Leibe tragen, die Proben ihrer Tapferkeit, sind das Vorrecht, das ihnen das Kommando erwirbt, und die Reden der Alten werden vom Volke nicht anders, als Orakelsprüche angesehen. Die übrigen kleinen Völkerschaften gehen in ihren Sitten in nichts von denen ab, die unter den Canadiern gebräuchlich sind.



Von den Madagaskern.

Die Zahl der Bewohner von Madagaskar würde ohnweit beträchtlicher seyn, wenn nicht die Vermehrung der Menschen durch den eingeführten Gebrauch gehindert würde, bey der Geburt eines Kindes, die glücklichen oder unglücklichen Tage zu unterscheiden, und diejenigen Kinder, die unter einem unglücklichen Gestirne geboren werden, ohne Barmherzigkeit zu verlassen. Die Farbe dieser Insulaner ist so schwarz als Kohle. Die Großen im Lande behalten dennoch etwas von ihrer eignen Farbe, weil sie aus Arabien stammen. Unter ihrer Herrschaft lebt das Volk zwar in Sklaverey, doch wegen der Zänkereyen der Großen in beständigem Streit.

Ueberhaupt genommen sind die Madagasker groß, wohl gestaltet, munter und haben ein kühnes und stolzes Ansehen. Ihre Sprache klingt sanft und angenehm; sie wissen sich mit so viel Kunst zu verstellen, als die feinsten Betrüger in Europa. Ihre Waffen bestehen in Wurfspeeren mit Eisen beschlagen, die sie allezeit sehr glänzend unterhalten, und mit ungemeiner Geschicklichkeit zu werfen wissen.

Die Töchter werden im achten oder neunten Jahre verheuratet, und im zehnten sieht man viele, welche Mütter sind, und ihre Kinder stillen. Sie sind durchgehends von verliebter Neigung, und gegen ihre Liebhaber der größten Zärtlichkeit, Ergebenheit und Treue fähig.

sähig. Diejenigen, welche die Brüste lang genug haben, geben dem Kinde über die Achsel zu trinken, und man hält dies in Madagaskar für keinen Ubelstand, wo man sich mit der Kunst noch nicht beschäftigt hat, eine Brust in Ordnung zu legen und aufzubauen.

Diese Völker haben Gesetze, davon sie weder den Ursprung noch die wahre Bedeutung wissen, dennoch aber genau beobachten. Den Dieben durchsticht man die Hand, den Mördern schlägt man den Kopf ab, nur gegen Ehebrecher ist man so nachsichtig, als in Europa. Die Großen entscheiden die Prozesse so wohl in Civil, als peinlichen Sachen. Der Vasall zieht mit seinem Herrn in Krieg und sieht tapfer, wenn er durch sein Beispiel aufgemuntert wird. Zu Friedenszeiten versammeln sie sich um das Haus ihres Souverains, und preisen seine Güte und Tapferkeit durch Freudengeschrey und Loblieder. Wenn einer dieser Fürsten einen andern besucht, so bietet dieser den Ankommenden allezeit eine seiner Weiber an, und würde es als die größte Beleidigung ansehen, wenn er sich ihrer nicht bedienen wollte.

Die ordentlichen Beschäftigungen sind die Viehzucht der Männer, der Feldbau der Weiber, und Verrichtung baumwollener Mäntel und Decken, als gemeinschaftliche Verrichtungen. Milch, Reis und Wurzeln sind ihre gewöhnliche Speise. Nur an Festtagen und bey großen Feyerlichkeiten ist man fleisch. Es wird mit samt der Haut gebraten. Das beliebteste Getränk ist Meth. Der kostbarste Anzug besteht

besteht in einem Stück Leinwand, das über die Schulter hängt, und in einem andern, das die Mitte des Leibes bedeckt.

Diese Enländer üben bey den Pflichten, die sie den Verstorbenen erweisen, keinen Religionsdienst aus. Sie haben keine bekannte Gottheit, als eine Art von Grille, die sie in ihrer Hütte sinnen. Sie nennen sie ihren Oly, und tanzen auf eine so ausgelassene Art um sie herum, daß es einer Raserei ähnlich wird. Die Gewohnheit der Beschneidung bestätigt die Ueberlieferung, daß die Madagasker aus Arabien stammen, und daß der Mahomedanismus bey ihnen eingeführt ist. Aber auch die Natur macht diese Vorsicht nothwendig. Es entsteht nemlich in gewissen falkigen Theilen eine Menge kleiner Würmer, die nicht anders als durch Ausschneidung des Theils, der sie erzeugt, weggebracht werden. Vielleicht ist dieß die Ursache, warum die Beschneidung so, wie das öftere Waschen bey den orientalischen Völkern, nicht allein zur Gewohnheit, sondern zum Geß geworden ist. Aus dieser Ursache haben selbst die Christen in Abyssinien sich genöthigt gesehen, die Beschneidung beizubehalten, und mit der Taufe zu verbinden, denn bey den asiatischen und afrikanischen Völkern wird die Beschneidung auch bey den Weibern vorgenommen, um sie vor dieser Krankheit zu bewahren.

Die Ceremonie wird alle 3 Jahre wiederholt. In jeder Stadt wird eine Halle auf hölzernen Säulen erbaut. Dieser Ort wird für heilig gehalten, und niemanden ist erlaubt, sich ihm zu nähern, oder dahin zu gehen.

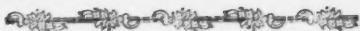
gehen. Die Kinder, welche beschnitten werden sollen, werden von ihren Vätern nach einer neuntägigen Fasten auf den Achseln durch die Stadt getragen. Die jungen Leute, welche schon beschnitten sind, folgen der Proceßion, sind mit ihren Lanzen bewafnet, und machen tausend fürchterliche Geberden, als ob sie in die Schlacht giengen. Vor der Defnung der Pailisaden halten sie inne, theilen sich in zwey Haufen und scharmusiren unter allerhand verstellten Angriffen, bis sie vor Müdigkeit auf Matten, die darzu hingelegt sind, hinfallen. Eine Art von Priester, dessen Amt ist, die bösen Geister zu vertreiben, läuft wie ein Hase, der in jede Hütte, bedroht die bösen Geister, zwingt sie zu weichen, und verbannt sie in ein Hun, das er an der Thüre zerquetscht. Die Väter und Mütter zeigen sich alsdenn mit so viel Kindern und schwarzen Hünern, als Kinder sind. Die Beschneidung geschieht mit einem Steine, und jeder Vater tödtet so gleich sein Hun, davon er das Blut auf die Wunde laufen läßt. Die Mutter tuakt Baumwolle hinein, und verbindet damit den Schaden.

Die Sprache, welche in Madagaskar gebraucht wird, ist sehr reich, und scheint viel übereinstimmendes mit den orientalischen Sprachen zu haben. Ohngeachtet sie in allen Gegenden der Insel gesprochen wird, so hat sie doch sehr verschiedene Dialecte. In vielen Provinzen wird sie kurz, in andern lang, in einigen gezwungen, in manchen natürlich ausgesprochen. Man bedient sich der arabischen Buchs

Buchstaben, und schreibt von der rechten gegen die linke Hand, wie die Juden.

Das Papier wird aus Baumrinde gemacht, fast auf eben die Art, wie in Europa, nur mit weniger Umständen und Werkzeugen. Man stampft die Rinde in einem hölzernen Mörzel, bis ein Brei daraus wird, und dieser wird mit Wasser angesendhet. Ein Gitterrohr von feinen Rohr gesplechten dient, diesen Brei darauf zu schütten, und ablaufen zu lassen: hernach wird er auf ein mit Del bestrichenes Blat von Balisierbaum gebracht, und an der Sonne getrocknet. Die Farbe dieses Papiers fällt in das Gelbe, das Papier aber schlägt niemals durch, wenn es vorher durch Reiswasser gezogen und geglättet worden ist. Die Dinte wird aus einem gewissen Holze gesetzt, dessen Saft bis auf einen bestimmten Grad einkochen muß. An statt der Federn bedient man sich eines Stückes Rohr, das an einem Ende gespalten wird.





Von den Mexikanern.

Das schönste Land der Welt, und die fähigsten Menschen glücklich zu werden, waren darzu bestimmt, Theater des Mordes und Beweise der spanischen Grausamkeit zu werden. Kriegszucht, Tapferkeit, Mäßigkeit, Arbeitsliebe, Kunstfleiß, alles begünstigte ein Volk, das die Spanier vertilgten, statt zu bessern, dessen Reichthum sie plünderten, statt ihn zu benutzen, und deren Land sie verheerten, statt es zu bauen. Ehe Mexiko ein Gemenge von Indianern, Spaniern, Kreolen, Mestizen, Schwarzen und Mulatern wurde, bemerkte man eine Gleichförmigkeit von Bildung und von Sitten. Die Mannspersonen waren von mittelmäßiger Größe und wohlbeleibt, sie hatten grosse Augen, breite Stirnen, ohne Nasenlöcher, glatte Haare, wenig Bart, den sie ausriesen oder zu wachsen hinderten. Sie malten sich den Leib und den Kopf, schmückten Arme und Beine mit Vogelfedern, und durchlöchernten die Nase und die Lippen, um Schnäbel und Fänge von Adlern, oder die Gräten von schönen Fischen daran zu hängen. Die Vornehmern trugen Zinnober, und die Weiber wuschten ihre Haare mit ungemeiner Sorgfalt zu ruhen. Der Kaiser selbst, und die Caciquen, trugen nichts als ein Stück Baumwolle, damit sie sich einwickelten, und die Kriegerleute hiengen eine Thierhaut um sich, das ihnen mit einem Federpuß auf dem Kopfe, und einer

einer Schnur angerenkter Hände, Nasen und Ohren das Ansehen gab, das sie wünschten.

Zu Montezumas Zeiten war Mexiko ein Ort, der Venedig oder den schönsten Werken der Römer gleichen konnte. Eine Menge von prächtigen steinernen Dämmen, Lustörter und Gebäude trugen Thürme, Bäume und Gärten, gleichsam aus dem Meere hervor. Jeder Damm wurde durch eine kleine Aufzugbrücke oder Schanze verteidigt. Die Häuser waren alle mit Altänen und Terrassen versehen, und nach einerley Modell gebaut. Einige Gassen bestanden, wie in Venedig, aus Kanälen, mit den prächtigsten Brücken versehen. Mehr als 3000 Raciquten brachten einen Theil des Jahrs in Mexiko, in ihren steinernen Pallästen zu.

Die öffentlichen Plätze, die Märkte, die Kramläden, die Gassen, glänzten von Gold und Silber in getriebener und gestochener Arbeit, Tafelgeschirren, baumwollenen und mit Federn durchwirkten Stoffen. Der öffentliche Marktplatz, der größte in der Welt, faßte achtzig tausend Personen, man brachte alles, was das Reich lieferte, dahin. Die Zelter waren in Reihen so eng neben einander aufgeschlagen, daß man nicht wußte, wie man durchkommen sollte. Alles ward verkauft, die Ordnung überall ohne Gewalt erhalten, die Künste so hoch gebracht, daß sie den Spaniern unbegreiflich schienen, und Hieroglyphen mit der Malerei zugleich vollkommen.

Gegenwärtig haben die Spanier die eingebornen in eine der Vorstädte Guadalupea verbannt.

Seit Cortez Zeiten ist die Stadt fast gänzlich erneuert worden. Die Mauern sind von außen mit bunten farbigen Kieselsteinen ausgelegt, die Thüren sind sehr groß und hoch, ob gleich die Häuser der Erdbeben wegen nur niedrig sind. Die Fenster haben eiserne Brustgeländer, die die Breite des ganzen Hauses einnehmen, und mit Orangenbäumen und Blumen besetzt sind. Der große Marktplatz ist mit des Königs Pallast, dem königlichen Gerichtshof, der Münze, der Inquisition, den Universitätsgebäuden, den Gefängnissen, dem Rathshause und dem Dominikanerkollegio eingefast, und die Gassen so breit, daß sechs-spännige Wagen darinnen umlenken können. Jeder Tag in der Woche liefert seine besonderen Waaren. Mehr als 80 Kauffarthenschiffe liefern jezo nach Mexiko alles, was China, Japan, Indostan und Persien Seltenes hat, und jährlich kommen 2 Gallionen aus Spanien an. Noch heutiges Tages sind die Kakaoerne die kleine Münze, weil man keine geringere Geldsorten hat, als halbe Realen. Man rechnet 100,000 Einwohner in Mexiko, davon Schwarze und Mulatern den größten Theil ausmachen. Kleidung, Kutschen, Frauenzimmer und Gassen sind zum Sprichwort geworden, wenn man etwas Sehenswürdiges nennen will.

Die Wagen zu Mexiko und Veracruz sind kostbarer als irgendwo. Man rechnet ihrer mehr als 4000, an denen alles, was sonst Vergoldung heißt, von Gold oder Silber ist. Nichts ist gemeiner, als auf den Hüten der Leute vom Stande Rosen von
Dias

Diamanten zu sehen, und Schnüren von Perlen auf den Hüften der Handwerksleute. Der Handel hat beynahe alle Mexikaner bereichert. Die Metropolitankirche hat allein jährlich 300,000 Masters Einkünfte.

Der Charakter der Neuspanier ist eben der, wie in Europa. Sie sind ernsthaft, scharfsinnig, trüg, stolz und von sich eingenommen. Sie bilden sich auf ihre Herkunft viel ein, daher sie die Creolen hassen.

Diese letztern haben wenig Herzhaftigkeit, sie überlassen sich der Trägheit, darzu sie ihr warmes Klima und die daraus keimende Wollust veranlaßt. In der Klippigkeit trunken, verschwenden sie ihr Geld ohne Geschmack und Ueberlegung aus bloßer Prahlerei, und sehen mehr auf das Aeußerliche, als auf das Wesentliche. In ihrer Belöstigung sind sie mäßig, aber ihrem Müßiggangs und Temperamente gemäß, beschäftigen sie sich bloß mit Galanterien. Sie üben sie nach Art der Spanier aus, und suchen sich bey dem Frauenzimmer durch abentheuerliche Thaten und Reden, durch elende Musik, Verse und lächerlichen Aufwand beliebt zu machen. Die Weiber unterscheiden sich weder durch Vernunft, noch durch häusliche Tugenden, sie beobachten aber den Schein, richten sich nach der Gewohnheit, und sind klug genug, den Zwang, in welchem sie leben, zu ertragen, oder sich insgeheim zu entschädigen.

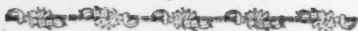
Die Indianer sind noch heutiges Tages so, wie sie vor der Eroberung gewesen sind, demüthig, unter-

thänig, furchtsam und gelehrig. Man begegnet ihnen hart, ob sie gleich viel süsslicher sind, als die europäischen Kolonien. Die Schwarzen haben ihrem afrikanischen Charakter gemäß, Grobheit, Hartnäckigkeit, Unverstand und Bosheit behalten, sie sind aber zur Sklaverei am geschicktesten.

Bei den Neuspaniern in Veracruz ist Stolz und Reichthum so hoch gestiegen, daß man niemanden für einen Mann von Ansehen hält, der nicht 5 bis 600,000 Piasters im Vermögen hat, und bei allen diesen erstaunenden Reichthum leben sie fast von nichts, als von Eshokolade und Zuckerwerk. Die Mannspersonen sind stolz und eifersüchtig, die Frauenzimmer leben im Innersten ihrer Häuser verschlossen, um die Bekanntschaft der Fremden zu vermeiden. Wenn sie zuweilen ausgehen dürfen, fahren sie allemal, diejenigen aber, die keinen Wagen haben, nehmen einen großen beuten Mantel um sich, der vom Kopf bis auf die Füße geht, und eine enge Oefnung hat, daß sie im Gehen sehen können. Zu Hause tragen sie nur ein kleines seidenes Korset über dem Hemde mit goldenen oder silbernen Drathe geschnürt, und an statt der Haube binden sie die Haare auf dem Kopfe mit einer Bandschleife. Bei diesem so einfachen Anzuge tragen sie doch allezeit eine goldene Kette um den Hals, und eben solche Armbänder, auch Ohrgehänge von Diamanten. Die Mannspersonen haben viel Fähigkeit, und nirgendwo mehr Gelegenheit zur Handlung, als in Neuspanien, ihre natürliche Schläfrigkeit aber macht, daß sie alle Arbeit verabscheuen. Man
siehe

sieht bey ihnen nichts als Rosenkränze und Reliquien in den Händen und am Halse, und ihre Zimmer stehen voll Statuen und Bilder der Heiligen. Die Lust in den Regenmonathen, April und November, nebst den Früchten, ist vor Fremde das Gefährlichste, und die blinde Sicherheit, mit welcher die Neuspanier über die Verwüstungen von Mexiko, und über die Schutthaufen von Guadimala bauen, zeigt, wie wenig die Menschen vom Unglück Vorthail zu ziehen, und mit wie weniger Klugheit sie ihre Anstalten zu machen wissen.





Von den Mingreliern.

Das alte Kolchis, heutiges Tags durch die Entdeckung von Heraclea, so wie in vorigen Zeiten durch das goldene Vlies berühmt, wird von einem Fürsten regiert, dessen Regierungsart eben so sonderbar, als seine Lebensart ist. Er reiseth jährlich herum, um den Tribut einzukheben, und die Streitigkeiten seiner Unterthanen abzuräumen. Er nimmt die Bittschriften unter Weges an, und giebt sie seinem Bezirker, der sie laut abliest. Die Kläger und Beklagten thun durch Bitten, Schmeicheleyen und Winseln alles, was sie können, um den Fürsten zu rühren. Des Fürstens Ausspruch ist allezeit unwiderruflich.

Jeder Kolchische Edelmann hat das Recht, seine Unterthanen zu verkaufen. Jeder Bauer muß ihm nach Vermögen, Getrende, Vieh, Wein und andere Lebensmittel zinsen, und einige Tage im Jahre beistehen. Der Adel zieht also bey den Bauern herum und schmausht von einem zum andern fort, so wie der Fürst bey seinen Edelleuten herumziehet, und zwar im Gefolg aller seiner Weiber, Kinder und Bedienten. Der Gebrauch in Mingrelien ist, daß sich die Vornehmern tragen lassen, ohne sich der Pferde zu bedienen.

Die Edelleute entscheiden ihre Streitigkeiten durch die Waffen. Derjenige, welcher sich vor bekümmert hält, fällt die Güter seines Feindes mit gewaffneter Hand

Hand an, plündert, sengt und brennt, nimmt das Vieh weg, und mißhandelt die Unterthanen; oft werden solche Streifzüge nicht anders geendigt, als durch die Erlegung eines von beiden Duellanten, wosern nicht einer von ihnen seine Zuflucht zum Fürsten nimmt. Die Adelichen gehen daher niemals anders, als mit ihrem ganzen bewafneten Gefolge. Ihr Bewehr besteht in einem Säbel, in einem Besen, Pfeile, Streikselben und Schild. Sie wissen sich der Länge und ihres Bogens mit besonderer Geschicklichkeit zu bedienen: sie schießen mit einem Pfeile den kleinsten Vogel im Fluge. Sie stehen im Auf, eben so tapfere Krieger, als berühmte Räuber zu seyn. Ihre Kriege sind nichts als Plünderungen. Gewinnen sie, so verfolgen sie den Feind ohne Unterlaß, und ziehen sich mit eben so großer Geschwindigkeit zurück, als sie mit Ungestimm anfallen. Sie wechseln die Gefangenen niemals aus. Jeder Theil verkauft, was er kann, an die **Türken**, und fordert die Verlohrnen nie wieder zurück.

Alle **Mingrelische** Kriegsmacht ist zu Pferde, es sind kaum drey hundert Infanteristen bey der ganzen Armee, die überhaupt nicht über 4000 Mann stark ist. Man weiß nichts von Eintheilung der Truppen in Regimenter und Kompagnien. Jeder Edelmann geht im Gefolge seiner Unterthanen zu Felde, welche sich allezeit, wie die **polnischen Bajokten**, nach der Anführung ihres Herrn richten: sie gehen vor oder zurück, verfolgen oder fliehen mit ihm, ihre Tapferkeit hängt von der seinigen ab.

Der Fürst läßt keine Münze schlagen, aller Handel geschieht durch Vertauschung, und am gewöhnlichsten ist, daß man Menschen gegen Lebensmittel verwechselt. Wenn ein Mingrelier einen Hausrath unentbehrlich braucht, so ist es ihm leicht, seine Frau oder seine Tochter, und zuweilen, wenn er kann, die von seinem Nachbar davor zu geben.

Der Adelichen Häuser sind alle ein Stockwerk hoch, von Holz gebaut, der Bauren ihre haben aber nur ein Erdgeschos, alle sind höchst unbequem, unreinlich und haben weder Kamine noch Fenster. Das Licht fällt durch die Thüre hinein, und der Rauch muß eben da wieder durchziehen, denn der Heerd steht mitten im Saale. Vor den Häusern der Vornehmern ist ein grosser Hof, der mit einer Hecke oder höchstens mit einem hölzernen Gitter eingefaßt ist. Hier geben sie ihren Vasallen Audienz, und entscheiden die unter ihnen entstandenen Zwistigkeiten. Dieser ihre Wohnungen haben weder Hof noch Vorplatz, eben das Dach beherbergt sie, ihre Weiber, ihre Kinder und Vieh, Tag und Nacht über.

Man bedient sich bloß hölzerner Pflugscharen, weil das Land bey der leichtesten Kultur, die reichsten Erndten giebt. Das Erdreich ist zu den Hülsen- und Baumfrüchten zwar nicht am tauglichsten, vortreflich hingegen zum Weinbau, welcher in ganz Asien der beste ist. Der Mingrelische Wein würde sogar den Burgunder übertreffen, wenn die Mingrelier eben den Fleiß anwenden wollten. So bald sie die Trauben in einem ausgehöhlten Stocke eines Baums,

der

der ihnen statt einer Aule dient, gepreßt haben, gießen sie den Saft in große irdene Gefäße, die sie in ihren Häusern, oder nicht weit davon vergraben. Jedes ist ungefähr von 300 Kannen. Wenn das Gefäß voll ist, machen sie es mit einem hölzernen Deckel zu, legen viel Erde darüber, und rühren es nicht an, bis sie davon trinken wollen.

Die Heurath geschieht meistens vor der Trauung, so bald der Schwiegersohn seine Braut bezahlt hat; es ist nicht üblich, jemanden in der Kirche zu trauen. Der Zeuge, der dabei gewesen ist, hat das Vorrecht, mit der Frau allein zu bleiben. Ein Mingreliet, der seine Frau in unerlaubten Umgänge mit einem Fremden antrifft, hat das Recht, den Galan zu zwingen, ihm ein Schwein zu geben, dieses wird alsdenn gemeinschaftlich verzehrt. Die Weiber sind beynahe so schön, als die Georgischen, und auch eben so wollüstig, ihre Kleider sind den Persischen gleich.

Die Kleidung der Mannspersonen, sogar der Vornehmsten, besteht in nichts, als in einer Art von Hemden, und in leinwandenen Beinkleidern. Sie tragen lederne Leibgürtel vier Finger breit, die mit silbernen Matten beschlagen sind. An diesem Gürtel sind ihre Messer, ihr Beutel mit Salz, mit Messer, mit Pfriemen, Nadeln und Zwirn befestigt. Den Kopf rasierten sie sich in Form eines Kranzes, und bedecken die Matte mit einer kleinen Mütze oder Filz. Im Winter tragen sie noch eine Pelzmütze drüber, die sie der Schonung wegen einstecken, so bald es regnet. Eben
die

die Sparsamkeit ist Ursache, daß das Volk beynahe nackend geht.

Der ganze Hofstaat des Fürsten bis auf die Reitsknechte, essen mit an seiner Tafel. Etwas Fleisch oder getrocknete Fische, Gebratenes, Flügelwerk und etwas Gemüse ist die Vornehmere, und die Speise der Bedienten bloßer **Gom** oder Hülsenfrucht. Das geschlachtete Vieh wird in eben den großen Kessel gekocht, worinnen der **Gom** zubereitet wird, das Fleisch wird ohne alle Zurichtung halb roh aufgetragen. Die besten Speisen bleiben so, wie das Waizenbrod, vor den Herrn stehen, welcher denen von der Gesellschaft, die er am meisten ehren will, etwas davon schickt. Die Bedienten schenken oft und viel Wein jedesmal ein, und zuletzt trinken die Gäste aus Krügen und Schüsseln.

Die griechischen Religionsgebräuche sind durch langverjährte üble Gewohnheiten so entstellt worden, daß die Unwissenheit ihrer Priester, die zwar unter einem Patriarchen stehen, den sie Katholikos nennen, aber nicht einmal getauft sind, eben so groß ist, als die Unsittlichkeit ihrer Lebensart, und die Lächerlichkeit ihrer selbst erfundenen Gebräuche.

Von den Nigritiern.

Das Land, welches ehemals das reiste Lybien und jetzt Nigritien, entweder vom Flusse Niger, oder wegen der Schwärze seiner Einwohner, genannt wird, hat an seiner nördlichen Seite die Wüste Saara. Die Völker sind ein Gemenge von Arabern und Mohren. Man giebt ihnen inessammt den Namen Mohren, und sie theilen sich, ohne einen Oberherrn zu erkennen, in verschiedene Horden. Jede Herde stellt eine Republik vor, die den reichsten zu ihren Anführer hat. Die Dörfer sind nichts als ein Haufen in einem Kreise aufgeschlagener Zelter, wo in der Mitte das Vieh des Nachts über aufbehalten wird. Um das Lager herum sind Schildwachen, um die feindlichen Ueberfälle, die Rauber und die wilden Thiere abzuhalten. Wenn die Viehheerden alle Weide eines Kantons aufgezehrt haben, zieht man in einen andern: die Weiber und Kinder setzt man in Körbe und ladet sie auf Kammele, das Hausgeräthe und die Zelte werden von Ochsen getragen, und die Männer, welche auf Pferden reiten, führen den Trupp. Diese herum schweifende Lebensart hat ihre Annehmlichkeiten. Sie verschafft beständig neue Nachbarn, neue Bequemlichkeiten, neue Ausichten, sie ist die alte patriarchalische Gewohnheit. Ob sie sich gleich zur mahomedanischen Religion bekennen, so haben sie dennoch keine Moscheen. Sie beten, wo sie sich befinden, und neh-

men nur die durch Geseze vorgeschriebenen Stunden in Acht. Ihre Priester werden *Marabouts* genannt. Unter ihrer geheuchelten Frömmigkeit verbirgt sich gleichwohl nichts als Verstellung, Geiz, Grausamkeit, Undank, Aberglauben, Unwissenheit, ohne den geringsten Begriff von moralischer Tugend, nicht einmal von natürlicher Ehrbarkeit. Es sind wahre *mahomedanische Pharisäer*.

Die meisten dieser Völker tragen ein Ziegenfell um die Hüften, die reichern aber ziehen ein Hemd und Beinkleider an, die bis auf die Fersen gehen. Über dieses haben sie einen langen Kittel ohne Knöpfe mit einem Gürtel zugebunden, der zwey oder dreymal um den Leib geht. Die Weiber haben ein langes Hemd, und drüber einen gestreiften Zeug, wie eine Schürze. Ein Theil ihrer Haare ist auf dem Kopfe in die Höhe geschlagen, die andern sind hinten gebunden, und hangen bis auf den Gürtel herab. Ihre Ohrgelänge sind nach Verhältniß ihres Vermögens groß und kostbar. An jedem Finger haben sie einen Ring, an den Gelenken des Arms Armbänder, und so gar an den Fußknöcheln Ketten und andere Ringe. Wenn sie sich vor Fremden sehen lassen, tragen sie allezeit einen Schleyer. Nie gehen sie allein aus. Die Mannspersonen selbst brauchen die Vorsicht, das Gesicht wegzuführen, wie die Türken zu thun pflegen, wenn sie einem Frauenzimmer begegnen. Sie bezeigen die größte Ehrfurcht vor sie und glauben, daß man von der tugendhaftesten Frau allezeit am wenigsten rede.

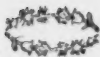
Die

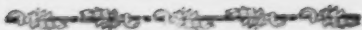
Die Mädchen tragen nichts, als ein Stück Zeug über den Achseln, und einen Rock von Fellen, der sie bey stillem Wetter, oder wenn sie sich ruhig halten, so ziemlich bedeckt; bey der geringsten Unordnung hingegen sind sie ganz bloß gestellt. Ihre Beschäftigung ist zu frinnen, Zeuge von Ziegen- und Kameelhaaren zu wirken, die Speisen zuzurichten, und Wasser und Holz vorrätzig anzuschaffen. Ueberhaupt hat ihre braune Farbe keine Unannehmlichkeit, sie ist mit einer zarten Haut und regelmäßigen Gesichtszügen verbunden, die durch große schwarze feurige Augen, einen proportionirten Mund, und glänzend weisse Zähne erhoben wird. Die Keuschheit, welche sie als ihre erste Pflicht ansehen, ist auch ihre erste Bemühung. Die Natur prägt sie ihnen ein, die Gesundheit schreibe sie ihnen vor, das Gesetz verordnet sie, ihr eigener Geschmack, und die Furcht, ihren Männern zu missfallen, treibt sie darzu an. Auch dient alles, was die Männer zu erwerben wissen, zum Vergnügen und Anpuß ihrer Weiber.

Unter allen Districten von Nigritien kann man dem von Tombut allein den Titel eines Königreiches geben. In der Hauptstadt giebt es eine Menge Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten von Baumwolle. Der König selbst ist dem Kaiser von Marokko zinsbar, ob ihm gleich alle seine Nachbarn Tribut bezahlen. Sein Hofstaat ist das prächtigste in Nigritien. Wenn er auf der Reise ist, oder in Krieg zieht, so wird sein Kameel von den vornehmsten

sten Herren geführt. Seine Unterthanen reden niemals mit ihm, ohne nieder zu fallen, auch die Fremden sind von dieser Ceremonie nicht frey. Man könnte, ohne Geschenke zu haben, mit keinem dieser Könige sprechen. Der König von Tombu leidet keine Juden in seinem Lande. Sein Haß geht so weit, daß, wenn jemand seiner Unterthanen Verkehr mit ihnen hat, seine Güter eingezogen werden. In diesem vormals so heroischen Soldatenlande sind jetzt die Dichter, die Doktors und die Pfaffen die angesehensten. Der Menge der Bücher und Handschriften nach zu schließen, welche die Araber dahin bringen, sollte man die Neigung vor die Wissenschaften bey ihnen vor sehr groß halten. Die gangbare Münze besteht in kleinen Muscheln, welche aus Persien kommen, und ihrer vierzig einen Gran Gold betragen. Dieses Metall ist so gemein, daß es ganz leicht unter der Erdoberfläche aufgefunden wird. Die meisten Flüsse aus Osten führen Goldstaub und Körner mit sich. Die Erde, welche die Goldadern führt, ist weder hart noch mühsam zu graben. Die Schwarzen kennen dennoch den Boden nicht, wo man das Gold am reichsten findet: wenn sie eine ergiebige Ader treffen, bleiben sie dabey, und bearbeiten sie so lange, bis sie ausgeht. Sie bilden sich ein, das Gold sey so listig, daß es seine Stelle verändert, und sich verbirgt, wenn es gesucht wird. Finden sie ohne große Arbeit viel Gold, so graben sie etliche Fuß tief hinein; sie sind zu faul, selbst die reichsten Adern zu bearbeiten, wenn sie tiefer gehen. leutern, Bergbau,

Maschinen, alles ist ihnen unbekannt. Der König allein läßt den Unterthanen wissen, wo und an welchen Tagen diese oder jene Goldgrube geöffnet werden soll, er selbst nimmt davon, so viel er will, und das übrige wird vertheilt. Alles, was das dürstige Land seinen Einwohnern ausser dem Golde versagt, muß ihnen der Handel mit diesem Metall verschaffen. Man liefert ihnen alle Waaren, die sie brauchen, und im Schoosse der Dürftigkeit sieht man den Überfluß herrschen.





Von den Norwegern.

Unter allen nördlichen Völkern sind die **Norweger** eine der wohlgebildeten Nationen, weiß von Haar und Haut, licht von Augen und von edlen Ansehen. Sie haben eben so grossen Muth als Stärke, die der Quell davon ist, und ihre kriegerische Eigenschaft hat sie von je her berühmt gemacht. Ihre einfache Nahrung, ihre unermüdlische Arbeit und Übung, ihr lustiges Temperament, und ihr reiner gesunder Himmel giebt ihnen ein lauges und Krankheitsfreies Leben.

Von Kindheit an mit Mangel und Kälte bekannt, und mit einer einförmigen harten Lebensart vertraut, erreichen sie ein höheres Alter, als andere Nationen, die unter einem wollüstigen Himmel ein lustvolles und kurzes Leben geniessen. Man sieht sie mit bloßen Füssen auf dem Eise gehen, den Bart mit Eiszacken behangen, und die Brust so rauh als das Kinn, mit Schnee überdeckt. Auf den unzugänglichsten Bergen thun sie die Arbeit der Pferde, deren Stärke sie haben. Vom grössten Grad der Erhitzung gehen sie, wie die **Russen**, zur äussersten Schneekälte über, um sich abzukühlen, und was andern den Tod zuziehen würde, giebt ihnen Gesundheit und Vergnügen.

Trouppweise gehen sie auf den Fischfang aus, und bleiben oft in einer erstarrenden Kälte Tag und Nacht auf offener See. Die Weiber selbst schliessen sich nicht
von

von dieser Arbeit aus, und gehen tanzend und singend, den Elementen Trost zu bieten, ihren Stürmen entgegen. Ihr Scharfsum und richtiger Verstand unterscheidet sie sowohl, als ihre vortheilhafte Gestalt von ihren Nachbarn den Lappen.

Die Kinder lernen leicht, und behalten lang, was sie wissen. Die Bauern machen ihre Kleider, Hausrath, Ackergeräthe und Jagdzeug mit einer Geschicklichkeit, die ihnen allen fremden Handel unentbehrlich macht. Die jungen Leute haben eine Anlage zur Fontunst und Bildhauerey, die nur bedauern löst, daß so viel Fähigkeiten unter einem eisernen Hünnelel umgebaut und unbelehrt begraben oder schlummernd bleiben.

Adel und Ehrbegierde ihrer Seele ist ihre auszeichnende Eigenschaft, und ihre außerordentliche Höflichkeit ist ein Beweis, wie sehr sie selbst geehrt zu seyn wünschen. Ihre Abkunft ist in der meisten Einbildung so adelich, als der Spanier; die meisten **norwegischen** Familien glauben, von königlichem Geblüte zu stammen. Dies ist vielleicht die Ursache der geringeren Bevölkerung, als sie unter einem so gesunden und starken Volke seyn könnte, denn die Bauern selbst wollen ihre Kinder nur Geschlechtmäßig verheirathen, und kein Adeltlicher genießt das Einkommen seines Guts, das er selbst nicht bewohnt.

Treue gegen ihren König, und Tapferkeit vor ihr Vaterland, sind von jeher Nationaltugenden der **Norweger** gewesen. Von Kindheit an sind sie zum Krieg mit den wilden Thieren gewöhnt, von denen

ihre Wälder erfüllt sind, Schwierigkeit und Gefahr, mit denen sie die Natur umzingt, machen sie zeitig mit Kampf und Tod vertraut. Ihre Pflanzvölker in der Normandie haben noch den Geist der Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit erhalten, der allen Norwegern angeerbt zu seyn scheint.

Gastfrenheit und Großmuth ist ihnen so eigen, daß die Bauren selbst an dem Weihnachtsfeste, wo jeder drei Tage lang ohne Tafel hält, die Vögel bewirtheten und Getreidegarben vor ihre Scheunen ausstrecken. Ackerbau und Viehzucht, welche unter dem jetzigen Regenten aufblühen, Holzschlag, Bergbau, Schiffarth, Fischeien und Jagd machen ihren Reichtum aus, denn die Jagd ist frey, und die Norweger bedienen sich nur stumpfer Pfeile, um die Thierfelle zu schonen, die sie am meisten bereichern.

Die Seevögel und Wassertschlangen, welche ihrer unermesslichen Unselmähigen Größe schwimmende Provinzen zu seyn scheinen, machen die nordische See berühmt, wie des Kanzler Pantoppidans nordische Geschichte, nebst vielen glaubwürdigen Naturkundigen versichern. Ubrigens haben die Norweger eben die Religion, Geseze, Sitten und Gebräuche, von denen unter dem Artikel Dänen gehandelt worden ist.



Von den Tahitern.

Die Einwohner dieser Insel sind, nach des Kapitaïn Wallis Bericht, starke, muntere und wohlgebildete Leute. Die Männer sind meistens fünf Fuß, sieben bis zehn Zoll lang, die Weiber messen gemeiniglich fünf Fuß, sechs Zoll. Die Männer sind von dunkelbrauner Farbe, diejenigen aber, die weniger zur See gehen, sind weniger dunkelroth, als die andern. Gemeiniglich ist ihr Haar schwarz, doch bisweilen, welches sonderbar für diese Gegend scheint, flachsgelb. Sie tragen es entweder in einen Busch mitten auf dem Kopf, oder in zween Büsche zusammen gebunden, davon auf jeder Seite einer herabhängt. Sie salben den Kopf mit einem Oel, das sie aus der Kokosnuss pressen, und thun eine kleine geriebene Wurzel darunter, die am Geruch einer Rose gleicht.

Die Weiber sind alle hübsch, und einige ausnehmend schön. Die Keuschheit halten sie für keine Tugend, denn bey der Entdeckung ihrer Insel brachten die Väter ihre Töchter, und die Brüder ihre Schwestern an den Strand, und vertauschten ihre schönsten Mädchen den Matrosen gegen einen eisernen Nagel, sie forderten einen größern oder kleinern, nachdem das Mädchen schöner war.

Männer und Weiber kleiden sich in eine Art von weissen Zeug, das aus der Rinde einer Staude gemacht

macht wird, und starkem chinesischem Papiere gleich sieht. Sie brauchen dazu zwei Stücke, in das eine schneiden sie ein Loch, und stecken den Korf dadurch, so, daß die beiden Enden, vornen und hinten, bis an die Mitte des Schenkels herab hängen, das andere Stück, das zwölf bis fünfzehn Fuß lang, und ohne gefach dreißig Fuß breit ist, winden sie auf eine ungewöhnliche Art um den Leib. Dieser Zeug wird aus merbe gemachten Fibern der innern Baumrinde gemacht, welche ausgebreitet und zusammen gestampft werden. Ihr Puz besteht aus Federn, aus Blumen und Muschelschalen, auch aus kleinen durchbohrten Perlen. Außerdem bezeichnen sich beyde Geschlechter die Lenden und den hintern Theil der Schenkel sehr dick mit schwarzen Streifen, die verschiedene Gestalten vorstellen. Sie drücken dazu ein Instrument, das mit Zähnen versehen ist, wie ein Kamm, ein wenig in die Haut ein, und reiben alsdenn in diese Striche eine Farbe, die aus Del und Ruß besteht, und unauflöslich ist. Vor dem zwölften Jahre wird kein Kind gezeichnet.

Ihre Kost ist Schweinefleisch, Federvieh, Hundsfleisch und Fische, Brodfrucht Bananas, Plantanen, Yamwurzeln, Aepfel und eine saure Frucht, die der geößteten Brodfrucht, wenn sie darunter gesüßet wird, einen angenehmen Geschmack giebt. Ihre Nadeln bestehen aus Hacken von Perlenmutter verfertigt, womit sie sehr geschickt umzugehen wissen. Ihre Netze sind erstaunlich groß und haben sehr enge Maschen,

sehen, so, daß sie Fische von der Größe der Sardellen damit fangen.

Die Zubereitung ihrer Speise ist folgende: um Feuer anzuzünden, nehmen sie ein Stück dörres Holz, reiben das Ende gegen die kreise Seite eines andern Stückes Holz, fast wie unsere Zimmerleute ihre Meißel wehen, alsdenn graben sie ein Loch in die Erde, das ohngefähr einen halben Fuß Tiefe, und sechs bis neun Fuß im Umfange hat. Den Boden pflastern sie mit großen Kieselsteinen, und zünden darauf mit trockenen Holze, mit Blättern und Hülsen von Kokos, müssen ein Feuer an. Wann die Steine heiß genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus, und kehren die Asche rund an den Seiten herum. Sie bedecken alsdann die Steine mit einer Lage dörre Kokosblätter, und wickeln das Thier, das gebraten werden soll, in Plantanenblätter ein. Wenn es in die Grube gelegt ist, decken sie es mit der heißen Asche zu, und legen Brodfrucht und Maniowurzeln, die gleichfalls in Plantanenblätter eingewickelt sind, oben darauf. Über diese schütten sie die übrige heiße Asche und etliche durchglühte Steine, legen eine Menge Kokosblätter darauf, und bedecken zuletzt alles mit Erde, damit die Hitze beisammen bleibt. Das Fleisch ist alsdenn, wenn es heraus genommen wird, so mürbe, saftig und schmackhaft, als irgend eine unserer Zubereitungen. Ihr ganzes Gewürz besteht aus Salzwasser, und statt der Messer haben sie scharfe Muschelschaalen, womit sie die Speise sehr geschickt zerlegen. Sie genießen nichts von gegorzten Getränken, sondern bloßes Wasser.

Ihre Fahrzeuge sind von verschiedener Größe, so, daß von zehn bis zu vierzig Mann in einem Kahne Platz haben; meistens sind zween derselben an einander befestigt, und zwischen beiden zween Masten aufgestellt. Sie sind aus Brettern gebaut, welche sie überaus geschickt zusammen zu fügen wissen. Mit diesen Fahrzeugen gehen sie so weit in die See, daß sie das Land völlig aus dem Gesichte verlieren. Zum Fischen bedienen sie sich einer kleinern Gattung, die aus einem einzigen Baume gemacht sind, und in welchem zween bis sechs Mann Platz haben. Sie haben noch eine dritte Art von Fahrzeugen, die sehr groß, aber ohne Seeegel, und an Gestalt einer venetianischen Gondel ähnlich sind; mitten inne ist ein verdecktes Behältniß, und die Leute sitzen zum Theil unter dieser Decke, zum Theil oben auf derselben. Sie scheinen bloß zum Staat und zur Ergöthlichkeit bestimmt zu seyn.

Zur Verfertigung dieser Fahrzeuge hauen sie erstlich den Baum mit einer Art um, die aus einem grünlichen sehr festen Steine besteht, alsdenn zerhauen sie ihn wieder in Blöcke, die so lang sind, als das gewöhnliche Maas ihrer Bohlen erfordert. Das eine Ende dieser Blöcke wird gegen ein Feuer gehalten, bis es Risse bekommt, alsdenn treiben sie in diese Keile von harten Holz hinein, und spalten sie also der Länge nach; mit kleinern Beilen zimmern sie diese Bohlen nachher auf beiden Seiten recht artig glatt. Mit einem spitzigen Knochen, der in einem hölzernen Eisel befestigt ist, bohren sie Löcher, und durch diese
ziehen

siehen sie eine Art von Stricken, die die Bretter vollkommen zusammen halten. Die Augen oder Nasen, kalfatern sie mit Wachsen, und überziehen die äußere Seite mit einem Harz, das einige ihrer Räume in Menge hervor bringen. Man sehe die ausführliche Beschreibung dieser glücklichen Insulaner in drey Quartanten, in den Reisen, die vom Commodore Byron und Kapitain Mouat in den Jahren 1764-1766 gethan, und vom Hrn. Banks und D. Solander in einer prächtigen Ausgabe besorgt, auch 1775 teutsch übersetzt worden sind.

Anhang.

Parallel der Otahiter mit andern Insulanern.

Die Georgsinsel oder Otahite gehört zu den gesündesten und annuthigsten Ländern in der Welt. Die Berge sind mit Waldung, die Thäler mit Gras und vorreflichen Kräutern erfüllt, die Luft ist überaus rein. Die Insel ist mit wohlgebildeten, anständig gekleideten, tapfern und geistreichen Einwohnern stark bevölkert. Ihre Häuser sind nicht in Dörfer zusammen gebaut, sondern sie liegen über die Ebenen umher gestreut, oder in annuthigen Hainen. So bald bey den fröhlichen und gutherzigen Bewohnern dieser arkadischen Insel die ersten Bewegungen der Furcht gestillt waren, so überließen sie sich ganz der Gastfreundschaft. Sie eilten den Engländern, ih-

ren Gästen, mit Früchten, Thieren und andern Lebensmitteln entgegen, sie führten sie in ihre Wohnungen, drängten sich jeden Tag freundschaftlich um sie her, konnten auf die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und überhäufeten sie, während ihres Aufenthalts, mit tausend Beweisen der Gutherzigkeit. Eben so fand Charlevoix die Einwohner von St. Domingo; er sagt, daß man die Tugend der Gastfreundschaft mit der Lust der Insel einathmet. Die Mohawks in Newyork zeichnen sich durch eben diese großmüthige Eigenschaft und Sitte aus. Wenn ein Fremder kommt, so bieten sie ihm zu essen an, sind ihrer mehrere, und kommen sie weit her, so räumen sie ihnen eine ihrer besten Wohnungen ein. Ihre Höflichkeit geht weiter, als bey den Europäern der Wohlstand erfordert. Da sie sichs zur Hauptregel machen, ihren Gästen alles zu geben, was sie ihnen am angenehmsten zu seyn glauben; so müssen sich einige ihrer artigsten Mädchen puzen, woraus sich der Fremde eine auswählt. Eben die gute Aufnahme fand der Baron Fontan bey den Esoroern in Südamerika, und bey der angränzenden Völkerschaft, den Esianapern, deren Oberhaupt ihm eine Begleitung nach einem andern leutseligen Stamm den Gnaksitarern freywillig und mit guter Art anbot, und ihn 4 Piroquen unter 50. auswählen ließ. Die Gnaksitarer baten ihn, in ihrer Insel sein Lager zu nehmen, und brachten ihm von ihrem Vorrath. Ihr Oberhaupt nöthigte ihn in eine grosse Kabane, und seine erste Höflichkeit war, daß er eine Menge Mädchen kommen hieß, worunter Fontan aus-

aussuchen sollte. Die Julier, die an beyden Seiten des Gambia in Afrifa wohnen, sind wegen ihrer Gastfreundschaft so berühmt, daß es die benachbarten Völkerschaften für ein Glück halten, sie in der Nähe zu haben. Die Julier ernähren nicht bloß die Alten, Blinden und Lahmen ihres Volks, sondern sie helfen auch dem Mangel anderer ab, die nicht zu ihnen gehören. Nicht weniger sind die Einwohner von Kongo, die viel Wiß und Fähigkeit haben, sehr freundlich gegen die Fremden, höflich und gesprächig. Jeder, der vor Speisenden vorüber geht, sagt Merolla, setzt sich ohne Umstände in ihren Zirkel, und bekommt seinen Theil sowohl als die andern, auch wenn die Portionen schon ausgetheilt sind, in welchem Fall der Vorschneider von eines jeden Teller etwas nimmt, um den Fremden zu versorgen. Es ist einerley, wenn auch viele von ungefähr darzu kommen, die alle eben so frey mit essen und trinken dürfen, als wenn sie eingeladen wären. Man muß sich wundern, setzt Merolla hinzu, daß sie die Leute, die sich zu ihnen setzen, niemals fragen, wer sie sind, woher sie kommen, wohin sie gehen: alles dieß wird mit Stillschweigen übergegangen, als ahnten sie die Lotrer, ein Volk in Achaja, nach, bey welchen solche Fragen nach dem Bericht Plutarchs bey Strafe verboten waren. Fränklin versichert von den Insulanern des grünen Vorgebürgs, daß man sie nicht stärker beleidigen könnte, als wenn man ihre Geschenke ausschlägt. Da der englische Capitain Robert bey ihnen krank ward, so besuchten ihn täglich einer oder der andere von den Einwohnern,

um

um sich nach seinem Zustand zu erkundigen, und niemand kam, ohne einen Vogel oder eine Frucht mitzubringen. Sehr oft entfieng er aus ihren Händen Milch, Wacheln und Bananafuchen. Sie sählten Bauholz zu Brettern, um ihm ein Fahrzeug zu versertigen. Bey seiner Abreise erklärten sie sich, sie wären zwar bekümmert, daß er sie verlassen wollte, sie wünschten aber, daß ihr Eyland die Bedürfnisse und Ergölichkeiten des Lebens hervorbrächte, die sein Vaterland hätte, alsdenn würden sie ihn vielleicht mit Gewalt bey sich behalten und glauben, daß sie ihm kein Unrecht thäten. Unter den weitläufigen Gegenden des russischen Reichs sind die Baschkiren nicht weniger wegen ihrer Freugebigkeit berühmt. Die reine und angenehme Luft der Berge, die sie genießen, flößt ihnen bey der gesunden Nahrung, Muth und Heiterkeit ein. Ihre ganze Verfassung hat noch die Simplicität des ersten Weltalters, die ihnen zu werth ist, als daß sie davon abweichen sollten. In ihren Sommerwohnplätzen üben sie mit Vergnügen die Gastfreundschaft. Den ankommenden Gast empfangen sie mit Händedrücken. Sodann reichen sie ihm ein von Milch gemachtes Getränk, worinn ihre vornehmste Nahrung besteht, und das nicht ohne Gebet genossen werden darf. Sie versorgen ihn damit auf den Weg, und geben lieber den letzten Vorrath her, als daß sie einen Reisenden unbeschenkt lassen sollten. Eben so ist die friedliche Gemüthsart und ein allgemeiner Hang zur Freundschaft eine angebohrne Eigenschaft der Wotjaken in Rußland. Die Reisenden nehmen sie mit beson-

derer

derer Gutherzigkeit auf, und suchten ihre freundliche Bewillkommenng auf alle Art auszudrücken. Karna, sagt der Verfasser des Tagebuchs der Reise durch Aupland von 1775, ist man bei ihnen eingelehet, so steht auch schon Henig und Brod auf dem Tische. Die Heremissen, Eschmawaken und Nordwinen haben dieses Gebet mit einander gemein: „Gott! segne „mein Haus, daß ich Reisende aufnehmen, speisen „und erwärmen könne!“ Selbst Nordens rauheste Gegenden werden vom milden Lichte der Gastfreundschaft erwärmt. Die Betrachtung der wilden Natur rings umher, und des unbarmherzigen Himmels, der über ihn herabhängt, kann schon allein den gutartigen Isländer zum Mitleiden gegen den Reisenden mächtiger antreiben. Die tiefe Einsamkeit, worinnen er begraben liegt, und die Seltenheit des Ausblicks einer fremden Gestalt, geben dem allgemeinen Trieb zur Geselligkeit, sobald er erregt wird, bei ihnen einen süßlichen Reiz. Er ist, so weit er entfernt liegt, so selten ihm auch die Freude zu bewirthen gegönnt ist, nicht weniger als die Götze einer mildern Natur zur Gastfreundschaft aufgelegt. In den mehresten Häusern in Island ist in den meisten obgleich armen Familien, noch jezo ein besonderes Zimmer zur Aufnahme der Fremden bestimmt. Auf den Landwegen sogar gab es vormals in Westenland verschiedene freye Herbergen, die von wohlthätigen Personen errichtet und unterhalten wurden. Zwo solcher Herbergen führt Olaffen, als besondere Benspiele in seiner Isländischen 1774 aus dem Dänischen überzogen

Reise

Reise durch Island an. Zunter stand Essen auf dem Tische, welches Reisende frey genießen konnten. Die Matronen saßen selbst vor den Thüren, und nöthigten alle, welche vorbeig reisen wollten, abzustiegen und Erfrischungen zu nehmen. Vornehme Männer gaben ein gleiches Beispiel. Sie verließen ihre besten Dörfer, wo wenige an ihren Guthaten Theil nehmen konnten, und bauten an den freyen Landwegen ihre Höfe, auf welche die Reisenden nothwendig stossen mußten, und wo sie mit Speise und Wärme erquickt wurden. Duthier, der mit Maupertuis reiste, versichert, daß die Gastfreundschaft durchgängig in ganz Lappland ausgeübt wird. Wenn die Bedürfnisse einer Ruhe, oder die Furcht vor bösem Wetter uns nöthigte, sagt er, in ein Haus zu gehen, so eilte der Herr, wenn wir gleich keinen Dolmetscher bey uns hatten, uns ein Zimmer zu eröffnen, welches nur für die Fremden bestimmt war, und blieb vor uns stehen, und sah uns an. Seine Familie versammelte sich um uns herum; jeder bezeugte einen Eifer, uns zu dienen. Man zündete geschwind ein Feuer an, und man brachte uns, ohne daß wir es forderten, was man an Speise vorrätzig hatte. In dem Saba-tianischen Werke der alten Völtergebräuche und Sitten, ist von der Gastfreundschaft, welche unter den Ectiberiern, Galliern, Germaniern und Slaven üblich war, Erwähnung geschehen. Diese Völker bewirtheten, nach Helmolts Bericht, ihre Gäste den Tag über mit dem, was sie die vorhergehende Nacht geschohlen hatten. Homer, Cäsar und Tacitus sind uns erschöpft.

erschöpflich im Lebe, das sie diesen Nationen zur Beschämung anderer geben, die, je reicher und kultivierter sie sind, desto unvirthlicher und härter werden. Die Holländer, Japaner und Chineser sind davon hinlängliche Beweise. S. Hrn. Hirschfelds Apologie für die Menschheit: Von der Gastfreundschaft.

1777.





Von den Paraguernern.

Die verschiedensten Völker in ihren Sitten und Charakter wohnen in den Gegenden um den Plarastrom. Unter ihnen sind die Chiriguanes die unversöhnlichsten Feinde der Christen, die mit den Spaniern in beständigen Krieg begriffen sind. Es ist das stolze, härteste und unbändigste Volk in der ganzen Paraguay. Ihr Namen entstand von ihrer Fluchtung aus den warmen Gegenden der Guaranis, von wo sie den Missionarien entflohen, und ihre Wohnung in den Gebirgen suchten. Da die dortigen Einwohner hofen, daß sie von selbst bald umkommen würden, sagten sie, Chiriguano, das hieß: die Kälte wird sie bald umbringen! Sie vermehrten sich aber so stark, daß ihre Anzahl in wenigen Jahren auf dreißig tausend anwuchs, und sie bemächtigten sich endlich des ganzen Landes, in welchem sie Flüchtlinge gewesen waren. Sie sind von einem Tage zum andern nicht dieselben Menschen, heute vernünftig und gesellig, morgen ärger als die Enger in den Wäldern. Man erhält alles von ihnen, wenn man ihren Eigennuß zu gewinnen weiß: wo sie hingegen nichts zu hoffen haben, sind alle Leute ihre Feinde. Natürlich sind sie lustig, voller Feuer, scherzhaft, und ihr Spas hat wirklich etwas Wis: verzagt, wenn sie Widerstand finden, unerträglich, übermüthig, wenn sie Furcht bemer-

bemerken. Ihre Dörfer sind in die Runde gebaut, in dessen Mitte der Marktplatz ist. Ordentlich gehen sie nackend, und tragen ihre Brinsleider unter dem Arm, wie andere Völker die Hüte. Die Zauberer sind bey ihnen in grossem Ansehen. Träume und Ahnungen schrecken sie mehr, als alles andere. Wenn ein Mädchen mannbar wird, nöthigt man sie, drey Monate in den Hangmatten zu bleiben, und die alten Weiber schlagen alsdenn alles entzwey, um die Schlange, die sie gestochen hat, wie sie sagen, zu erlegen.

Chiriguaner, Chiquiten, Moras.

Die nächsten Nachbarn der Chiriguaner sind die Chiquitos, deren Name sich klein machende Leute bedeutet. Die Spanier haben sie so benennt, weil ihre Thüren so niedrig sind, daß sie nur auf den Bänken in ihre Häuser kriechen können, welches sie aus Furcht vor den Masquiten thun, von welchen das Land überhäuft ist. Ihre Sitten sind so, wie der übrigen Amerikaner beschaffen. Sie essen, ohne den Hunger zu erwarten, ohne sich an gewisse Stunden zu binden, ohne eine Wahl in ihren Speisen zu machen, ohne für den andern Tag zu sorgen: sie leben in freyer Luft, und sind in ihrer Nacktheit an alle Veränderungen des Klimas gewohnt. Ihr Bett ist die Erde, ihr Kleid die Haut eines Thieres, und etliche Baumblätter, daher rühret auch ihre Gesundheit, ihr abgehärteres Temperament, und ihre sorglose Glückseligkeit.

Sie haben nur eine Art, die Krankheiten zu heilen; sie saugen den Theil, wo der Schmerz sich äußert, und dieß geschieht von einem *Kaciken*, der sich dadurch ein großes Ansehen bey der Nation erwirkt, denn der Ruhm ist allezeit für ihn, und wenn der Kranke stirbt, so behauptet der Arzt, daß der Kranke ein Stück Fleisch weggeworfen hat, und die Seele des Thiers sich rächt.

Der natürlichen Einfalt der Paragucyer ungeachtet, bemerkt man doch, daß sie gleichsam durch einen angebohrnen Trieb in allen Künsten, die sie erlernen, geschickt werden. Sie machen bey nahe alles so gut nach, als ob sie in den Werkstätten erzogen worden wären.

Ihre Kleidung besteht in einem Kamisole, in Weinkleidern nach spanischer Art gemacht, und in einem Uiberrock von baumwollenen Zeuge, der bis auf die halben Beine herunter geht. Niemand ist um die Beine bekleidet, als die Officiere und andere angesehenen Personen. Die tägliche Kleidung ist allezeit weiß, die Farbenkleider werden nur Festtags getragen. Die Weiber tragen Hemden, die bis auf die Fersen gehen, aber ohne Ärmel, einen Gürtel und einen Mantel, der so lang ist, wie das Hemde, doch mit Ärmeln, und feiner als das Hemde. Weil ihre langen schwarzen Haare um sie, wie ein Schleyer herum fliegen, wenn sie auf dem Felde arbeiten, so glaubt man von weiten, es wären Nonnen, die das Feld bauen. Sie haben um die Stirne ein fest zusam-

men

mengezogenes Tuch, daran sie alle lassen binden, die sie auf den Achseln ruhen lassen.

Unter dem Namen der **Moras** begreift man verschiedene vereinigte Nationen von Ungläubigen, die eine unermessliche Gegend neben dem hiesigen Erdstrich bewohnen. Die meisten dieser Völkerschaften bestehen aus dreß oder vier hundert Menschen, und ungeachtet sie zusammen gränzen, so hat doch jede eine andere Sprache, sie verstehen auch einander nicht, sie haben keine Gemeinschaft mit einander, überziehen eine die andere mit Krieg, und essen ihre Gefangenen.

Die Nation der **Manacicas** ist volkreicher als die andern, und ihre Lebensart ist von anderer **Indianer** ihrer völlig unterschieden: alle ihre Häuser sehen regelmäßig und reinlich aus. Das größte wird vom **Kaciken** bewohnt, bey dem die höchste Gewalt steht. Seine Ländereyen werden auf öffentliche Kosten bestellt, seine Tafel, die allezeit mit dem Besten des Landsertrags besetzt ist, kostet ihn nichts. Niemand darf ohne seine Erlaubniß weder jagen noch fischen: jeder Einwohner ist schuldig, ihm den zehnten Theil seiner Einkünfte zu geben: er bestraft die Verbrecher und mißhandelt, wen er will. Er kann so viel Weiber nehmen, als er will, und selbst die Weiber seiner Unterthanen. Mit einem Worte: dieses Volk hat so viel sittliche Vorzüge, die sie völlig von andern wilden **Indianern** unterscheiden.

Mammelucquen, Paulisten.

Die Indianer, welche man Tscharos nennt, haben von den Menschen fast nichts als die Gestalt. Nur einen Beweis ihrer Thorheit anzuführen, so besteht ihr Gebrauch bey Beerdigung ihrer Todten darinnen, daß sie sich einen Finger abhauen. Fügt es sich, daß so viel Personen sterben, daß die Hände gänzlich verstümmelt werden, so kömmen die Füße daran, und es werden so viel Zehen abgeschnitten, als der Tod Verwandte wegnimmt.

Die furchtbarste und boshafteste Nation sind die **Mammelucken**, welche diesen Namen führen, um ihre Aehnlichkeit mit den ehemaligen Aegyptischen Straßendäubern anzuzeigen. Sie entstanden aus einer Portugiesischen Kolonie, welche den Namen von St. Paul hatte; ihr Pflanzort war überall von unübersteiglichen Bergen und von dicken Wäldern umgeben. Die Verdorbenheit ihrer Sitten brachte sie in so üblen Ruf, daß sichs ihre Nachbarn zur Schande rechneten, die geringste Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Entlaufene von allen Ständen und Nationen, Priester, Mönche, Soldaten, Handwerksleute, Portugiesen, Spanier, Kreolen, Mestizen, Mulaten, Schwarze, welche der Nachstellung der Menschen und der Justiz entwichen waren, und die Strafen des Himmels nicht fürchteten, nahmen ihre Zuflucht dahin. Diese Paulisten haben sich erstaunenswürdig vermehrt, sie geben an die Portugiesen noch einen jährlichen Tribut, aber nur aus alter Ehrfurcht.

furcht für ihren ehemaligen König, und sie sind so eifersüchtig auf ihre Freiheit, daß sie allen Fremden den Eingang in ihr Land verweigern, wosern sie sich nicht bey ihnen niederlassen wollen. Ihre Straßenträuberereyen nehmen so zu, daß man behauptet, daß sie binnen anderthalb Jahrhunderten fast zwey Millionen Sklaven gemacht, oder umgebracht haben. Sie suchten durch vergebene Bekehrung so viel an sich zu bringen als sie konnten, und bereicherten mit den alsdenn zu Sklaven gemachten Völkern ihre Kolonien.

Amazonen.

Da, wo der Amazonenfluß die glücklichsten aller Himmelsstriche bewässert, erscheint die Natur in aller ihrer erhöhten Schönheit und Pracht. Statt, daß der Nyl nur auf ein Jahr fruchtbar macht, so werden die Felder durch das Austreten des Amazonenflusses auf viele Jahre ergiebig. Alle in andern Ländern zerstreuten Erzeugungen finden sich an diesen glücklichen Ufern beisammen; ungezählte Fischearten in den Flüssen, tausenderley Thiere auf den Bergen, unendliche Arten Vögel in den Wäldern, die Bäume hängen beständig voll Obst, und die Ernden hören nicht auf, sich in einem Lande darzubieten, wo Gold und Edelgesteine mit Füßen getreten werden. Unter den Einwohnern selbst sieht man nichts als wohlgewachsene Leute, die geschickt und voller Fähigkeiten in den nützlichen Dingen sind. Sie haben alle Künste, die zur wirklichen Nothdurft gehören, und

alles Nothwendige, was ihre Glückseligkeit befördert. Die Liebe kostet ihnen eben so wenig zu vergnügen, sie glauben, daß die Natur nicht eher befriedigt ist, als bis sie nichts mehr fordert. Die Weiber verbessern die Schönheit nicht, womit sie die Natur geschmückt hat, sie glaubten sie zu beleidigen, wenn sie sich ihrer Gaben schänten. Die Freiheit fügt noch jene leichten Annehmlichkeiten bey, welche ein schwüchternes Zurückhalten gezwungen und gekünstelt machen würde. Kein Gesetz widerspricht ihren Neigungen, wenn sie sich diesen aber heimlich überlassen, geschieht es nur, die Wollust reizender, und die Süßigkeit des Verschmiffes vollkommener zu machen. Ihre Ergötzlichkeiten sind lebhaft, aber gemäßigt, ihre Speisen einfach, so wie ihre Arzneymittel, und das Ungefaßte ihre Nahrung macht den Gebrauch der Hülfsmittel überflüssig, und diese Völker, die wir von so eingeschränkten Verstande zu seyn glauben, haben den kürzesten Weg zu wählen gewußt, um glücklich zu seyn.

Die Religion ist bey allen diesen Völkern fast ebnen. Sie haben Götzen, die sie selbst schnitzen, und denen sie allerhand Verrichtungen zuerthnen. Einige sind über das Wasser gesetzt, andere stehen der Erde, andere den Früchten vor. Sie bilden sich ein, diese Gottheiten wären vom Himmel gekommen, um ihnen Gutes zu thun, ob sie ihnen gleich keinen Dienst der Anbetung erweisen. Man verwahrt sie in einem besondern Orte, oder thut sie in ein Futteral, um sie,
wenn

wenn man ihrer nöthig hat, heraus zu nehmen, und bey Schiffarthten oder Kriegsverrichtungen zu helfen.

Unter allen Nationen, welche am Amazonenflusse wohnen, sind die Omaguas die vernünftigsten und gesittetsten. Sie haben in Gewohnheit, ehe sie sich zu Tische setzen, jedem Gaste eine Spritze anzubieten, so wie man an vielen Orten in Europa Wasser herum geben läßt, um sich nach der Mahlzeit die Hände zu waschen, oder wie man alsdenn den Kaffee trinkt. Die Spritzen sind wie eine hohle Birne geformt, und haben an der Spitze ein Loch, wo eine Nöhre angemacht ist. Diese füllen sie voll Wasser, und drücken sie, da sie denn eben die Wirkung thun, wie die ordentlichen Spritzen. Die Omaguas müssen ihre Sklaven nicht, um sie zu essen, wie ihnen die Portugiesen Schuld gegeben haben. Es giebt heut zu Tage an den Ufern des Maragnan keine Menschenfresser, aber besser ins Land hinein, und insonderheit gegen Norden, findet man ihrer noch.

Alle Brasilianer, welche die Hauptnation ausmachen, und deren Sitten den meisten kleinen Völkern gemein sind, haben viele Weiber, welche sie eben so leicht verlassen, als sie sie nehmen. Doch können Mannspersonen nicht heurathen, ohne einen Feind der Nation getödtet zu haben, oder in der Jagd glücklich zu seyn. So lange sie nicht verheurathet sind, dürfen sie auch keine starken Getränke trinken. Bis daher überlassen sie die Mädchen allen freyen Mannspersonen ohne Bedenken, und ihre Aeltern bieten sie dem

ersten dem liebsten an. So bald sie versprochen sind, hören alle vorige liebesverständnisse auf.

Die Brasilianer bemahlen sich den ganzen Leib, ausgenommen das Gesicht, mit einer schwarzen Farbe, sie tragen Halsbänder von Knochen, durchbohren sich die unterste Lippe, und hängen einen Fingerlangen Stein hinein, den sie so künstlich zu befestigen wissen, daß sie keine Art von Band darzu nöthig haben. Sie sehen eine platte Nase vor eine Schönheit an, und die erste Sorgfalt der Väter ist, den Kindern diesen wichtigen Dienst zu leisten. Sie können kein Haar am ganzen Leibe, als nur am Kopfe leiden. Es hat viel Mühe gekostet, ihre Weiber zu bescheiden, und sie nahmen das Hemde anfänglich, aus Furcht es zu beschmutzen, allezeit über die Achseln herauf.

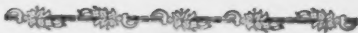
Die Art, wie sie mit den Gefangenen umgehen, unterscheidet sich von den Wilden in Kanada ihrer wenig. Wie diese mästen sie sie, damit das Fleisch einen bessern Geschmack bekomme, wie diese geben sie ihnen auch, so lange sie am Leben bleiben, Weibspersonen, und diese leisten ihm alle ersinnliche Dienste, bis an den Tag, da er soll geschlachtet und geessen werden, welches darauf ankommt, ob er fett genug ist.

Gleichwohl ist ihre Gastfreundschaft gegen Fremde ganz unbeschreiblich. Sie lassen ihn in ihren *Zamat* ausruhen, sie versammeln Weiber um ihn, die ihn waschen und baden, nachdem sie ihm die größten Lobsprüche gemacht, und alle ersinnliche Zärtlichkeiten erwiesen haben.

Ihre

Ihre gewöhnlichste Kost, womit sie Fremde zuerst bedienen, ist Maniok und eine Art von berauschenden Cider, andere leben bloß von der Jagd und Fischen. Man sieht unter ihnen weder Buxliche noch Lahme, weder Verstümmelte noch Ausgewachsene. Freyheit, Unabhängigkeit und Eintracht ist allen Brasilianern eigen, die noch ohne das portugiesische Joch leben.





Von den Persern.

I.

Staatsverfassung von Persien.

Persien hat in seiner Regierungsform nicht wenig Aehnlichkeit mit dem türkischen Despotismus. Der König kann, welchen er will, von seinen Söhnen, zu seinem Nachfolger ernennen. Kaum ist dieser auf den Thron gestiegen, so läßt er seinen Oheimen, Brüdern und allen, die ihm gefährlich von seiner Familie scheinen, die Augen ausstechen. Der Minister, welcher diesen Auftrag hat, begiebt sich an die Thüre des Serais, und überreicht des Königs Befehl den Verschnittenen, welche den jungen Prinzen holen und halten. Der Minister macht ihnen mit der einen Hand die Augenlieder auseinander, und mit der andern schneidet er den Augapfel aus seiner Höle. Dieser Gebrauch ist dennoch den Persern nicht so barbarisch, als das Stranguliren, das den Vettern und Brüdern der türkischen Kaiser bevorsteht.

Die Persischen Regenten überlassen sich unbeschränkt der Wollust, und das Regierungsgeschäfte ihrem Großvezier. Unter diesem steht das Finanzwesen, die bürgerliche und peinliche Justiz, Kriegsanstalt und Handlung, von ihm erhalten die fünf Staatsminister Befehle, nemlich der Divan-Beghi oder Aufseher der Justiz, der Kurfchi-Baschi oder

oder Kommandant der Grenztrouppen, der **Kulär-Agasi**, Kommandant der Sklaventrouppen, der **Tefantschi-Agasi** oder General der Infanterie, der **Topschi-Baschi** oder Generalfeldzeugmeister. Auch der **Nazir** oder Aufseher der Meublen kann zu diesem Kollegio gerechnet werden, in welchem der **Großvezier** Präsident ist, man weiß aber, wie viel Antheil das **Seraï** und die Verschninnenen in den letztern Unruhen in Persien gehabt haben, wo die Gunst der Favoriten eben so, wie in der **Türkei**, die Gewalt in Händen hatte.

Die ehemaligen **Sarrapen** heißen jetzt **Chans** oder Statthalter, sie führen, wie die **Bassas** der **Türken**, einen Hofstaat, der dem königlichen bey nahe gleich ist; sie unterhalten eine Anzahl Trouppen zum Bedürfnis des Staats, und überlassen den Intendanten die Eintreibung und Lieferung des Tributs an den königlichen Schatz. In jeder Stadt hat der Gouverneur die oberste Gerichtsbarkeit, und die **Cadis** die Unterverwaltung. **Asien** ist aber nicht weniger, als **Europa**, der Gewinnsucht der Richter und der Bestechung, den **Kabalen** und der Macht des Goldes unterworfen. Beym Anblick dieses Metalls schweigen die Geseze, die Justiz schläft, und die obrigkeitliche Gewalt begiebt sich ihrer Rechte. Man sieht in **Persien**, wie bey uns, den reichen Verbrecher mit ruhner Stirne einher gehen, und den Armen allein seine Fehler durch Strafen büßen.

Die geringste Strafe des Volks ist die Stockstrafe auf die Fußsohlen. Die Bestrafung der Vornehmern

nehmen ist der Halskragen: er ist aus drey Stücken Holz zusammen gesetzt, davon eins kürzer ist als das andere, und stellt ein längliches Dreieck vor. Der Kopf wird an der längsten Spitze hineingesteckt, und die Hand am untern Ende angeschlossen. Mit diesem Kragen führt ihn ein anderer Vornehmer vom Hofe. So selten die Todesstrafe ist, so unmenschlich ist dennoch das Verfahren. Man bindet den Verbrecher mit den Beinen auf ein Kameel, schneidet dem Missethäter auf beyden Seiten des Halses den Leib auf, führt ihn auf diese Art durch die Stadt, wobei der Kameelführer das Verbrechen ausruft, und endlich den Verurtheilten bey den Beinen an einen Baum aufhängt. Die noch entsetzlichern Todesstrafen sind das Epiessen, das Abhauen der Hände, nach welcher Verstümmelung sie die elendeste Todesart sterben müssen, daß man sie in ein Loch mit Kalch gefüllt eingräbt, daß man ihnen in die Haut eine Menge Einschnitte macht, und angezündete Dachte hineinsteckt, die vermittelst des Fettes im Körper fortbrennen, und ihn bey kleinem Feuer verzehren.

Die Prozesse werden nirgends mit größerer Freyheit geführt, als in Persien. Nur wenn die männlichen Partheyen zu viel Lärm machen, werden sie mit Stockschlägen bestraft, die Weiber hingegen verursachen ein desto größeres Geschrey, weil sie nicht geschlagen werden dürfen, und die meisten Prozesse entstehen aus Unvermögenheit der Männer oder aus Gleichgültigkeit, welche die Perserinnen zur Ehescheidung veranlaßt.

Wenn

Wenn keine Zeugen aufgebracht werden können, findet der End statt. Die Christen schwören auf das Evangelienbuch; die Mahomedaner auf den Koran; die Juden auf das Gesezbuch; die Guebren auf das Feuer; die Indianer auf dem Leibe einer Kuh; alle wichtige Sachen werden gerichtlich ausgefertigt, mit des Statthalters, Eadis und Priesters Besiegung, welches keine geringen Sperteln verursacht.

Die Landgüther im ganzen Königreiche werden als dem Landesherrn eigenthümlich angesehen, und die Besizer nutzen sie nur unter dem Titel eines Erbpachtes. Die Perser verpachten ihre Landgüter selten, sondern sie vergleichen sich mit den Feldbestellern, denen sie wegen der Arbeit und Mühe den dritten oder vierten Theil des Ertrags lassen: man findet daher nirgendwo freyere und reichere Bauern, als in Persien.

Die Persische Armee besteht aus dreyerley Troupen, aus Landmiliz, Kurtschen und Sklaven. Die Landmiliz erhält der Statthalter jeder Provinz zur Bededung der Grenzen. Diese und die Kurtschen dienen zu Pferde; die letztern sind Nachkommen der alten Tartarn, welche unter Tamerlans Anführung Persien bezwangen, es sind ihrer dreßsig tausend, lauter Viehhirten, die beyhm Landleben abgehärtet, aber eben so wenig disciplinirt sind, als die türkischen Spahis. Die Sklaven, welche auf königliche Kosten erhalten werden, bestehen aus einem Korps von 20,000 Mann, meistens Georgier und Armen. Die wenige Kriegszucht, die unter ihnen herrscht, gab

Persien bald **Griechen** und **Römern**, bald **Barbaren** und innern Kriegen Preis.

In den **Bataillen** haben die **Perser** noch die alte Weise der **Parther**. Sie schwärmen um den Feind herum, ermüden ihn durch beständige Scharmügel, stiechen, so bald sie angegriffen werden, und fallen wieder an, wenn sie niemand verfolgt. Sie sind zu nachlässig, ein Lager zu verschanzen, und begnügen sich, einen vortheilhaften Posten, ein dickes Holz oder einen Weg zu besetzen. So bald eine Provinz von feindlichen Einfällen bedroht wird, verwüsten die Einwohner alles, vergraben ihren Hausrath, und verlassen das Land. Eine Observationsarmee besetzt also, denn die schwersten Zugänge, vertheidigt ihren Platz Schritt vor Schritt, und lauert auf Gelegenheit, den Feind mit Vortheil anzugreifen. Die **Persischen** Trouppen nehmen kein Geschütz und kein schweres Gepäck mit zu Felde, sie bleiben so kurze Zeit an einem Orte, daß sie gar leicht Unterhalt finden. Das Kriegswesen zu Lande ist auf türkischen Fuß, und die Seemacht gänzlich vernachlässigt.

In Kirchensachen ist der **Sedr** die höchste Person nach dem **Großvezier**, er hat alle Einkünfte der Moscheen unter sich, und entscheidet die Proceße über Erbschaften, Schulden und Kontrakte. Nach ihm sind der **Scheik-el Tolam** und der **Ladi** die ersten geistlichen Magistratspersonen. Der **Musli** hat wenig im Reiche zu sagen, und nur seine Auslegung des **Korans**, die von dem türkischen abgeht, ist noch von einigem Ansehen. Die **Dervichen** stellen eine

Republik von Mönchen vor, die nicht sehr zahlreich und von dem Ansehen, wie in andern Mahomedanischen Ländern, sind. Die Regierung verachtet sie, und das Volk hat eher Mitleiden mit ihnen, als daß es sie ehrt. Sie sind in ihrem Aeußerlichen unreinlich, grob, heuchelmäßig und so unwissend, daß nichts damit zu vergleichen ist.

2.

Beschaffenheit des Volks.

Die Perser sind meistens gut gebaut, stark und schön von Gesicht, ihre ausnehmende Reizung zur Wollust entkräftet sie dennoch bald, und ihr heißes Klima macht sie weichlich. Sie haben einen lebhaften durchdringenden Verstand, der aber oft von ihrem wollüstigen Temperamente erstickt wird. Dieses macht sie faul, schmeicheლhaft und verstellte, daher auch gesprachig, gefällig und einnehmend, von der Eigennutz und die Eitelkeit lassen ihnen keine leichtern Mittel, sich auf Unkosten der Fremden zu befriedigen, finden. Durch ihre Verheirathung mit den Georgischen und Cirkassischen Weibern, sind beyde Geschlechter verschönert worden, denn man wird nicht leicht schönere Frauenzimmer, und zugleich wohlküstigere Mädchen finden, als in Georgien. Die glücklichste Regelmäßigkeit ist ihnen so verhänglich eigen, daß es eben so schwer ist, ein hasliches Gesicht in Georgien zu finden, als anderwärts eine vollkommene Schönheit. Das Frauenzimmer liebt die Lust, die

Luft

Musik und das Vergnügen über alles, ist lustig, freundschaftlich, empfindlich, und eben so erbar aus Zwang, als geneigt zur Wollust, wo er überflüssig ist.

Nur die, welche die vornehmsten Stellen haben, sind die edelsten; der angebohrne Adel ist ein unnützer Titel, so wie im ganzen Orient dieß einer der vernünftigsten Gebräuche ist. Die Begierde, durch eigne Verdienste empor zu kommen, unterhält den Ertz, und giebt einen weit 'gegründetern Ruhm, als der seyn kann, Vorfahren zu wissen, die besser waren, als wir.

Die Erziehung ist von Cyrus Zeiten an, eine der vorzüglichsten Bemühungen gewesen, darinnen die Perser glücklich sind. Die Jugend versammelt sich in Isfahan, auf gewissen zu öffentlichen Leibesübungen angewiesenen Plätzen, wo einige mit Wurffspießen im Werfen, andere im Bogenschuß, und andere im Hieb, so wie im Ringen und Wettlaufen geübt werden. Die Spartanische Erziehung scheint noch in Persien sich erhalten zu haben, und außer der Priestererziehung und Aufsicht der Verschnittenen, die bis ins 20ste Jahr dauert, ließe sich die Persische Anstalt zum Muster empfehlen, wenn sie nicht auf den Mahomedanismus gegründet wäre.

Die Persische Kleidung ist eine der angenehmsten. Die Mannspersonen tragen Beinkleider bis auf die Füße, ein langes Hemde, und einen Rock, der auf der Brust offen ist, und um den Leib mit etlichen Binden zugemacht wird. Über den Rock ziehen sie eine kurze Weste ohne Ärmel. Ihre Fußbekleidung ist

jezo so, wie in Europa gebräuchlich. Um den Kopf winden sie ein kostbares Stück Stoff etlichemal herum, und dieß macht den Turban. Der Weiber Kleidung ist von der männlichen wenig unterschieden. Ihre Hemden sind oben mehr offen, die Westen länger und die Leibbinden schmaler. Ueberdieß trägt das Frauenzimmer Halbstiefeln, und auf dem Kopfe verschiedene Schleyer, die das Gesicht bedecken, und bis auf die Knie gehen.

Ein Perser findet so wenig Vergnügen am Spazieren gehen, daß er ganze Tage lang mit Kreuzweis gelegten Beinen da sitzt, und nichts als Ruhe und Wollust verlangt. Die Wagen und Kutschen sind völlig unbekant. Die Mannspersonen reiten, und wenn die Frauenzimmer das Serail verlassen, welches sehr selten geschieht, so lassen sie sich in bedeckten Sesseln auf Kameelen tragen. Ihre Schönheit ist der traurige Quell ihrer Sklaverey, denn die Perser sind eben so sehr die eifersüchtigsten, als die verliebtesten unter allen orientalischen Völkern. Die Weiber sind im entlegensten Theile des Hauses eingeschlossen, und die unübersteiglichen Mauern, die sie umgeben, gleichen den sichersten Festungswerken. Von außen werden die schönen Perserinnen von alten Ungeheuern bewacht, die man Verschnittene nennt, und von innen ist eine der andern aus Eifersucht und natürlicher Unverträglichkeit beständig im Wege. Wenn sich der König mit seinen Weibern sehen läßt, so entflieht alles von weiten, ehe man das Verbot hört, sich zu entfernen; denn wäre jemand unglücklich

genug, ihnen im Weg zu kommen, so würde er augenblicklich am Leben gestraft werden. Die Weiber bringen kein anderes Heurathsgut mit, als etwas Geschmeide und Hausrath. Von den Männern wird ihnen eine Summe Gelds durch den Ehekontrakt zum Voraus versichert, die sie bey der Ehescheidung fordern können. Sie müssen aber in diesem Falle das Geld nehmen, ehe sie eine Nacht außer dem Hause zubringen, welches ihnen das Recht benehmen würde. Von ihren Kleidern und Geräthe dürfen sie nichts mitnehmen, als was sie mit den Händen herbringen können.

Die Perser schließen ihre Heurath selten auf Lebenszeit, sondern meistens nur auf gewisse Jahre, sie erneuern alsdenn den Kontrakt bey der Verfallzeit, wenn sie bisher zufrieden gewesen sind: Diese Gewohnheit ist für die Bevölkerung überaus vortheilhaft. Die Einwilligung des Vaters ist zur Gültigkeit der Heurath nicht nöthig.

Alle Kinder eines Vaters haben gleiches Recht an der Erbschaft, die Mutter, mag Ehefrau oder Kebsweib gewesen seyn; der Unterschied zwischen ehlich und unehlich erzeugten Kindern ist zum Glück in Persien unbekant. Der Aberglauben der Perserinnen ist so groß, daß sie oft von ihren Sklavinnen Almosen einsammeln lassen, um sich etwas zu verschaffen, oder daß sie unter der Gerichtsstätte weggehen, um schwanger zu werden.

Die öffentlichen Weibspersonen sind so häufig, daß sie in Isphahan ihr besonderes Quartier haben, und
sie

sie die Polizen in besondere Register einschreibt. Ihr Name zeigt den Preis, wie hoch sie die Gefälligkeit schätzen: eine heißt die 12 Tomans, die andere die 20 Tomans, (so viel als 40 Louis d'or). Ihr Name ändert sich mit dem Verlust ihrer Reize, und die 20 Tomans erhält zuletzt den Namen der kleinsten Münze, wenn sich kein Liebhaber zu so hohem Preise ver- stehen will. Den Tänzerinnen ist gleichwohl verboten, ihre Kunst unter 2 Tomans zu verkaufen, denn wenn auch dieser Preis noch zu hoch ist, so erhalten sie von der Gesellschaft ihren Abschied. Alle Städte in Persien sind von solchen Nymphen voll: sie gehen in die Karavanserais, in die entlegensten Basards, in die Höfe der Moscheen, und schleichen sich bis- weilen bis in die Zellen der Mollas. Isfahan allein hält über jährliche 12000 Mädchen Register.

Die Unhärtigkeit der Perser ist so groß, daß sie lieber in die Speisehäuser zu Tische gehen, als ihr Eisen zu Hause zurechten. Die Vornehmen speisen zu Hause, die geringern begnügen sich aber lieber an der unreinlichsten Kost, die in ungeheuren Fleischfest sehr angerichtet wird. Das Feuer unter den Kasserols stöbern wird mit Heydetraut und dürrn Blättern angemacht. Hinten in der Mude sind Erhöhungen von 2 oder 3 Fuß vor die Gäste angebracht. Das Ziegen- und Pferdefleisch machen die vornehmsten Gerichte noch halb roh aus, und das Brod ist eine Art von dünnen Zwieback, zwischen zwey Eisen ge- backen.

Die Trinkhäuser werden in Ispahan noch stärker, als die Speisehäuser besucht. Das Getränk besteht in einem abgekochten Mohnsaamen, welches erst ein verdrüßliches Wesen, denn eine übertriebene Fröhlichkeit, und endlich den Schlaf verursacht. Ausser der Zeit des Trunks macht er traurig, und die Perser würden dennoch eher ihrem Leben, als diesem Tranke entsagen. Die Vornehmern besetzen ihre Tische zu Mittage mit Milchspeisen, Obst, Melonen, Datteln, Muskatellertrauben und Granatäpfeln, des Abends mit Reis und Flügelwerk oder Schöpfenfleisch. Ihre Getränke von Mohs oder Citronensaft und Granatäpfeln wird mit Rosensüßig und Ambra angemacht, weil ihnen der Wein verboten ist. Feierliche Gastgebote werden nur des Abends angestellt, obgleich die Gäste schon früh kommen, und sich mit leichten und kalten Speisen bedienen lassen. Die Zeit vor dem Abendessen wird mit Tabakrauchen und Gesprächen zugebracht, oder es werden Gedichte abgelesen und gesungen. Die Karten sind den Persern unbekannt.

Die Künste, welche sie am meisten ausbilden, sind Goldschmidsarbeit, Färbererei, Baukunst und Töpferarbeit. Man läßt sein Silbergeschirr und andere kostbare Arbeit bey sich im Hause machen. Der Goldschmid bringt seine Ofen und sein Werkzeug mit, und schlägt seine Werkstatt auf, wo man will. Die Farben sind in Persien lebhafter, als an irgend einem Orte in der Welt, und ihre Färberereyen sind mit keinem andern zu vergleichen. Die Porcellainfabriken sind in Menge in Ispahan, und die Fabrik zu Schi-

Das in der Provinz Karamanien ist im ganzen Oriente berühmt. Die Seiden- und Baumwollenmanufakturen sind so häufig, daß bey nahe kein Dorf ist, wo nicht ein sehr starker Verkehr davon ist. Die Persische Stickeren ist die schönste, die man sehen kann, und die Kunst, den Brokat zu drucken, ist so hoch gebracht, daß man sie wenig von gewirkten reichen Zeugen unterscheiden kann.

Ihre Wissenschaften sind nicht weniger achtungswürdig. Sie haben den Aristoteles, Archimedes, Hippokrates und Plato in den Quellen, und die Moral ist von je her, als der Perser Lieblingsstudium, so wohl in Maximen, als in Fabeln gewesen. Ihre Neigung zur Wollust und zum Gevlnn entfernt sie vom Reisen, und der Mangel an Buchdruckereyen von allen historischen und geographischen Kenntnissen.

Die türkische Sprache ist die allgemeine, und die sich von den Großen auch unter das Volk erstreckt; die arabische ist die Sprache der Wissenschaften und der Gelehrten, die Landsprache wird in öffentlichen Schriften und Befehlen gebraucht: sie ist auch, wie die Perser sagen, zum Schmeicheln am geschicktesten.

3.

Innere Einrichtung von Isphahan.

Die Pracht von Isphahan so wohl, als die Größe, ist mit keiner andern Stadt in der Welt, als mit Peking zu vergleichen. Es giebt eine Menge

Karavanserai in allen Persischen Städten. Einige sind gestiftet, daß man darinnen umsonst bewirthet wird, ob man sich gleich selbst versehen muß, andere sind gegen einen gewissen Zins verpachtet, und nur für reiche Leute bestimmt. Jeder Fremde wird in das **Karavanserai** seiner Nation gebracht.

Bei den öffentlichen Gastereien, die der **Großvezier** giebt, fängt man beim Nachtrische an, und hört bei der Suppe auf. So bald die Musik an geht, belegt man die Teppiche mit goldenen und porcellainen Tellern voller Früchte und Confituren, und die vornehmsten jungen Herren schenken die auserselbstlichen Weine in goldene Becher ein. Nach dem ersten Gange, der oft einige Stunden dauert, werden die Teppiche weggenommen, und andere eben so feine und reiche ausgebreitet. Der andere Gang besteht aus Ragouts, Fleischwerk und gebratenen Fischen. Jeder Gast hat seine Gerichte vor sich, welche nicht leicht weniger als zwanzig Schüsseln ausmachen, alle vom feinsten Golde und Schmelzwerk. Der dritte Gang besteht aus Suppe, Rindfleisch und Reis, auf hunderterley Art zugerichtet. Alles Geschirr, alle Leuchter und Lampen sind von Golde, und die Teppiche von Cassent mit goldenen Blumen durchwirkt. Man rechnet des Königs Tafelgeschirr auf 40 Millionen, welches zugleich den Kronschatz des Monarchen ausmacht. Diese Pracht ist dennoch eine bloße Prahlerei, und ein Schimmer, der wirkliche Armuth verbirgt. Das Geld ist in Persien rar, und das wenigste, was da ist, kommt aus Indien oder von europäischen

päisichen Kaufleuten, die Seide und Perlen aus Persien erhandeln.

Man rechnet in Ispahan 62 Moscheen, 270 Bäder und 1800 Karavanserais. Die königliche Moschee ist ein grosses vieleckiges Gebäude, auf welchem oben lange Gänge in Form eines Geländers herumgehen. Das Portal besteht aus einem schönen Gewölbe, das mit lasurfarbenen Figuren verziert ist. Die Nischen sind von Jaspis und Schmelzarbeit, die Thürhügel mit starken silbernen Matten beschlagen, und die Aufswarbeit daran nimmt sich ungemein aus. Der Hof, welcher ein grosses Stück enthält, dessen Rand mit Jaspis eingefasst ist, führt zu fünf grossen Bogengängen mit Kuppeln überbaut, die von Marmorfeldern getragen werden. Der mittlere ist von einer erstaunlichen Höhe, und ragt über die ganze Stadt hervor. Der Balken oder Singchor nach Mekka zu ist an den Wänden mit Jaspis, Porphyre und wohlriechenden Hölzern eingesezt.

Die Bäder sind in drey wohlverwahrte Zimmer abgetheilt, wo nicht die geringste Luft hinkommen kann. Im ersten kleidet man sich aus, im zweyten findet man ein grosses Becken mit warmen Wasser, das durch Röhren in das dritte geleitet wird. Die Badefnechte reiben und dehnen die Glieder so stark, daß ein Fremder diese Art von Vergnügen nicht vertragen kann. Die ordentlichen Sammelplätze der Fremden sind die Kaffeehäuser. Während daß einige Windmühle, Schach oder Dame spielen, finden sich eine Menge Pessenmacher ein, die die Zeit vertreiben,

Mollas, die wider die Eitelkeit eifern, und Dichter, die ihre Epigrammen ablesen. *) Nichts ist lächerlicher, als diese drey verschiedenen Scenen an einem Orte zu sehen, wo sie sich quälen, die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu gewinnen, die dennoch auf nichts, als auf ihr Spiel denken.

Der Eingang von der ungeheuren Stadt Isphahan, die mehr als elf Stunden im Umfange hält, macht von Isfah eine Allee, die mehr als 1300 Ruthen lang, und ungefehr 50 breit ist. In der Mitte geht ein Kanal mit prächtigen Geländer durch, und an den Seiten liegen die schönsten Gärten mit Pavillons. Sie stößt auf ein königliches Lustschloß, wo die Wasser, Obstgärten und Blumenstücken einen wahren Begriff vom Mahomedanischen Paradiese bilden. Die Stadt überhaupt wird vor den hohen überragenden Bäumen, und der Menge der Gärten wenig gesehen. Die Häuser sind von Ziegeln, und haben nur ein Geschloß, die Mauern sind mit einem Mörtel überzogen, der von Kalk und Thalg gemacht ist, und einen vortheilhaften Glanz giebt: eine mehr oder weniger hohe Kuppel macht das Dach: die Gemäße und die großen Wasserstücke, die man in den Häusern findet, sind das schönste.

Ob

*) Der seel. D. Aetiole hat uns mit verschiedenen Persischen und Arabischen Poesien dieser Art bekannt gemacht.

Ob auch gleich die Strassen nicht gepflastert sind, so ist doch die Menge der Basards so groß, daß man im Regen die ganze Stadt durchgehen kann, ohne naß zu werden. Der Pallast des Sophi ist eins der größten und schönsten Gebäude in der Welt. Die Kostbarkeiten sind darinnen übereinander gehäuft, doch ohne Geschmack und diejenige Bequemlichkeiten, die ohne Reichthum viel vorzüglicher sind. Der königliche Pallast hat mehr als hundert Stunden im Umfang. Den Eingang darzu macht auf der Seite des großen Platzes ein Portal, das ganz von Porphyr ist; der Pallast selbst ist ein Frenheitsort für alle, die dahin flüchten, welches den Moscheen sogar nicht zusteht. Jenseits des Portals sind Gallerien, wie im Louvre mit Leuten von allen Professionen besetzt, die für den König und seine Familie arbeiten: sie werden besoldet, sie mögen zu arbeiten haben oder nicht.

Jeder Saal in diesen Magazinen hat ein marmornes Wasserbehältniß mit porphyrenen Rande. Die Wände sind mit Jaspis, kostbaren Hölzern und mit Schildeleyen verziert. Der Pavillon, der den Rasmen von vierzig Pfeilern hat, ist noch prächtiger; man bewundert besonders zwei Zimmer, die mit Musikarbeit lambrisirt, und deren Wände mit vergoldeten Marmor überzogen sind. In dem einen steht der königliche Thron, der durch die Perlen, Saphire und Smaragden, die auf goldenen Protek gestickt sind, einen ausnehmenden Glanz erhält.

Das Serail ist mit einer so hohen Mauer umgeben, daß kein Nonnenkloster besser verwahrt seyn kann. Der Platz, den es einnimmt, ist erstaunend, und man zählt darinnen noch eine Menge kleiner Palläste, wo nichts als asiatische Willkür thront. Überall sind Gärten mit Kanälen, Vogelhäusern, Fontainen und Pavillons. Ein besonderer Bezirk ist für die königlichen Kinder, und ein anderer für die abgedankten Sklavinnen bestimmt. Die Polizen im Serail zu Ispahan ist, wie in Konstantinopel. Die Tänzerinnen setzen an einem Orte, wie am andern, das Serail in beständige Unruhe, und der König läßt an diesem Orte des Vergnügens öfters Bastonade, Ruthenstrieche und andere Züchtigungen austheilen.

Man behauptet, daß die Persischen Kämpfer noch eben das sind, was sie zu der Griechen Zeit waren. Die Musiquanten und Tänzer beschäftigen sich auf dem Theater. Alles wird gesungen, wie in unsern Opern. Ihre dramatischen Stücke bestehen aber in nichts, als in Vorstellungen der unzüchtigsten Liebe, und ihrer schändlichsten Reize. Auch ihre Tänze sind so ausdrückend als unverschämt, und sie verbinden mit einer außerordentlichen Leichtigkeit und Geschwindigkeit eine Veränderung in den Stellungen, die erstaunend ist. Weil man aber ihre Kunst als schimpflich ansieht, so tanzt sonst niemand, als das Theatervolk.

Das Fest des Scharir oder des königlichen Fußbedienten ist eines von den vorzüglichsten in Persien, wo das Volk sein Frohlocken am meisten zeigt. Derjenige, der diese Stelle erhalten will, muß früh von Sonnenaufgang an, bis Abends zum Untergang, zwölfmal nach einer Säule laufen, die anderthalb Stunden von der Stadt entfernt steht, welches einen Weg von 36 Stunden beträgt, der binnen zwölf Stunden zurück gelegt seyn muß. Der große Platz ist alsdenn voller Thiere, Fechter und Tänzerinnen. Die Wege, wo der Scharir durchgeht, sind mit Tapeten, Decken und Blumen geschmückt, und mit wohlriechenden Wassern besprengt. Auf beyden Seiten des Wegs sind Zelter, die als Kaffeehäuser zu allen Arten von Erfrischungen dienen. Man trinkt, singt und überläßt sich dem Vergnügen. So bald die Trompeten die Rückkehr des Fußbedienten verkündigen, dringt jedermann mit Freudengeschrey hinzu. Der Scharir ist mit dem größten Gefolge umgeben. Die größten Herren, die Söhne der Minister, und alles, was vornehm bey Hofe ist, macht sich eine Ehre daraus mit ihm um die Wette zu laufen. Bey dem Ende des zwölften Laufes, geht der König mit seinen Favoriten dem Scharir entgegen, und sagt ihm im Verbeygehen, daß er ihn unter die Zahl seiner Fußbedienten aufnimmt. Die Feste Cheb-Meraje oder die Nacht der Himmelfahrt, das Checel-Camer oder der Schritt des Mondes, die zum Andenken Mahomedo gefeyert werden, sind bey weitem nicht so prächtig.

fig. Ubrigens da Groß-Armenien und Medien Persische Provinzen sind, die nach einerley Geseßen regiert werden, und gleiche Sitten haben, so werden wir von diesen Völkern keine besondern Artikel bringen, sondern uns ihrer halber auf den vorstehenden beziehen, und in Ansehung der Religion auf den Artikel Türken den Leser verweisen.



Von den Peruvianern.

Man kann sich in der That keinen allzu hohen Begriff von dem Peruvianischen Volk machen, nicht aus den Grassignischen Briefen oder den Marmontelischen Inkas zu urtheilen, sondern nach den Ueberbleibseln und Denkmälern zu schließen, die das alte Reich Mango-Kapaks verschönern. Ohne Blutvergießen und Kriege hatten ihn seine Tugenden zur königlichen Würde, und seine Liebe und Fleiß, das Volk, wie die ersten Einwohner Aegyptens, zur Geselligkeit und Glückseligkeit erheben. Man zählt noch heutiges Tages die hohen Landesstraßen unter die Wunderwerke der Welt. Fünf hundert Stunden lang von der Provinz Quito, bis an das andere äußerste Ende des Königreichs, findet man einen bequemen Weg durch Berge und Felsen gehauen, durch Thäler und Klüfte, wie Chinas vierhundertmeilige Mauer, und in den sandigen Wüsten ist der Weg auf beyden Seiten mit Pfählen bezeichnet, die nach der Linie gezogen sind. Der Pallast der Inkas in Kusko, die Pracht und Regelmäßigkeit, die Freyheit, die allen Nationen dort gestattet wird, die Sonnentempel, besonders der große mitten in Kusko, in welchem die Trophäen der überwundenen Nationen aufgehangen sind, die Sonnengestalt von gediegenem Golde in ungeheurer Größe, die vier gegen über stehenden Tempel, in Richtung nach den Himmelsgegenden, von denen

einer

einer dem Monde, ein anderer dem Morgenstern, der dritte dem Donner, und der vierte dem Regenbogen heilig ist, die Menge und Pracht der steinernen Häuser und Palläste, die Ueberbleibsel der Inkafestung, von denen die Steine ihrer Größe wegen nicht von Menschenhänden scheinen beweglich gemacht werden zu können, der unendliche Reichthum des Landes, der sich zu Kusko vereinigt, alles erweckt einen grossen und vortheilhaften Begriff für eine Nation, bey der sich die größten Seltenheiten der Natur vereinigen.

I.

Alte Regierungsverfassung von Peru.

Das Peruvianische Volk ist in Dekurien abgetheilt, von welchen jede ihre Oberhaupt hat. Von fünf zu fünf ist ein Beamter gesetzt, so wie jedes Hundert und jedes Tausend den seinigen hat. Das Amt der Dekurionen ist, daß sie auf das Bezugen und auf die Bedürfnis derer, die unter ihren Befehlen stehen, Achtung geben, dem Beamten anzeigen, was verfallen ist, und über das Volk Geburts- und Todenlisten halten. Die Vorgesetzten über jeden Flecken sprechen in allen Streitsachen das Recht, ohne weiteres Appelliren, nur die Entscheidung zwischen den Provinzen ist den Inkas vorbehalten. Die Macht der Inkas erstreckt sich sowohl über Güter, als über die Personen des Landes. Der Thronerbe heurathet allezeit seine Schwester, oder in ihrer Entscheidung

stehung die nächste Anverwandte. Alles ist vorgeschrieben, bis auf die Einrichtung der Heurathen.

Der Inka läßt alle Jahre alle mannbare Prinzen und Prinzessinnen von seinem Geblüte in seinem Pallaste zusammen kommen. Er ruft sie bey ihren Namen, und nimmt die Hand derer, die er zusammen geben will, doch nicht eher, als bis sie zwanzig Jahr alt sind, und verspricht sie in Gegenwart des ganzen Hofes. Des andern Tags wiederholen die darzu ernannten Ministres die nemliche Ceremonie in der Hauptstadt, und die Raciqtten folgen dem Beispiel in den Provinzen. Der Ehestand ist daßer so hoch geschätzt, daß in jedem Hause die rechtmäßige Frau den Vorzug einer Königin genießt, ob gleich der Mann so viel Nebenweiber hält, als er will.

Der älteste Sohn des Königs ist allezeit Thronerbe, und dieser Gebrauch ist so alt, als die Monarchie. Unter den Großen ist die Erbfolge verschieden. In einigen fällt sie auf den ältesten der männlichen Kinder, in andern haben alle Brüder gleichen Antheil, und in andern wird der Erbe unter mehreren Brüdern von dem Volke erwählt.

Die wichtigste Angelegenheit des Regenten ist der Ackerbau. Der Mangel an Regen hat zu den künstlichsten Wasserleitungen Anlaß gegeben, die das Wasser allezeit überflüßig herbeyschaffen. Zu eben dieser Absicht sind die Felder eingeeget, und in drey Theilungen gesondert; die erste gehört der Sonne oder den Priestern, die zweite dem Inka, die dritte dem Eigenthümer, der das Feld baut. Das Erdreich, das
nicht

nicht bewässert werden kann, ist mit Bäumen oder nützlichen Wurzeln bepflanzt, bey der Bestellung der Felder haben die Sonnenfelder den ersten Rang, nach diesen werden der Wittwen und Waisen, und die kaiserlichen zuletzt besorgt. Alle Abende steigt ein Verordneter auf einen Thurm, und ruft aus, was für einen Theil der Arbeit man den folgenden Tag vornehmen soll.

Die Abgaben, von welchen alle Groesse des Reichs, alle Obrigkeiten, Soldaten und Wittwen frey sind, bestehen nur in dem Antheil an den Erndten, und in Kleidern und Waffen für die Troupen. Das Gold und Silber, das dem Souverain gegeben wird, empfängt er als ein Geschenk zur Auszierung der Tempel. Jeder Kanton hat sein Magazin zu den Kleidern und Waffen, so wie zu dem Getreide, so, daß die zahlreichste Armee auf ihrem Marsch mit lebensmitteln und Bekleidungen kaum versorgt werden, ohne daß das Volk dadurch belästigt wird.

Die Peruvianer erziehen ihre Kinder mit der äuffersten Sorgfalt. So bald sie auf die Welt kommen, tauchen sie sie in kaltes Wasser, und dieß Bad wird alle Tage wiederholt. Ihre Wiegen sind kleine Hängebetten, woraus sie sie niemals nehmen, als der Reinlichkeit wegen. Keine Mutter nimmt ihr Kind auf den Arm oder Schoos: sie bücken sich über die Wiege, wenn sie ihnen Milch geben: man entwöhnt die Kinder nicht eher, als bis sie zwey Jahr alt sind, und dieß giebt Gelegenheit zu einem grossen Feste, woben

woben man ihnen die Haare abschneidet, und einen Namen giebt.

Das vornehmste Fest, welches im Junio den Tag nach der Sonnenwende gefeiert wird, ist der Raymi oder das Essen des geweihten Brodes, welches von den geheiligten Sonnendienerinnen, oder von den Mädchen des Paschakamaks, oder der Sonne bereitet wird. Man theilt es in kleine Kuchen, die mit Blut, das von der Stirne der kleinen Kinder genommen wird, besprenge sind. Dieses Brod wird in Gegenwart der Götzen, der Priester und der Inkas verzehrt. Vor dem Feste wird ein dreitägiges Fasten, und Enthaltung vom weiblichen Umgang gefeiert, die Weiber beichten bey ihres Gleichen, die Inkas bey der Sonne, und die übrigen bey ihren Priestern. Ueberhaupt sind die Priester im höchsten Ansehen, weil bey ihnen die Gelehrsamkeit, Dichtkunst, Sprachkenntniß und prophetische Gabe ruht. Diese letzten zu Folge herrsche eine alte Tradition von undenklichen Zeiten unter den Peruvianern, daß das Reich der Inkas durch die Morgenländer vernichtet worden soll, und dieß ist ohne Zweifel die Ursache ihrer Wehrlosigkeit, und ihres gefallenen Muthes bey dem Anblick der Europäer. Die Wissenschaften sind auf bloße natürliche allgemeine Erfahrungen eingeschränkt, und selbst in den Himmelsbegebenheiten sind sie in so großer Unwissenheit, daß sie bey Mondfinsternissen glauben, er liegt in den letzten Zügen, sie suchen ihn durch Gebet und durch die Geißlung ihrer Hunde wieder zu erwecken. Eben diesen Aberglauben haben sie

In Ansehung der Sonne. Ihre ganze Schrift bestand anfänglich, wie der Mexikaner und Aegyptier in Hieroglyphen, nachher in Quippos oder Schnüren, die in gewisse Form geknüpft waren. Seit der Ausrottung der Inkas, und der Uibernehmung der Peruvianischen Herrschaft, von dem Inquisitionsgesichte und der königlichen Audienz zu Quito, ist das Originale dieses Volks verloschen, ihre Ruinen sind verfallen, ihre eigenthümliche Religion und Sitten haben sich mit den ueubelehrenden verändert, und der Reichthum ist verschwunden. Die Neigung zum alten vaterländischen Dienst der Sonne, und der vorigen Gebräuche, die natürliche Einfalt und die schlechte Unterrichtung sammt der Vermengung, sind die Ursachen des Bastardansehens der heutigen Nation.

Heutige Landesverfassung.

Die gegenwärtigen übrig gebliebenen Reste der Nation sind bey nahe nichts als Kolonisten, die vor ihre Herren arbeiten. Sie leben wie die Leibeigenen von dem District, den man ihnen zu ihrem Unterhalt eingeräumt hat. Sie machen das Land urbar, sie ackern, sie besäen es, bauen Hütten, welche nach und nach Dörfer, und die Meyereyen zu Herrenhöfen werden.

Die meisten Indianer haben keine Hemde, sie begnügen sich mit leinenen Beinkleidern, und mit einem schwarzen baumwollenen Wamse, das wie ein Sack aussieht, mit drey Löchern, eines den Kopf, die andern um die Arme durchzustechen. Um den Hals

Halb haben sie eine vier Finger breite Spitze, wie einen gekrauselten Kragen, der auf die Brust und die Schultern herunter hängt. Das Wams geht bis auf die Knie, und drüber tragen sie eine Art von zeugenen Mantel, welcher nebst ihrem Hut den ganzen Auszug ausmacht. Sie legen ihn niemals, auch wenn sie schlafen gehen, nicht ab. Die Lieblingsfarbe ist blau, und man verbraucht daher von den Küsten von Mexiko eine Menge von Indigo.

Die jungen Leute von vornehmern Stande legen sich in den Schulen auf Erlernung der Scholastik, sehr wenige auf schöne Wissenschaften, auf Mathematik und Geschichte. Die Landlebensart und der Müßiggang ist ihnen das Angenehmste, wodurch denn die Uebersichtigkeit, die unter allen Geschlechtern, Ständen und Jahren eingeführt ist, herrschend wird. Sie lieben das Spiel, das Frauenzimmer, starke Getränke und alle Laster, die mit diesen Affekten verbunden sind. Daher sind die venerischen Krankheiten in diesen Ländern so gemein, daß wenige Personen davon befreit bleiben.

Außerdem ist das Volk dem Stehlen so ergeben, daß es kein Taschenspieler feiner machen kann. Die Mestizen oder Künstler und Professionisten unter ihnen machen sich vornemlich an die Hüte der vornehmen Leute, weil sie gemeiniglich mit Diamanten besetzt sind. Diebe, welche nach größtem Gewinn ausgehen, nehmen die Nacht zu Hülfe, und legen an die Thüren der Magazine Feuer, damit ihre Gehülfen

helfen durch die Oefnung hineinkriechen können, und sie übernehmen alsdenn die Waaren.

Der größte Theil der Indianer sind in der tiefsten Finsterniß der Unwissenheit, die sie den Thieren gleich macht. Es ist in der That nicht zu begreifen, wie ein Volk, das ehemals vernünftig genug war, billige Geseze zu machen, nicht das geringste Kennzeichen der alten Polizen übrig behalten hat. In dem Zustande, in welchem sie sich heutiges Tages befinden, geht die Schwäche ihres Verstandes so weit, daß man sie kaum über die unvernünftigen Thiere sehen kann.

Ihre Gleichgültigkeit für alles, was in der Welt vorgeht, ist so groß, daß nichts fähig ist, ihre Gemüthsart zu stören. Sie sind bey Glück und Unglück gleich unempfindlich. Alles, was man Wohlleben nennt, hat für sie keinen Reiz. Ehrenstellen erwecken so wenig Ehrgeiz bey ihnen, daß sie das Amt eines Allade oder eines Scharfrichters mit gleicher Unempfindlichkeit annehmen. Es ist ihnen einerley, ausgelacht zu werden, oder bey ihren Festen zu tanzen. Bey ihren Mahlzeiten verlangen sie nichts, als was nöthig ist, sie satt zu machen, die größten Speisen sind ihnen eben so lieb, als die auserlesensten. Weder Bitten noch Anerbietungen vermögen den Indianer, aus seiner Hütte zu gehen, und einem Fremden zum Wegweiser zu dienen; ihre Schläfrigkeit bey der Arbeit ist so zum Sprichwort geworden, daß man für alles, was Zeit und Gedult erfordert, sagt: es ist eine Arbeit eines Indianers.

In ihren Fabriken von Decken, Vorhängen, Betdecken, besteht ihr ganzer Fleiß, einen Faden nach den andern zu nehmen, und jedesmal zu zählen, um sie hernach durchzuschleifen. Ihre Faulheit ist so groß, daß sie weder ihre Vortheile noch ihres Herrn Mühen überwinden können. Ihre Weiber müssen alles verrichten, was zu den Hausbedürfnissen gehört. Sie verfertigen die Kleider, richten das Essen zu, und machen ihr Getränk, unterdessen, daß sie niedergelauert da sitzen, wie die Affen und zusehen.

Ihre Neigung zur Trunkenheit ist so allgemein, daß sie selbst die Erlangung der *Raciken-* oder *Al-*
*Laden-*würde nicht davon abhält. Wenn sie auf dem Weinen nicht mehr stehen können, so legen sie sich alle unter einander nieder, ohne sich zu bekümmern, ob sie zu eines andern Frau, zu ihrer Schwester, Tochter oder Mutter, zu liegen kommen.

2.

Kleidung der Peruvianer.

So bald ein junger Mensch die Erlaubniß hat, ein Mädchen zu heurathen, so fangen beide gleich an, wie Mann und Frau zu leben. Wenn sich der Bräutigam durch die Vertraulichkeit versichert hat, daß sie nicht mehr im jungfräulichen Stande ist, so wird die Heurath vollzogen, ausserdem das Mädchen ihren Aeltern zurück geschickt.

In der That sind die meisten Peruvianerinnen von Natur so schön, als sie ihre Reize durch Kunst zu er-

höhen wissen. Sie haben eine glänzend weiße Haut, viel Lebhaftigkeit, schöne Augen und eine vortrefliche Farbe. Ihre schwarzen und sehr dicken Haare gehen herunter bis auf den Gürtel. Sie tragen sie in zierlichen Zöpfen und Locken, die auf die Stirne herabfallen. Auf jeden Schlaf zeigt sich ein sammtres Schminkpfästchen. Die Ohrgehänge sind bey den Reichen von Brillanten mit Quasten und Büscheln von schwarzer Seide. Halsbänder von Perlen, Armbänder von Diamanten, und alles, was den Anpuß erheben kann, ist über ihre ganze Person so verschwendet, daß die Frau eines Privatmannes, der weder Amt noch Titel hat, selten aus dem Hause geht, ohne für zwanzig tausend Thaler Edelgesteine und andern Schmuck an sich zu haben. Ein kurzer Unterrock mit Spitzen besetzt, wodurch man bis an das Strumpfband den Busch sehen kann, ein Kamisol, welches einen Theil der Brust entdeckt, ein anderer Rock, der vorn offen und meistens von sehr reichen Zeuge ist, ein Hemde, woran die Ärmel bis an die Achseln aufgeschlagen sind, eine goldene Platte mit Diamanten besetzt, vorne über den Magen mit einem Bande befestigt, ein langer Mantel und ein Schleyer, machen die ordentliche Kleidung der Weiber von Lima aus. Ihr Fuß wird durch die Kunst so klein erhalten, daß er, wie bey den Chinesern, nicht über fünf Zoll lang wird, überdem sind sie so betäubert, und mit Ambra überladen, daß ihr Geruch von weiten schon einnimmt.

In ihren Häusern sitzen sie auf Kissen mit Kreuzes weiß über einander geschlagenen Beinen, und auf diese Art bringen sie ganze Tage hin, ohne sich fast zu rühren oder aufzustehen, selbst wenn es Essenszeit ist. Sie speisen allein, und lassen die Gerichte auf einem kleinen Tisch setzen. Beim Besuch ist das Vergnügen der Guitarre und des Singens, und ein eben so freyer Umgang, als in Frankreich gebräuchlich. Eben so gewöhnlich sind Tänze und Bälle. Ihre Lebhaftigkeit hindert sie gleichwohl nicht, sich gerne in Gesellschaft verständiger Leute zu unterrichten. Die Geselligkeit, die sie haben, kleine Zusammenkünfte unter sich anzustellen, macht sie sehr höflich, und am meisten gegen Fremde.

Die Liebe regiert hier unter beyden Geschlechtern mit gleicher Macht. Die Mannspersonen opfern dieser Leidenschaft den größten Theil ihres Vermögens auf, und verheurathen sich selten in der Kirchenform, sondern mit einer Maitresse hinter der Kirche. Die Krankheiten, welche aus so häufigen Unordnungen entstehen, sind so gemein, und die Lisanenkur oder die Fontanelle, welche deswegen gebraucht werden, so häufig, daß jedes Frauenzimmer beim Besuch danach die erste Frage an die andere thut. Der gewöhnlichste Weg ist, daß sie sich in der Jugend dressig bis vierzig tausend Franken zu verdienen suchen, um nach ihrem Tode durch Messelosen den Himmel erlaufen zu können. Unter den Moden ist keine so allgemein, als die, daß die Weiber beständig Räpfigen Tabak im Munde haben, wodurch sie die Zähne

weiß zu erhalten glauben. Ihr Umgang ist übrigens
sinnreich, aber allezeit mit etwas unanständiger Frey-
heit verknüpft. In den Ehecontract wird oft eine
Klausel eingerückt, vermöge welcher eine Frau sich
gewisse Tage in der Woche vorbehält, da sie die
Freiheit hat zu thun, was ihr gefällt, und die sitz-
samsten sind allezeit am ausschweifendsten.



Von den Pohlen.

Seit dem durch die Theilung von Pohlen und Litthauen, der Staat kleiner geworden, und ein neuer unter dem Titel Gallizien und Lodomerien entstanden ist, haben sich die Sitten, und die mit fremden Völkern bewohnten Länder, samt den Nationalgebräuchen, eben so sehr geändert, als die innere Verfassung des Reiches. Rußland und Preussen haben sich vergrößert, und ihre Geseze, Sitten und Gebräuche dahin verpflanzt, wo jetzt die polnische Freyheit und Sitte verdrungen worden ist. Die Wissenschaften haben den ehemaligen barbarischen Despotismus vertrieben; die Manufakturen fangen hin und wieder an zu blühen; der Akerbau wird vom weisesten Regenten, der über sein Unglückserhaben ist, so, wie Handlung und Künste erweitert, verstärkt, und zum Flor des Landes gebracht, das bisher mitten in seinem Reichthum an Feldbau und Viehzucht, in Armuth und Gewerblosigkeit schmachten mußte. Der dunkle Geist der Religion, welcher dem Tittel des Orthodoxen Königs ohngeachtet, Lutheraner, Reformirte und Griechen schützt, verbannt den Namen der Dis-

[C c 5]

fiden.

sidenten; denn nach der Reichskonstitution von 1572, hießen alle diese Religionspartheyen im Reich, die Katholiken mit eingeschlossen, Dissidentes quoad religionem, und unter den eigentlichen Disidenten oder Griechen, gab es noch Uniten und Disuniten. Die Slawonische Religion war so, wie die Mundart den Pohlen eigen geworden. Die Bauern sind noch größtentheils leibeigene der Geistlichen und der Edelleute, von denen der größte Theil in Armuth, seine Freyheit allein für das höchste Vorrecht, und der hohe Adel seine Troupen, als die Stütze der Reichskonstitution ansieht. Sie theilen sich in fünf Klassen, welche den Reichsrath von Pohlen ausmachen, in welchem der König den Vorsitz behauptet.

Der Erzbischof von Gnesen, ist der nächste nach dem König, und vornehmste im Rath und Reich, er wird Primas regni genannt. So bald der Thron erledigt, oder der König abwesend ist, kommt ihm das Interregnum zu; er beruft den Reichsrath und setzt den Reichstag an; die königliche Krönung und alle hohe Verwaltungen, sind ihm aufbehalten. Die zweite Klasse besteht aus den Bischöfen zu Krakow, Wladislaw, Posen, Wilna, Plozk, Lutz, von Scharnaiten, Chelm, Klob und Tschernichow, Kaminiez, Liefland und Smolensk; die dritte aus den Wojwoden, darunter drey

Kastellane und der Starost von Schamaken sind; die vierte aus den Kastellanen, und die fünfte aus den zehn Reichsbeamten, den Krongroßmarschall, den Großmarschall von Litthauen, den Krongroßkanzler, den Großkanzler von Litthauen, den Kronunterkanzler, den Unterkanzler von Litthauen, den Kronschatzmeister, den Schatzmeister von Litthauen, den Kronhofmarschall und den Hofmarschall von Litthauen. Die Abgeordneten des Adels, welche auf dem allzweyten Jahre zu haltenden Reichstage, welcher zweymal zu Warschau, und das drittemal zu Grodno gehalten wird, auf des Königs Zusammenberufung erscheinen, werden Landbothen genannt, und was sie, der Reichsrath und der König bewilligen, hat die Kraft eines reichstäglichen Schlusses und Gesetzes. Alle Gouvernements werden Starostenen genannt, unter welchen Flecken und Dörfer stehen. Die Starosten wohnen auf den königlichen Schlössern, haben ihre Gerichtsbarkeit und besorgen die königlichen Einkünfte, durch ihre Unterstarosten oder ihre Burggrafen. Die Städte haben ihre Magistrate und Gerichte, von welchen an die Hofgerichte und Landgerichte appellirt wird, unter denen besonders der Adel steht. Die beyden hohen Tribunale werden zu Petrikau für Großpohlen, zu Lublin für Kleinpohlen, und das

lit.

Litthauische zu Wilna, und wechselseitig zu Nowogrodek und zu Minsk gehalten.

Die vorgegangene Theilung und der Erfolg des russischen Türkenkriegs, ist vom Herrn Krang in den fünf Theilen seines konsöderirten Pohlens bis 1773, und die nachherige Geschichte aus den öffentlichen Zeitungen, samt den Veränderungen, die in Gebräuchen, Regierungsform und Anstalten bewirkt worden sind, zu bekannt, als daß wir etwas davon hier erwähnen sollten. Die Pohlen haben mehr als irgend eine Nation, den Sinn zur Veränderung, die Leichtigkeit sich aufbringen zu lassen, und die Unbiegsamkeit auf Vorurtheilen, oder alten Gesetzen zu ihrem Schaden zu beharren. Ihre eisernen Köpfe lassen sich eher zerbrechen, als lenken. Der Fürst Bielinski gab bey der neuen Anstalt, die in Warschau zur Reinlichkeit gemacht ward, da man ihm antrug, die Misthaufen, die vor seinem Palais lagen, wegräumen zu lassen, die Antwort: Vor meinen Pallast soll er liegen bleiben, wenns der einzige Misthaufen in der Stadt wäre: ich nehme keine Vorschriften an. Durch diese Härte und Halsstarrigkeit, sind die Pohlen aller Neuerung, die zur Landsverbesserung eingeführt werden könnte, so unfähig und unvermögend, durch lange Gewohnheit geworden, daß nur eine preussische Regierungsform ausführen

führen kann, was im eigentlichen Pohlen immer Pro-
jekt bleiben wird. Drey Ursachen scheinen besonders
den Verfall dieses Reichs und die Unart des Volkes zu
bewirken. Die Staatsverfassung, welche die Krone
der Wahl unterwirft, und jeden Adelsichen ohne Un-
terschied berechtigt, es mit der ganzen Reichsversamm-
lung aufzunehmen, und bey dem Reichstage jeden,
der nicht seiner Meynung ist, seine Stimme zu versan-
gen, diese Verfassung ist die Ursache alles Zwistes,
welcher Pohlen unaufhörlich in innerlichen Unruhen
erhält, wenn es auch kein auswärtiger Feind beun-
ruhigt. Die Gerechtigkeit nicht, sondern das Recht
des Stärkern, giebt die Entscheidung vor dem Be-
günstigsten, ohne auf die Giltigkeit der Ansprüche des
Würdigern zu sehen. Die Wahl eines polnischen
Königs von Geburt, ist ein beständiger Zankapfel un-
ter den Großen des Reichs! Sie halten Mannschaf-
ten so viel sie können auf den Weiden, und kommen
oft, wie ehemals Fürst Radzivil, mit 10,000 Mann
auf den Reichstag, um ihrer Stimme Gewicht zu ge-
ben. Die Hierarchie zulezt und die angebohrne Liebe
zur Kabale, zur Herrschsucht, zur Rache und die Be-
neidung, die durchgehends eingeführt ist, wird das
Grab der polnischen immer gerühmten und unter-
drückten Freyheit. Unter diesen Bedingungen ist es
nicht

nicht möglich, daß ein erschöpfter Staat, wie es der polnische nach so langen Kriegen, und nach so gewaltsamer Zergliederung, als er es durch die letzten türkischen und russischen Verheerungen ist, wogegen der Krieg der Türken von 1711 nur ein Schattenworts-
spiel war, jemals darzu gelangen könnte, sich auf die Treulosigkeit und den Unbestand eines armen, türkischen und wilden Volks zu verlassen.



Von den Portugiesen.

Das Reich, welches ehemals Lusitanien genannt, und nur in kleinen abgesonderten Republiken regiert ward, gieng aus der Eroberung der Karthaginer in die Voehmässigkeit der Römer, von ihnen zur Herrschaft der Alanen, der Sueven, und endlich der Westgothen über, wodurch Portugal zu einer Spanischen Provinz ward. Mauren und Spanier sind also die Stammältern der heutigen Portugiesischen Nation, welche ihren Namen unter des Herzogs von Burgund Regierung, von Porto und Kala, zwei Städten, erhielten, die er wieder aufgebaut hatte. Das ganze Reich, welche in einem Lande, das nicht über hundert Stunden lang, und dreissig breit ist, wohnet, enthält nicht drüßhalb Millionen Seelen, die den Ausländern allein die Verbindlichkeit schuldig sind, daß sie ohne Ackerbau, Fabriken und Handlung, die ihr eigen wäre, Eruden in England und Goldquellen in Afrika finden kann. Alle Maassregeln dieses Landes, werden in den Londner Parlamenten bestimmt. Die Schiffsadungen gehören England, und die Reichthümer, die es auf den Rückweg mitnimmt, gehören ihm auch. Seit der Entdeckung der Goldminen, sind mehr als 2400 Millionen aus Brasilien gekommen, und bey nahe gänzlich nach England übergegangen, das damit seine Seemacht, Armeen und Bündnisse, zur größten Rolle

in der Welt hat fähig zu machen gewußt. Der ganze Reichthum Portugalls beträgt nicht über funfzehn Millionen am französischen Gelde, und die schlechte Silbermünze macht alles ausser dem Golde anderer Orten ungangbar. Die Goldbergwerke erragen jährlich ohngefähr sechzig Millionen, und der Staat nimmt für siebzig Millionen fremder Waaren, folglich macht er alle Jahre zehn Millionen Schulden, welche die Folgen der Unthätigkeit, der Intoleranz, des Verschalls und Verschäumniss der Fabriken, und des Hasses gegen Neuerungen nothwendig sind.

2.

Charakter der Nation.

Die lobenswürdigen Eigenschaften der Portugiesen sind Einsicht, Lebhaftigkeit, Beständigkeit in Gesinnungen, Treue und Liebe gegen ihren König. Sie gehen von ihrer alten Gewohnheit nicht ab, sie sind verschwiegen, mäßig, gutthätig, großmüthig, eifrig in Religionsgebräuchen, mehr aber gläubig gleichwohl als fromm. Die Güte des Klima und die Annehmlichkeit der Lebensart macht die Portugiesen faul, unthätig und lieber mit wenigen zufrieden, als mit Aufopferung ihres Stolzes reich und bequem zu seyn trachtend. Eben diese Eigenschaft nebst der Eitelkeit, die ihnen mit den Spanischen, und die Grausamkeit, die vom Maatrischen Blute bey ihnen erblich ist, macht sie eifersüchtig, rachgierig, falsch, und im höchsten Grade von sich eingenommen,

je geringer ihre Kenntniß und je versäumter ihre Erziehung ist. Ihre Verachtung und ihr Haß gegen die Spanier ist so erblich, als zwischen England und Frankreich. Damals, als alle Reichthümer aus Persien, Arabien, Mogolstaats, China und Japan in Goa zusammen kamen, und nach Lissabon zusammenfloßen, hatte die Nation einen viel thätigern Charakter, als jetzt, da die Handlung durch französische, protestantische und jüdische Kaufleute von Innen, und durch Engländer und Holländer von Aussen betrieben wird.

Die Gefahr, in welche die Eifersucht der Männer das Frauenzimmer setzt, geht so weit, daß ein Liebhaber ohne Umstände seine Maitresse umbringt, die ihm Verdacht giebt, und den Nebenbuhler aus dem Wege schafft, ohne daß man sich Mühe giebt, den Thäter ausfindig zu machen. Daher hat die Nothwendigkeit die Weiber zu einer so strengen Einsamkeit verbannt, daß es zum Sprichwort geworden ist, daß sie nicht mehr als dreymal in die Kirche kommen, nemlich wenn sie getauft, getraut und begraben werden. Gleichwohl sind sie meistens eben so coquet, als wigig und verliebt.

3.

Kirchliche Verfassung in Portugall.

Die Lage der Hauptstadt, welche ihrer zweymaligen Umstürzung in diesem Jahrhundert ungeachtet, eine der schönsten Städte der Welt auf sieben Hügelu zeigt, hat eben sowohl, als das neuerrichtete Patriarchat
von

von Lissabon Gelegenheit gegeben, es mit Rom zu vergleichen. Der Schmuck allein und das Silberwerk, das zum Gottesdienst in dem Patriarchalsitz der königlichen Kapelle gewidmet ist, haben die Reichtümer verschiedener Flotten aus Brasilien weggenommen, und die Erhaltung dieser Würde kostet schon mehr, als alle Truppen im Königreiche. Die Canonici führen Mäße und Staub, wie die Bischöfe, und der Prälat ahmt in Allem der Majestät des Papstes nach.

Die Menge der ehemaligen Processionen, sind heutiges Tags fast alle auf den Frohnleichnamstag eingeschränkt, welche die prächtigste ist, die man außer dem heiligen Rosalienfeste in Palermo, in der ganzen christlichen Welt sehen kann. Die Gassen sind an diesem Tage mit den reichsten Tapeten behangen; man breitet alles, was man nur kostbares hat, aus; man setzt in den Kontrast, wenn man ein Haus mietet, daß der Eigenthümer gehalten seyn soll, es auf den Frohnleichnamstag auf seine Kosten auszumieren. Die Gassen sind mit Damast überdeckt, daß man vor der Sonnenhitze gesichert ist. Der prächtigste Säulengang umgiebt den weitläufigen Platz vor dem königlichen Pallaste, und nichts wird vergessen, was zum Glanze der Feierlichkeit etwas beitragen kann, womit dieser dem Gedächtniß Christi gewidmete Tag begangen wird.

Die Bildsäule des heiligen George, die auf ein großes weißes Pferd gesetzt wird, öfnet früh um drei Uhr unter Trompeten, Waldhorn und Paukenschall
den

den Zug. Alle königliche Pferde kostbar gepußt, folgen dem Heiligen, alle Ordensgeistliche, alle Ordensritter in Ceremonienkleidern, die hohen und niedern Tribunale, und zuletzt der Hof mit den Vornehmsten des Landes, begleiten die glänzende Procession in langsamer Majestät.

Die Weiber lassen sich ohne Schleiern und Hauben in den Fenstern sehen, und verabsäumen ihren Fuß in nichts, um die Augen der Zuschauer auf sich zu ziehen. An diesem Tage ist es erlaubt, sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten, ohne die Eifersucht der Männer zu erregen, und ihre Rache zu befürchten. Die Geistlichen lassen besonders durch ihre freien Blicke, und durch die Blumen, die ihnen zugeworfen werden, auf eine große Vertraulichkeit schließen, die ihnen in den Häusern zusteht. Während der Procession darf sich keine Mannsperson am Fenster sehen lassen, sie müßte denn sorgfältig verlarvt seyn. Vor Nachmittags drey Uhr ist schon die Procession vorbei, und jedermann wieder in der Kirche, nach dieser Zeit ist der Durchgang durch die Straßen gefährlich, wegen der Eifersucht der Männer, und der Ungezogenheit der jungen Leute gegen Fremde.

Man erzählt, daß das Inquisitionstribunal durch den berühmten Betrüger Saavedra eingeführt ward, der sich für den päpstlichen Nuncius ausgab, und die Inquisition zuerst einführte. Bey der Beschreibung des Auto-da-Fe haben die Weiber eben die Freiheit der Procession zuzusehen, welche nach der Kirche des heiligen Dominicus zugeht. An diesem Tage

Tage sind die Gassen mit Wache besetzt, theils wegen der öffentlichen Sicherheit, theils allen Unordnungen vorzubauen, welche die in der Stadt versteckten Juden veranlassen könnten. Wenn dem Verbrecher sein Proceß vorgelesen worden, und das Urtheil an ihm vollzogen ist, das ihn wegen Ausübung der jüdischen Religion in einem besondern schrecklichen Anzuge zu den Flammen verdammt, so ruft das Volk aus: Gott! welche Gnade! gelobt sey die Gültigkeit des heiligen Tribunals! Das Verbrechen ist zugleich eine Übertretung der Grundgesetze des Staats, und aus dieser Ursache allezeit die Verbrennung des Missethaters mit der Einziehung der Güter verbunden, die dem König zufallen, und wovon das Tribunal die Kosten der Gefangenen bezahlt.

4.

Öffentliche Lustbarkeiten.

Die Lustbarkeiten bey einem Auto-de-Fe, die Procession am Frohnleichnamsfeste, und die Maskeraden in der Fasten, dienen in Portugall statt des Karnevals und der Lustbarkeiten. Wenn der Hof einen Tag zu Begehung des Stiergefehctes angesetzt hat, welches außer den vorigen das größte Fest im Lande ist, so wird es unter Trompeten- und Paukenschall kund gemacht. Auf allen Seiten hört man Concerte, und diese Tage sind der Frölichkeit so uneingeschränkt gewiedmet, daß man sich allen möglichen Thorheiten überläßt. Den Abend vor diesem Tage geht

geht jedermann auf den königlichen Platz spazieren, um die Anstalten zum Stiergefechte mit anzusehen. Die vorderste Seite des Pallastes ist mit einem Amphitheater eingefast, worauf Austritte erbaut sind, welche auf die Fenster stossen, durch die man aus den Zimmern heraus tritt. Der Balkon des Königs unter einem prächtigen Thronhimmel nimmt die Mitte ein, und diejenigen, welche er ernennet, bey ihm zu seyn, haben ihre Plätze an diesen Fenstern. Die übrigen Plätze des Amphitheaters werden sehr theuer vermiethet, und das Geld davor wird auf die Unkosten des Festes verwandt. Die galanten Lissabonner thun an diesem Tage ihr Aeusserstes, um mit ihren Maitressen in Pracht zu erscheinen, und sie mit Erfrischungen zu bewirthet; mancher, der zu Hause weder Brod noch Geld hat, versetzt alles, um sich seiner Geliebten bey dieser Gelegenheit gefällig zu erzeigen. Die verschiedenen Rähen logen, womit der ganze Platz umgeben ist, sind mit kostbaren seidenen Stoffen ausgeschlagen, und werden von allen, was groß ist, in Portugall eingenommen. Zur Rechten des Königs sind die Räte: man erkennt ihre Plätze an ihren Wappen, die auf seidene Decken in Golde gestickt sind. Zur linken Hand ist der Staatsrath und alle Magistratspersonen. Dem König gegen über stehen die Gesandten, und die übrigen logen sind vor Privatpersonen.

Man kann nichts schöner sehen, als die geruhten Damen ohne Mantel, mit Juwelen überdeckt, und in eignen Haaren aufgesetzt, mit Blumen und allen Reizen

Reißen der Kunst geschmückt. So bald der König in der Loge ist, nimmt das Fest seinen Anfang, und die Trabanten begeben sich auf den Platz, das Volk zu vertreiben, und auf die Gerüste hinter die Logen zu verweisen. Sie stellen sich alsdenn in einer Reihe, unter des Königs Loge, und man sieht zwei Compagnien junge Leute in rothen Taffent geleieter, erscheinen, welche Gefäße mit Wasser tragen, womit sie den Kampfplatz besprengen. Nach ihnen kommen die Gerichtsbedienten mit ihren *Alguasils*, um aller Unordnung vorzubeugen. Sie stellen sich enge an einander, denn sie dürfen nicht weichen, im Fall der Stier auf sie zukommt: sie sind mit Hellebarben bewafnet, die sie dem wüthenden Thiere verhalten können.

Die *Torreadores* oder Ritter, die mit den Stieren sechten sollen, kommen zuletzt unter Kriegsmusik, und haben ihre Livreebedienten bey sich, die ihnen die Lanzen tragen: sie stehen ihnen zur Seite, und sind ihr vornehmster Schutz. Der Anfang geschieht durch Begrüßung des Königs und der ganzen Gesellschaft. Nach der erhaltenen Erlaubniß, die sie bitten, bezeigt jeder Ritter seiner Dame den Turniergruß, und die Adeltichen haben allein das Vorrecht, den Kampf zu Pferde anzutreten. Den Anfang machen allerhand Maschinenfiguren und Pyramiden voller Vögel, Hasen, Kagen, Kaninchen, die nicht wissen, wo sie hinlaufen sollen, wenn sie der losgelassene Stier umflößt. Er erzörnt sich darüber noch mehr, und stößt eine dicke Dunst aus seiner Nase. Die Justknechte reizen ihn durch Geschrey und Pfeile, die mit Pulver gefüllt

gefüllt sind, und wenn sie im Leibe des Stieres stecken, wie Schwärmer zerspringen.

Die Ritter nehmen diesen Augenblick in Acht, auf den Stier los zu reiten, und verfolgen ihn nicht alle auf einmal, sondern der erste, den der Stier annimmt, fängt den Kampf an. Die andern begeben sich auf die Seite, ohne von dem Plaze zu weichen, und warten, bis das Thier auf sie zukommt. Sie dürfen sich keiner andern Waffen bedienen, als der Lanzen, und können den Degen oder Säbel nicht eher nehmen, als bis sie verwundet, oder vom Pferde herunter geworfen werden, oder Mantel und Hut verloren haben, alsdenn sind sie Ehrenhalber verbunden, den Schimpf zu rächen, und können den Degen brauchen.

Die größte Kunst bey dem Gefechte ist, daß man den Stier mit der Lanze so geschickt zu treffen weiß, daß die eiserne Spitze im Leibe stecken bleibt, und der Ritter den Staab in der Hand behält, worauf er geschwind fortsagt, denn der Stier kehrt sich niemals um. Wenn man sich des Degens bedient, stößt man ihn zwischen die Hörner hinein, und dieser Stoß wirft das Thier gleich zu Boden. Die ganze Versammlung macht ein Freudengeschrey, und der Überwinder trägt alsdenn den Preis davon. Es trägt sich aber nicht leicht zu, daß nicht jemand umgebracht oder verwundet wird.

So bald der Stier umgebracht ist, wird er durch Maulesel aus dem Plaz gebracht, und dem Volke Preis gegeben, das ihn unter sich theilt. Man läßt

alsdenn einen andern los, und der Herausläufer muß sich unverzüglich durch eine Leiter retten, denn der Stier hat die Witterung, und würde ihn umbringen, wenn er zu erreichen wäre. Die Rettung kommt alsdenn auf die Geschwindigkeit des Pferdes an. Die Ritter spielen anfänglich nur mit ihm, und zeigen ihm den Zipfel vom Mantel. Sie wissen, ohne von der Stelle zu kommen, den Stößen des wüthenden Thieres auszuweichen. Der Stier macht allezeit die Augen zu, wenn er stößt, der Ritter braucht nur einen halben Schritt mit gebogenen Leibe zu thun, um ihn auszuweichen, und beyde wiederholen 7 bis 8 mal diese Wendung.

So bald das Zeichen mit der Trompete gegeben wird, thut der Ritter die Lanze weg, und nimmt den Degen, womit er das Thier erlegt. Das dritte Zeichen der Trompete dient zur Fortschaffung des Stieres vom Kampfplatze. Auf diese Art werden in einem Tage bis dreßsig solcher Thiere erlegt, davon viele nur etliche Minuten kämpfen.

Bisweilen springt der Stier auf das Amphitheater, die aber in den ersten Reihen sitzen, haben ihre bloßen Degen in der Hand, und nöthigen ihn, zurück zu weichen. Wenn ein Torreador zu heftig verfolgt wird, kann er sich durch einen Sprung über das Geländer retten, man läßt alsdenn etliche Hunde los, die den Stier halten, bis er mit Degen durchbohrt wird. Ueberdem sind Leute genug zugegen, die das Thier abbringen, wenn es wider eine Person zu sehr erbittert ist. Der Kampf zu Pferde ist gefährlicher, denn
die

die Pferde lassen sich oft, ihrer Hitze wegen, nicht
leuten.

Es giebt auſſer dem noch eine Art zu ſechten, da dem Thiere eine Lanze der Thüre gegen über in die Erde geſtemmt wird, wo der Ritter darneben ſtehen bleibt, und es anruhm, weſerne es ſich nicht ſelbſt geſtieht hat. Theils die abwechſelnde Empfindung von Furcht und Freude, theils der Anblick der Unerſchrockenheit des Muths und der Geſchicklichkeit der Kämpfer, machen eines der ſchönſten Schauſpiele in der Welt aus. Die Neigung dazu iſt ſo groß, daß nicht leicht eine Frau ſeyn wird, die nicht ihren ganzen Hauſrath verkaufte, um einen Platz auf den Balſons zu haben.

Außerdem ist in Lissabon wenig zu sehen, und noch weniger Vergnügen. So prächtig das Opernhaus ist, so nud dennoch nicht da gespielt, und auf der Strasse ist es am Tage unreinlich, und des Nachts gefährlich zu gehen, weil die Unreinigkeit überall aus Ermangelung der Abtritte auf die Straßen gegossen wird. Die Portugiesen halten auch keine öffentliche Gasthäuser, sondern Fremde müssen sich alles Geräthe, bis auf die Fenster in den Zimmern, selbst anschaffen und zurichten lassen.

5.

Regierungsform und Hofstaat.

Der Hof überhaupt ist traurig und gezwungen, der König ernsthaft und nicht leicht zu sprechen,

20 2

and

und ausser einigen Galatagen ist er beständig in seiner Familie, oder auf der Jagd. Der König bringt um die Fastenzeit sechs oder acht Wochen zu Salvaterra zu, wo alle Fremde von Stande auf seine Kosten bewirthet werden. Es werden dort Tafelbedienung und Jagdspferde für jedermann unterhalten. Er bleibt auch einige Zeit zu Villa-Vieja und Mastra, doch ohne Aufwand zu machen, und besucht nur selten die Lustschlösser Pankos, Almagrin, Cintra und Queluz, wo der Infant die schönsten Zimmer und Meublen inne hat. Die königliche Familie kommt meistens alle Tage zusammen, entweder um Musik zu machen, oder zu spielen. Der übrige Adel, den man dahin gebracht hat, daß er vor den Minister stehen muß, läßt sich selten sehen. Er ist auch ohne Ansehen, ohne Geld, ohne Gewalt, ohne Pracht und auf das äufferste verschuldet.

Aus den drey ersten Klassen des Adels, aus den Herzogs, Marquis und Grafen wählt der König diejenigen, mit welchen die Hofämter, die Kriegsbedienungen und die Statthalterschaften in den Kolonien besetzt werden sollen. Sie erlangen das Recht der Grandes, und haben Besoldungen aus der königlichen Kasse. Die Fidalgos oder unbetitelten Adelschen haben 40000 Krusaden überhaupt zu ihrem Unterhalt ausgesetzt. Niemand führt den Titel Don ausser des Königs Erlaubnis, den sich in Spanien jeder Bürger anmaßt. Kein Civil- und Militairamt wird verkauft, nur die Bestallungen werden alle drey Jahre erneuert.

Die

Die weiblichen Personen bestehen in der *Rameireira-Mor* und einigen *Assafettas* oder Fräulein, welche in Gegenwart des Königs nie erscheinen. Ihre Dienste betreffen den innersten Zutritt bey der Königin. Hofdamen und Kammerfräulein kennt man am *Lissaboner Hofe* nicht. Die *Lecheuriers* sind unbekant, und die Königin nimmt alle Audienzen stehend an, und antwortet nur, der König nur *Privataudienz*, und speißt niemals öffentlich, sondern beyde so, wie die Prinzen, jedes allein.

Die Hofbedienten des Königs sind der *Oberhofmeister*, *Oberstallmeister*, die *Kamaristas* oder *Kammerjunker*, die sich wöchentlich ablösen, und eine Menge anderer Bedienten, als *Haushofmeister*, *Kammerdiener*, *Pagen*, *Erabanten*, die ohne *Montur* sind. Der König hat keine Leibwache, er läßt sich von einem *Detachement* *Kavallerie* und *Infanterie*, die in *Lissabon* einquartiert sind, begleiten.

Der Adel läßt sich, der *Armuth* ungeachtet, von einer Menge Bedienten begleiten, es giebt eine Art von *Edelleuten*, die täglich für fünf *Sols* dienen, und alle diese Bediente, adeliche und bürgerliche, tragen einen langen Mantel und Degen, nebst einem sehr großen *Rosenkranz*.

Im Winter des Abends um 8 Uhr, ermangelt der gemeine Mann nicht, seinen *Rosenkranz* auf der *Thürschwelle* im vollen Chor her zu singen. Dieser *Termin* dauert eine gute Stunde, nachher sind die Gassen mit *Nachttöpfen*, *Erzhebden*, *Handen* und *Gerichtsbedienern* angefüllt, und die lichterlichen *Dirnen* sind, wie

in *Pario*, an allen Ecken der Straßen. Die Schaarwache, welche beständig *patrouillirt*, hält die *Spizbu*ben wenig ab, so, daß die Garnison oft diese Dienste thun muß. Ein Theil der Unordnungen rührt von der Armuth des Volks her, noch mehr aber von hundert und funfzig tausend Schwarzen oder *Mestizen*, welche die Hauptstadt überschwemmen.

Lissabon hat mit *Rom* viel ähnliches. Die Lage auf sieben Hügeln, des Patriarch's Nachahmung des Pabstes, die Armuth und der Stolz des Adels, die Proceffionen und die Unthätigkeit, der Mangel an Handel und Fabriken, die Gewohnheiten des Aufzugs, und viele Gebräuche in Häusern der Großen, machen die Vergleichung treffend. Wenn man in den königlichen Palloß tritt, sieht man so viel Bogengänge mit fremden Waaren, und kommt in so viel Zimmer mit Meublen überhäuft, daß man sie für Kaufmannsgewölber hält. So bald es Abend wird, setzt man in jedes Zimmer einen großen silbernen Leuchter mit einer Wachskerze, und die Säle, welche oft 50 Ellen lang sind, sehen durch den traurigen Schimmer Gefängnissen gleich, wie in *Rom*. Das Unverbrannte ist die größte Befoldung der Bedienten.

Der Erzbischof von *Evora*, so wie in Frankreich der Kanzler, ist, vermöge seines Amtes, das Oberhaupt der Justiz im ganzen Umfange des Königreichs. Er ist zugleich der reichste Geistliche, und hat die größte Gewalt. Das *Desembargo da Pazo* ist das höchste Reichsgericht, in welchem alle Gesetze und Verordnungen verfaßt, und die Streitigkeiten wegen

wegen der Gerichtsbarkeiten entschieden werden. Die beyden Kammern, welche die Civiljustiz und das Reichsappellationsgericht ausmachen, oder die *Relaszaon* sind mit drey und funfzig Magistratspersonen besetzt, die übrigen Räthe heißen *Extravagentes*, welche mit unsern Titularräthen überein kommen. Die mündlichen Befehle sind eben so häufig und furchtbar, als in Frankreich die *Lettres de Cachet*.

Der Kriegsrath besteht aus vier Räthen und einem *Secrétair*, der zugleich Kriegsminister ist, die Finanzkammer, welche drey der vornehmsten Herren zu Oberaufsichtern hat, der Gewissensrath, wo die Angelegenheiten der Ritterorden besorgt werden, (welche hier nicht so schwer, als anderswo zu erlangen sind, denn der *Christorden* wird sogar Wählern und Kaufleuten, die sich verdient gemacht haben, wie in Frankreich der *Michaelorden* ertheilt) der Rath der drey Stände, welcher über einige Einkünfte erkennt, und die Lebensmittel und *Jourage* der Troupen besorgt. Der *Senat* ist eigentlich, was man in Paris das Stadtreghiment heisse, nur dafi von *Lissabon* aus alle Stadträmer im ganzen Königreiche besetzt werden. Der Präsident ist allezeit eine Person vom ersten Range.

In den Provinzen sind *Intendanten* gesetzt, welche mit der französischen Verfassung gleiches Amt haben. Es giebt keine Generalfinanzcontrollenrs in Portugall. Der Staatsrath, der aus fünf weltlichen, vier geistlichen Räthen und einem *Secrétair* besteht, erkennt über die Bischümer, Kapitanereyen,

Statthalterschaften, Einsetzung der Unterkönige, Gesandtschaften, Bündnisse und Vermählungen der Vornehmen. Das Inquisitionsgericht ist jetzt ein königliches Tribunal, welches sehr von seiner ehemaligen Strenge nachgelassen hat, und dessen Verurtheilung meistens Leute ohne Schaam trift, die in allen Ländern den Staupfesen bekommen würden. Die Siquirons werden künftig nicht mehr so häufig die Auto-de-Fe merkwürdig machen, seitdem die Inquisition kein geistliches Tribunal, und der Jesuitenorden aufgehoben ist. Nur die Gefängnisse sind der Aufenthalt der Barbaren. Adelige, Officiere, Schuldner, Fremde und die größten Uebelthäter, alles ist vermengt, je reicher der Gefangene ist, desto härter geht man mit ihm um. Ruinirt kommt man heraus, wenn man unschuldig ist, ruinirt und freigesprochen, wenn man reich und schuldig ist. Die Armen sind der öffentlichen Mitleidigkeit überlassen, denn der König bezahlt nichts vor die Gefangenen, und man kann jährlich über 4000 rechnen, die in Lissabon in den Gefängnissen zum Theil unschuldig sind.

Außer diesen höchsten Gerichten sind noch in den Provinzen und Städten *Corregedores*, unter welchen viel andere Bediente und Magistratspersonen stehen, die eben so unbescheiden als habgüchrig sind. Ubrigens ist die Langsamkeit der Justiz, theils wegen der Eitelkeit der Advokaten, welches meistens Juden sind, wegen des Wussts von Gesehen und der unzähligen Rechtshändel, theils wegen der Schläfrigkeit, Unzuschiallichkeit und Erpressung der Richter, die Ursache,

sache, daß die Rechtssachen meistens einen traurigen Ausgang gewinnen, denn die Gesetze verbinden jeden, der seinen Proceß verliert, dem König den zehnten Theil der streitigen Summe, als eine Strafe zu bezahlen.

In peinlichen Fällen werden fast allezeit die Urtheile nach Indien oder Afrika verschickt, obgleich der König allen seinen Unterthanen dreymal wöchentlich Audienz giebt.

Der heilige Antonius ist der Patron von Lissabon. Der König geht alle Jahre den Abend vor dem Feste des Heiligen in seine Kirche, die Vesper anzuhören, und bringt 300,000 Rees mit, um ihm seine Befeldung zu zahlen. Nach ihm ist der heilige Georg der größte Heilige im Lande. Außerdem sind die Kirchen, wie in Rom, der allgemeine Versammlungsort zu allen Austritten der Galanterie.

6.

Kriegsverfassung und Handel,

Nichts war elender, als die portugiesische Militz, bis zu dem Kriege von 1762. Man zählte kaum zehn tausend Mann, und auch diese waren mehr Bauern, als Soldaten: sie giengen ohne Montur und Gewehr bettelnd herum, und warteten ihren Officiers bey der Tafel auf. Heut zu Tage ist die Infanterie, in Ansehung der Handgriffe, nicht aber zu grossen Operationen, ziemlich gut exercirt, und besteht aus 33 Bataillens, welche zusammen 26000 Mann ausma-

chen; die Kavallerie besteht aus 26 Eskadrons, oder 4000 Reutern, die vortreflich mit Andalusischen und Beirischen Pferden beritten gemacht sind. Ausserdem kann man auf 100,000 Bauren zählen, die sich durch Auslauren und Uibersälle in Gelegenheiten, worzu der Kroatendienst gut ist, furchtbar machen können. Darzu zählt man noch 14 Eskadrons Kürassiers, die ziemlich gut exercirt sind, ein Regiment Freywilliger zu Fuß und zu Pferde, drey Bataillons Artilleristen, und ein Korps Ingenieurs. Die Portugiesen haben, wie die Franzosen *Marechaux de Camps* u. s. w. sie wissen aber nichts von Intendanten der Armee, vom Generalstaabe und von Kriegskommissarien. Die Feldhospitäler werden nicht auf königliche Kosten, sondern von Mönchen besorgt. Unter den Ingenieur- und Artillerieofficierten sind nur die Fremden tüchtig, und den Grafen von der Lippe kann man als den Reformator der Portugiesischen Kriegsmacht ansehen.

Die Inländer von Stande erlangen, seit der letzten Rebellion wider den König, die durch eine allgemeine Hinrichtung der Anführer bestraft ward, nicht leicht Dienste in der Armee, und dieß gründet sich auf eine sonderbare diesem Volke eigene Denckungsart, die ihren Stolz in der Unthätigkeit und ihren Reichthum auffser ihrem Lande sucht. Die ehemaligen Goldquellen, die Tuch-, Serge- und Strumpfffabriken sind eingegangen. Sie sagen, daß wenn sie das Brasilianische Gold im Lande hätten, so würden sie, wie England und Frankreich, Manufakturen haben,
dann

deun die Reichthümer setzen sie in den Stand, Festungen zu bauen, deren sie ohnedem mehr haben, als sie besetzen können. Da aber alles Gold in Amerika ist, so wären sie, wie sie sagen, im Fall man ihre Seestädte eroberte, nicht im Stande, ihre Schätze zu beschützen. Sie verlassen sich auf die Engländer, die ihnen alles liefern, und sie bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen, weil sie von Portugall allein mehr Nutzen ziehen, als von den andern Nationen zusammen genommen. Aus Schonung gegen die Engländer, öffnen sie weder ihre Silber- noch Kupfer- und Bleibergwerke, im nördlichen Theil ihrer Provinzen. Sie glauben, daß ihre Ruhe, Wohlstand und Ueberfluß auf diese Politik ankommt.

England muß sie mit Getrande, Tüchern, Zeugen und Metallfabrik versorgen, Holland mit Leinwand und Eswaren, Italien mit Reis und Korn, Sardinien mit Spiegeln, Böhmen mit Glas, Hamburg mit Stahl und Messingwaren, Schweden mit Bau- und Tischholz, Salz und Theer, Spanien mit Seide und Maulseiden, Frankreich mit Galanteriefrum. Der Eingang aller Arten Waaren ist erlaubt, ausgenommen seidene, Gold- und Silberstoffe, und ausländische Weine und Brandeweine. Das größte Vorurtheil ist wider die Juden, welche den Handel auf ganz andern Fuß setzen würden, wenn ihnen eben die unschädliche Freiheit eingeräumt würde, die sie in Amsterdam und Berlin haben. Die Lissaboner Juden haben sich schon erboten, zwei Millionen Kreuzaden zu bezahlen, um die Erlaubniß

laubniß zu haben, den Berg von Armada am linken Ufer des Tejo anzubauen. Dem ohngeachtet, daß man den Vortheil und die Unschädlichkeit einsieht, herrscht dennoch eben das Vorurtheil fort, das die Einfuhr der fremden Bücher, welche die Inquisition nicht billigt, untersagt, wodurch nicht allein der reichste Zweig der Handlung gehemmt, sondern auch die Gelehrsamkeit zurück gehalten wird. Aber eben diese Beharrlichkeit ist auch die Ursache, aus welcher Lissabon wie Linna nach den dreymaligen Umsturz, auf eben die Ruinen wider gebaut wird, zu denen es in kurzen verfallen muß.

7.

Kleidung und Gebrauch.

Das Portugiesische Frauenzimmer überhaupt ist ziemlich stark von Leibe, hat eine lebhaftes Farbe, schöne Augen und Haare. Ihr Anzug hingegen ist nichts weniger, als vertheilhaft, sie schnüren sich die Brust zu weit heraus, zu weit vor und zu enge. Sonst trugen sie über ihre Kleider noch einen großen schwarzen Mantel, der über den Kopf gieng, so, daß niemand ihr Gesicht und Gestalt sehen konnte, als wenn sie diese Gefälligkeit erweisen wollten. Einige Personen tragen ihn noch in der Kirche, wo sie sich aber frische Luft zu verschaffen, und ihre Gestalt zu zeigen wissen. Die Kleidung der Mannspersonen ist durchgängig der andern Europäer ihrer gleich, aber übel gemacht. Sie tragen einen langen Degen unter dem

dem Mantel, in den sie sich hüllen. Die Hofleute tragen fast alle Uniform. Der Bürger und der Pöbel sind von einer Uneinigkeit, die den Juden verräth. Einige vornehme Weiber tragen Häuben nach französischen Art, meistens aber tragen sie das Haar bloß. Ihre Schuhe sind sehr hoch und breit, und fast alle haben große Füße und einen üblen Gang. Sie sitzen beständig auf den Fersen, und gehen niemals spazieren. Sie werden so eingeschlossen gehalten, daß jeder bis auf den geringsten Kaufmann eine Kapelle in seinem Hause hat, wo Messe gelesen wird.

Vor diesem wurden so gar alle gesunde Kinder vor adelich angesehen, heutiges Tags aber können unächte Militärs nicht erben. Unter den Adeliichen folgen die ältesten Söhne in den Aemtern, die jüngern studieren, um in dem geistlichen Stande ihr Glück zu machen, und behelfen sich mit dem Gnadengelde, das ihnen die ältesten Brüder geben, die allein erben. Der Unterschied zwischen Civil- und Militairadel ist in Portugall unbekannt. Der König ertheilt die Titel, die nicht erblich sind, auf gewisse Geschlechtesfolgen. Den Indianischen Adeliichen haben die meisten Portugiesischen Familien ihr Glück zu danken, und den Bastardverbindungen, vermuthlich auch ihre schwarzgelbe Farbe. Zu der Römischen Zeiten betrug die Bevölkerung 5 Millionen, und jetzt noch nicht die Hälfte.

Zustand der Gelehrsamkeit in Portugall.

Unverträglichkeit, Unthätigkeit und Beharrlichkeit in alten Grundsätzen sind die Hauptursachen der noch unerwachten Verbesserung der Wissenschaften in Portugall. Die Journale sind nicht eingeführt, und die wenigen Reisen, nebst der Inquisitionsuntersuchung, gestatten wenig Kenntniß von auswärtigen Vortheilen der Litteratur. Man kennt in Ansehung der Theologie unter den Portugiesen den Antonius von Senna, den Quental, den Antonius des Chagas, den Johannes v. St. Thomas, dessen Bücher klassisch in den Schulen und Universitäten sind, den Ferreira, den Espinosa, den Coronel, den Almeida, Silveira, Cardoso, Quedes, den Vincenz und de Rego, die sich berühmt gemacht haben. Man kennt in den Rechten den Panz, Homem, Costa, Barbosa, Velasco, Lopez, Mascado, Correa, Soares, Peyra, Gil, Aboim, Leam, Filippe, als berühmte Namen, und heutiges Tags die Herren Scara, Azaredo und Ferreira auf der Mutter der Portugiesischen Universitäten Coimbra, und diese Wissenschaft samt der Medicin, sind ihrer Eintrügligkeit wegen diejenigen, auf welche sich die Nation am meisten beilehrt. Die Juden sind in beyden weit geschickter in Portugall, als die Christen, und bereichern sich als Aerzte und Advokaten, ohne an die Reinter zu denken, und verthun ihren gesammelten Reichthum ausser Lands. Die Philosophie

sophie hat im Pereira den Vorgänger und Lehrer des Descartes, den Cordeiro, Gusman, Almeida und Verney, die Geographie den Magellanes Sr. Estevan, Dos-Santos, Keyman, Alvarez, Labenha, da Costa, Barreiros und Mendez Pinto aufzuweisen. Die Geschichte rühmt die Werke des Viminio, Brito, Dos-Santos, Resende, von Couto, welcher die Indische Geschichte des Portugiesischen Livius, Barros fortgesetzt hat, den Goes, Castenheda, Mascarenhas, der 1715 die ersten Zeitungen einfuhrte, obgleich jetzt keine mehr geschrieben werden, die Grammatik ist durch den Cardoso, Costa, Alvarez, Cantano, die Beredsamkeit durch den Soares de Bem, de Sylva, die Dichtkunst durch le Camoens Lusiada, des Castro Ulysee, des Sousa Liobamiade, des Silveira, Vascencelles, Menezes, Ericcira, Ribeiro, Lobo Miranda Freyra, Jakobo, d' Andrade, Gomez und Keys 2c. bereichert worden.





Von den Russen.

I.

Russische Völker.

Unter diesem größten aller Weltreiche, welches von den ehemaligen Slaven Namen und Sprache noch erhält, befanden sich im Umfange von mehr, als 300,000 geographischer Quadratmeilen, welches also noch einmal so groß, als das ganze übrige Europa, eine Menge Völker aus Europa und Asien, eine Menge von Religionen, und eine unerschöpfliche Quelle von Macht und Reichthum, denen nur Ausbreitung, Zeit und Gelegenheit fehlt, um der alten bey den Türken herrschenden Prophezehung nach, ihr Reich zu vernichten und monarchisch in Europa zu werden.

Den Sprachen nach gehören 1) Russen, Kosaken, Polen und Letten zusammen: Ferner 2) Finnen, Lappen, Esthen, Liven, Wotiaker, Tscheremissen, Norduanen, Petmecken und Sirjienen, die so genannten Ostiaken im Tobolskischen, Veresowischen und Surgutischen Gebiete, und die Wogulischbi oder Wogulen: 3) die tartarischen Völker, welche ihre besondern Namen haben, die Baschkiren, Barabinzen, Telenguten oder Teleuten, die Jakuten und ein Theil der Kirgis Kosaken und Karapalken. 4) Kalnuten, deren Stämme Delot oder Sengorzi, Birät oder

oder Bräzki und Törgör heißen, 5) und Tungusen. Außer diesen Völkern sind noch die Tschurwaschen, Samojeden, die Jurakki, Tawoki, die tomakischen und narimischen Ostiaken, die Zukagiri, Korjaki, Kamtschadalen, Acmizin und andere nach den Gouvernementsabtheilungen gehörigen kleinen Völker zu rechnen, deren Distrikte theils erobert worden, oder die sich freiwillig der Russischen Herrschaft unterworfen haben, von denen die eigentlichen Russen und Kosaken griechischer, die übrigen entweder mahomedanischer Religion, oder Heiden sind. Und wosern nicht Deutsche, Schweden, Engländer, Holländer, Schweizer, Franzosen, Italiener, Armenier und Indianer haupt waren, so würde das ganze Reich noch nicht 20 Millionen Menschen rechnen können.

2.

Regierungsform.

Von den beyden höchsten Gerichten Rußlands, ist eines das Geistliche, oder der heiligregierende Synod, von welchem im folgenden gehandelt wird, und der Senat oder dirigierende Rath, welcher als das höchste Reichsgericht, von allen übrigen Kollegien Berichte empfängt, und Befehle ertheilt. Montschietz darunter nach der neuen kaiserlichen Einrichtung der Gesetzgeberin Katharina II. 1) das Kriegskollegium, 2) das Admiralarztkollegium, 3) das Kollegium der auswärtigen Sachen, dessen Haupt der
 Le Dienyze

Reichskanzler ist, und welche vor den übrigen große Privilegien haben, 4) das Kammerkollegium, in welches alle öffentlichen Einkünfte fließen, die Salzwerke und die Kopfsteuer ausgenommen, 5) das Justizkollegium zu Moskau, an welches in allen Rechtsachen von den Kanzleyen aller Wojwoden appellirt werden kann, 6) das Justizkollegium die litzesth- und finnländischen Sachen, welches nebst einem Konsistorio die evangelischen und katholischen Kirchenachen entscheidet, 7) das Güterkollegium, 8) das Revisionskollegium, welches aller anderer Rechnungen durchsieht, 9) das Kommerzkollegium nebst der Kommerzbank zu Petersburg, 10) das Bergkollegium und damit vereinigte Münzkanzley, 11) das Manufakturkollegium, 12) das Etatskomtoir, 13) das Obersatzkomtoir, 14) die Oberpolizey, 15) der Obermagistrat zu Moskau, 16) die Samstokanzleyen, 17) das medicinische Kollegium, unter welchem alle Hospitäler, Apotheken, Aerzte und Wundärzte stehen, 18) die Konfiskationskanzley, und 19) die Titellanzley zum besten der neuen Kolonisten. Man rechnet die Einkünfte auf 16 Millionen Rubel, und die Kriegsmacht zu Lande 285,969 regelmäßiger, 59017 Mann Landtrouppen, und 261,172 Kosaken und Kalmücken, welche in den 24 Gouvernements vertheilt sind.

3.

Religion in Russland.

Die christliche Religion der griechischen Kirche, welche jetzt die herrschende ist, ward zuerst von
Wlo-

Wlodomir im Jahr 987 eingeführt. Seit der Wehlung des Patriarchen von Rußland, welches 1588 geschah, da der Patriarch von Konstantinopel deswegen nach Moskau kam, wurden die Metropoliten von Rußland von den Bischöfen des Landes getrennt.

Die griechische Kirche unterscheidet sich von der katholischen vornemlich dadurch. Die Griechen verwalteten die Taufe so, daß sie den Täufling untertauchen, statt, daß bey den Katholiken nur die Besprengung üblich ist: die lehren brauchen beim Abendmahl ungeäuertes Brod, die Griechen hingegen gesäuertes, so wie sie auch das Abendmahl unter denderley Gestalten reichen. Die Katholiken lehren, daß der heilige Geist vom Vater und Sohn ausgeht, die Russen behaupten, daß er vom Vater durch den Sohn ausgeht. Die Russen nehmen die Oberherrschaft des Papstes in Kirchensachen nicht an, sie lehren auch nichts vom Fegfeuer, sie glauben aber, daß diejenigen, die in wirklichen Sünden sterben, nicht allezeit verdammt werden, sondern daß die größten Missethäter durch Gebet und Almosen erlöst werden können. Die Lehre vom Almosengeben ist eine starke Quelle des Reichthums vor die russischen Geistlichen.

Die Patriarchen wurden von Peter dem ersten und dessen 1719 abgeschafft, und an ihre Stelle d. r. heilige Synod verordnet. Der erste Vorsitzer ist der Czaar selbst, der Untervorsitzer Erzbischof und sechs Bischöfe, machen die Råthe aus, welche von sechs Archimandriten oder Aebten begleitet sind. Alle

Sachen von Wichtigkeit werden von diesem Kirchenthath im Senat dem Czaar vorgetragen.

Die russische Geistlichkeit besteht aus Mönchen und regulirten Priestern, welche den Namen Popen führen. Alle Mönche in Rußland sind vom Orden des heiligen Basiliius. Sie leben allesammt in Gemeinschaft, sie enthalten sich alles Fleisches, leben bloß von Fischen, Eiern und Milchspeisen, und enthalten sich auch dieser Nahrung zur Fastenzeit, und das ganze Jahr hindurch an den Montagen, Mittwochen und Sonnabenden. Die höhere Geistlichkeit wird aus dem Mönchsstand erwählt, wovon die Priester ausgeschlossen sind, die sämmtlich im verehelichten Stande leben. Sie müssen alle, sagt der Abt d'Auteroche, eine Jungfrau geheurathet haben, ehe sie zu Priestern eingeweiht werden, und sich des Mefselesens enthalten, wenn sie die Nacht zuvor die eheliche Pflicht erfüllt haben. Sie begeben sich nur, im Fall sie Wittwer werden, und die Kinder nicht länger ernähren können, in den Mönchsstand.

Die Menge der Kirchspiele ist die Ursache, daß die Priester in Rußland arm sind, da ihre meisten Einnahmen in zufälligen Einkünften bestehen.

Die Bischöfe werden vom heiligen Synod ernannt, die Aebte hingegen von den Bischöfen, welche so, wie alle Geistlichen von ihren Bischöfen abgesetzt werden können, welches eine Art von Sklaverey verursacht, in der die niedere Geistlichkeit durchgängig lebt. Dies ist eine von den Ursachen, daß sie sich leicht der Ausschweifung des Trunks und der Wollust überlassen.

Ihren

Ihren Wein machen sie aus Pflanzen, Brandwein und Gewürzen, sie genießen überdem Bier und Meth, der vornemlich aus Birkenfaß gemacht wird. Der Brandwein und ein anderes hitziges Getränk, das sie *Krematum* nennen, ist ihr Lieblingsstrank. Der Abt d'Auteroche erwähnt eine Art von Repositorien eines russischen Prälaten, das statt der Bücher mit Fäßchen voll abgezogener Wasser mit Eiß besetzt ausgefüllt war, und sagt, daß man oft die Geistlichen auf der Strasse liegen fände, weil sie des starken Rausches wegen nicht im Stande wären, nach Hause zu gehen.

Die zweite Ursache, außer der Dürftigkeit und Sklaverei, welche die Ausschweifung der russischen niedern Geistlichkeit bewirkt, ist diese, daß die Geistlichen entweder aus Priesterkindern nachlässig, oder aus dem gemeinsten Stand, ohne erzogen worden zu seyn, sich dem Amte widmen. Der russische Adel begiebt sich nie im geistlichen Stand.

Das gemeine Volk ist für die griechische Kirche bis zur Ausschweifung abergläubig, und dies um desto mehr, je weiter sie von der Hauptstadt entfernt, und in je größerer Unwissenheit sie sind. Man trifft weniger Sittlichkeit unter den Russen, als bey ihren Nachbarn den Heyden an. Die Gedanken der Russen, in Ansehung des Christenthums, sind so sonderbar, daß es scheint, als ob diese Religion, die an sich so fähig ist, das Glück und die Ordnung der Gesellschaft zu verschaffen, nur bloß gedient hätte, dieß Volk noch artloser zu machen.

Ausser den Koskolniken, kennt man wenig oder keine Sekten in der griechischen Religion. Sie halten ohne Priester und Kirchen ihre Zusammenkünfte in Privathäusern, sie vermeiden allen Umgang mit den übrigen Russen, deren Unsittlichkeit ihre Gesellschaft beunruhigen würde. Sie sind ausserordentlich unwissend, und halten es vor grosse Sünde, das *Halleluja!* mehr als zweymal auszusprechen. Die russischen Bischöfe geben den Segen mit dem Zeige- und Mittelfinger, die Koskolniken hingegen verlangen, daß es mit den dreyn andern Fingern geschehen soll.

Die Verfolgungen, welche sie von den Russen ausgestanden, haben sie so schwermerisch gemacht, daß sie glauben, sie können sich aus Liebe zu Jesu Christo uns Leben bringen, und wenn sie verfolgt werden, so versammeln sie sich in einem Hause, das sie anstecken, und auf diese Art sich selbst opfern. Bey dieser Erzählung bestärkt der Abt zugleich, was Voltaire und Strahlenberg von der russischen Intoleranz sagen, und unglaublich scheint.

Die Kirchen sind in ganz Rußland schlecht gebaut, dunkel und sehr düfftig ausgeputzt. Die Gemählde haben weder Zeichnung noch Farbe, sie be-
haupten alle ihren Platz eines über das andere gegen die Mauer des Schiffs der Kirche. Das Chor ist in der Mitte, doch mit dem Unterschied von katholischen, daß alle Ceremonien, die im Chor vorgehen, dem öffentlichen Anschauen nicht ausgesetzt sind. Niemand als die Priester, kommt hinein, und die Thüre wird nur einige Augenblicke geöffnet, um den Segen zu

ertheilen, oder eine andere feyerliche Handlung vorzunehmen.

Bei solchen Gelegenheiten geht vor dem Erzbischof seine Geistlichkeit vorher, deren Kleidung sehr prächtig ist. Die Haare und der Bart hängen alsdenn ganz frey, welches ihnen ein ehrwürdiges Ansehen geben soll. Sie stellen sich sehr ordentlich, und im tiefsten Stillstehen an jeder Seite der Thüre in einen halben Kreis. Endlich erscheint der Erzbischof mitten unter seiner Geistlichkeit, mit der Bischofsmütze auf dem Kopfe, und dem Bischofsstabe in der Hand. Bisweilen trägt er auch nur ohne beides, einen dreharmigen Leuchter, auf dem sich Wachlichter oder Reliquien befinden, und mit diesem Leuchter ertheilt er den Segen. Diese Feierlichkeit hat für das russische Volk so viel Ehrfurchtsvolles, daß wenn auch die größte Unordnung entsteht, welches nicht selten ist, alles den Augenblick stille wird, so bald der Leuchter erscheint.

Der Ostertag ist bey den Russen eben so, wie in Frankreich Neujahr der allgemeine Besuchtag. Man geht des Morgens zu seinen Freunden, überreicht ihnen das Osteren, und sagt: *Jesus Christus* ist auferstanden, darauf der Besuchte antwortet, ja, er ist auferstanden, man umarmt sich darauf, und trinkt einige Gläser *Krematun*. Der Nachmittag ist darzu bestimmt, das Frauenzimmer zu besuchen, das sich ebenfalls unter einander Besuche abstattet. Gemeinlich begleiten sie die Männer, und sie machen sich dieß Vergnügen auszugehen, um desto mehr zu

Ruße, da sie sonst sehr eingezogen leben müssen. Die Mannspersonen erlauben sich den ganzen Tag hindurch zu trinken, die Frauen sind mäßiger.

Ostertagsceremonien der Russen.

Die Zimmer, wo die Besuchenden diesen Tag über aufgenommen werden, sind mit allem, was das Haus vom besten Hausgeräthe hat, ausgeschmückt. Am Ende des Zimmers ist eine Art von Altar aufgerichtet, wo alle Reichthümer des Hauses, Schüsseln, Teller, Messer und Gabeln, Flaschen, Gläser, Leuchter, und was sie aufbringen können, auf verschiedenen Untersätzen in der besten Ordnung aufgestellt sind. Mitten im Zimmer steht ein Tisch mit einem Teppich bedeckt, und mit chinesischen Zuckergebäcken, nebst einer Art von Himbeeren des Landes, die an der Sonne getrocknet sind, besetzt. Wenn die Besuchenden ins Zimmer kommen, so stellen sie sich alle längs den Bänken, die um den Tisch stehen, erst die Frauenzimmer, denn die Mannspersonen. Die Wirthin führt alsdenn rund herum die ganze Gesellschaft mit der größten Ernsthaftigkeit, ohne ein Wort zu sprechen. Wenn diese Ceremonie vorbey ist, so begeben sich die Männer in ein anderes Zimmer, und die Frauen bleiben unter sich allein im ersten. In dem Zimmer für die Mannspersonen, steht auch ein tapetirter und mit Konfekt besetzter Tisch. Der Hausherr unterhält seine Gäste in diesem Zimmer, während, daß seine Frau eben dieses Amt im andern beackhet. Es wird darauf Koffee aufgetragen, herbash,

nebst einer Art von schlechten Bier und etwas Thee, und es scheint, als ob sie diese Getränke mehr aus Gefälligkeit für die Wirthin, als mit Vergnügen trinken. Die Männer hingegen überlassen sich dem Trunk so, daß sie nach dem zweiten oder dritten Besuch völlig berauscht sind. Der Hausherr kommt mit seinen Bedienten mit vollen Gläsern *Krematurn* seinen Gästen entgegen, er bietet jedem Gast einige an, und würde es vor Beleidigung ansehen, wenn sie ausgeschlagen würden. Nach diesen wird eine Art von Wech nebst Koffee aufgetragen, und darzwischen wieder Brandewein. Der Besuch dauert etwa eine halbe Stunde, wernach die Wirthin ihre Gäste wieder küßt, und mit den Besuchenden zugleich sich in ein anderes Haus begiebt.

4.

Gesetze und Strafen der Russen.

Jede Provinz hat ihr eigenes Gericht, das die *Kanzley* genannt wird. Die Tribunale der bürgerlichen und Kriminalsachen stehen unter dem Senat und dem Justizkollegio. Seit der Kaiserin Elisabeths Regierung, sind die Strafen auf die *Badoggen* und die *Knute* herabgesetzt.

Die *Badoggen* werden in Rußland bloß als eine Züchtigung der Polizen betrachtet, die an den Soldaten aus Kriegszeit, vom Adel an den Untertanen, und von Personen von Ansehen, an denen, die unter ihnen sind, vollzogen wird. Die *Badoggen* werden mit Stöcken auf den bloßen Rücken gegeben, indem

der Strafwürdige ohne Unterschied des Geschlechts, auf die Erde gelegt, der Kopf zwischen den Knien des einen, und die Hintertheile von dem andern, der darauf kniet, gehalten werden.

Die Knute ist eine Art von Peitsche, die aus ledernen Riemen gemacht ist. Der Verurtheilte wird von einem der Henkersknechte auf den Rücken genommen, der andere faßt die Knute, läuft rücklings zurück, und versetzt mit der Spitze der Peitsche so ziehende Streiche, daß der Rücken in einigen Augenblicken von der Haut entblößt ist. Diese kleinere Art der Knute entehrt nicht, wenn aber Lebensstrafe erfolgen soll, so wird die große Knute zuerkannt.

Der Verbrecher wird durch eine Rolle, die am Galgen befestigt ist, aufgeriht, dieß geschieht durch einen Strick, der ihm um beyde Füße gebunden wird, zwischen die Füße, die auch zusammen gebunden sind, wird ein Stück Holz gesteckt, und ein anderes, das die Gestalt eines Kreuzes hat, wird unter die Brust angebracht. Bisweilen werden die Hände des Missethätters auf den Rücken gebunden, und wenn er in dieser Stellung aufgeriht wird, so werden ihm die Schultern aus den Gelenken gerissen. Diese Strafe ist vom ehemaligen Spießen, lebendig begraben und Enthaupten, allein übrig geblieben. Der Adel wird durch Verweisung nach Sibirien, und Gütereinziehung bestraft.

Von den Schweden.

Man kann den jetzigen Flor Schwedens nach den Verwüstungen, welche Karl XII. zurück gelassen hat, nicht so wohl eine neue Schöpfung, sondern nur eine Wiederherstellung dessen, was ehemals geblüht hat, nennen. Das allgemeine Verbot der ausländischen Fabrikprodukte, hat die Anlage und das Aufnehmen der innern Manufakturen, und das durch den Nationalreichthum befördert.

Der Handel blüht jetzt in Schweden, der anfänglich wegen der versäumten Kupfergruben schlief. Das Seewesen hat seit den lezttern 30 Jahren sehr zugenommen, sie führen weit mehr von ihren Waaren in eignen Schiffen aus, als vor diesem, alles was zum Schiffsbau gehört, sind ihre Arbeiten und Hervorbringung. Die Franzosen kauften ihnen nicht allzulange neun Kriegsschiffe von der Linie mit einmal ab.

Die Errichtung der Ostindischen Gesellschaft ist für Schweden ungemein vortheilhaft gewesen. Das Projekt, welches anfänglich für chimärisch angesehen wurde, hat nicht allein Schweden bereichert, sondern auch mit Verlust vor Holland, Polen, Teutschland, und einen Theil von Rußland mit Ostindischen Waaren versorgt, die gegen Schwedische Manufaktur eingetauscht, und daher doppelt vortheilhaft werden, und aus dem Westindischen
neu:

neuangelegten Handel, muß dem Lande so viel Nutzen als England Nachtheil entstehen. Eisen und Holz sind die Quellen des Nationalreichthums, welches die Ausländer am wenigsten entbehren können. Die Manufakturen haben die Menge der Menschen nach Schweden gezogen, und diese den Feldbau erweitert. Die Schlagung grosser Strassen, welche in ganz Europa nirgendwo schlechter waren, die verbesserte Schifffarth, und die Aufnahme der Künste, verschönern das Land, das durch Einhebung landschaftlicher Anlagen seine Flüsse schiffbar macht, und seine Kanäle vermehrt. Daher auch die königlichen Einkünfte nicht mehr, als sonst eintragen, da sie auf zwölfmal hundert tausend englische Pfund gerechnet werden.

Die Landmiliz, welche sich zu Karls XII. Zeiten auf 60,000 Mann belief, beträgt jetzt nur 47,000. Die Flotte, die ehemals aus 40 Linien Schiffen bestand, kann jetzt kaum auf 20 gerechnet werden.

Die Stadt Stockholm treibt den vornehmsten Handel des Königreichs. Ihre Lage ist ungemein schön und mahlerisch, da sie auf sieben bis acht Inseln des grossen Mälarssees erbaut ist, und dadurch ein Ansehen, wie Venedig erhält. Ihre Lage ist ein so starker Schutz, daß man es nicht für nöthig gehalten hat, andere Festungswerke anzulegen. Sie ist sehr gut angelegt, ihre Strassen sind meistens breit und regelmäßig, und unter den öffentlichen Gebäuden dienen viele dem Orte zur Zierde, so wie das Arsenal, der königliche Marstall, das Senatshaus und einige

Kirchen. Der Pallast des Königs ist ein altes Gebäude, im Viereck, von einer Citadelle eingeschlossen, das in den untersten Stockwerken zu den geheimen Versammlungen des Senats gebraucht wird, daher die königlichen Zimmer drey und vier Treppen hoch sind.

Man rechnet in diesem ganzen areffen Reiche nicht mehr, als 102 Städte, 1381 Pastorate, zu welchen 2538 Kirchspiele und Stadtkirchen gehören, auf dem platten Lande 1200 adeliche Güter, und überhaupt 2,800,000 Menschen. Die Reichskollegia sind, die vier königliche Hofgerichte, zu Stockholm, Jonköp, Åbo und Wasa, das Kriegskollegium, das Admiraltätskollegium, das königliche Kanzleikollegium, das Kammerkollegium, das Staatskontor, das Bergkollegium, Kommerzkollegium und die Kammerrevision. Die königlichen Einkünfte bestehen in vier Millionen, und der Hofstaatsaufwand in 1851993 rthlr. Silbermünze.

Charakter der Dalekarlier.

Montesquiens Gedanke, daß die Bergbewohner Leute von wirksamer Lebhaftigkeit, und von unerschütterten Muth sind, von einer verhältnismäßigen Stärke begleitet, bestätigt sich nirgendwo mehr, als bey den Dalekarliern, im Verhältniß mit den weibischen Bewohnern, wollüstiger und warmer Ebenen. Die Dalekarlier sind mit einer ununterbrochenen blühenden Gesundheit gesegnet, die ihrer

harten Arbeit, und regelmäßigen Lebensordnung zu zuschreiben ist. Sie sind ein ehrliches einfältiges Volk mit gutem Menschenverstand, so gastfren, als man sich nur vorstellen kann.

Die Häuser sind sehr gut von Holz gebaut, und mit Schindeln gedeckt, und der geringsten Bauren Wohnungen sind weit besser, als die aus Lehm gebauten, und mit Stroh gedeckten Hütten, die in England so gemein sind. Das Hausgeräthe ist alles ihre eigene Arbeit, und aus ihren freundschaftlichen Tannen verfertigt. Die Leute scheinen ein glückliches und zufriedenes Volk zu seyn, jeder hat seinen Hofschlag rund um den Hof in ordentliche Umzäunung abgetheilt, die fast gänzlich von den Weibern bearbeitet werden, da unterdessen die Männer in den Wäldern Holz fällen. Die Landarbeit ist ohne große Mühe, denn man sieht vor den Pflügen oft nur einen Ochsen oder eine Kuh vorgespannt.

Die Bauerhöfe werden immer mitten auf einem trockenen Boden, und wo möglich auf Steingrund erbaut, so daß die ganze Ackerarbeit mit Bequemlichkeit bewerkstelligt werden kann. Die Rüben sind das Hauptaugenmerk, so wohl zur Kost, als zum Futter des Viehes, denn auch die Pferde haben kein anderes Futter im Winter. Nichts kann prächtiger seyn, als der Anblick der Dalekarlischen Gebirge; man kann sagen, daß die Natur in voller Majestät in diesen wilden und fast wüsten Revieren herrscht.



Von den Schweizern.

Die Schweizer, welche von dem Orte und Stadt Schweiz eben so uneigentlich, als die Moskowiter von der Stadt Moskau den Namen führen, und nicht anders als Helvetier, so wie die letztern Russen genannt werden sollten, sind so wohl ihres Landes, als ihrer Sitten wegen, eine Ausnahme aller anderer Völkerschaften Europens. Die alte römische Freiheit scheint sich bey ihnen hinter das unübersteigliche Bollwerk ihrer Kettengebirge gerettet zu haben. Das höchste Land in Europa scheint auch die edelsten, freiesten und mutigsten Seelen seit den Zeiten Tells, in einer langen Folge glorreicher Thaten aufstellen zu können. Der Ueberfluß einer durchgängig streitbaren Nation sieht sich von Spaniern, Italiänern, Franzosen, Dänen, Sachsen und andern geehrt und bezahlt, seinen Muth an die Spitze siegreicher Armeen gestellt, und sein Land eben so von aussen bereichert, als von innen durch Patriotismus, Fleiß und Künste in bessern Flor, als andere Länder, denen die Natur weit grössere Vorzüge gewährt hat. Die protestantischen Kantons sind noch einmal so reich, als die katholischen, weil da die Republik besitzt, was dort den Kirchen und Geistlichen gehört. Seitdem sich die Helvetier vom österreichischen Joch losgerissen, bezahlen sie dem freyen Staate eben die Zehnten und Gefälle, als freye Republikaner, die sie sonst

sonst an ihre Erzherzoge und Fürsten entrichten mußten, und da ihr Handel wenig auswärtig betrieben wird, so ist die Anlage auf die Landsprodukte um desto geringer, und die Fähigkeit des Landmanns desto größer, der Patriotismus desto wärmer, und die Erhaltung der Freiheit unter so gemischten Regierungsformen, als die Helvetier unter sich haben, um desto bewundernswürdiger, da die ganze Nation nach der Berechnung von 1768, nur aus 1,847,500 Köpfen besteht.

1.

Lage der Helvetier.

Die Quellen der mächtigsten Ströme Europas, des Rheins, der Rhone, der Inn, der Ruß, der Aar, des Linz, des Tesins, der Adida, und selbst der in der Nähe entspringenden Donau zeigen, daß die Schweiz eines von den höchsten Ländern ist; der Berg Lenis, der St. Bernhard und Gothard, steigen auf dritthalb tausend Fuß hoch, und geben jene Sicilianische Ausichten, welche von den Hallern, Drollingern und Rousseaus so mahlerisch geschildert worden sind. Die blühendsten Auen, und die fruchtbarsten mit unübersehblichen Heerden besetzten Wäiden, umkränzen diese majestätischen Berge, die Pfeiler des Himmels und der Helvetischen Freiheit zu seyn scheinen. Sie sind nicht, wie die Gesinnischen oder Gessischen Gebirge, kahl und fruchtlos. Nur die Spitze oder die Gletscher nach Savoyen

zu, sind mit dem ewigen Schnee auf ihren Felsenkern überdeckt. Der ganze mittlere Gürtel der Berge ist blühend von tausend edlen Kräutern, die das delikateste Wildpret ernähren, und die reizenden Thäler sind durchgängig von Flüssen oder Seen gewässert, die vom Winter der Berge zum angenehmsten Sommer der Auen herabführen. Es ist kein Land, das so weit von der See entfernt, und so reich an Wassern und vorzüglichem Fischen ist, als Helvetien. Ausser dem Konstanzer, Zürcher, Neuchâtel, Lucerner und Genesersee, sind bey nahe die Becken aller hohen Gebirge mit den Fischreichsten Wassern erfüllt. Die Luft ist so gesund, daß sie nebst der Mäßigkeit und einfachen Nahrung der Helvetier, die vornehmste Ursache ist, daß sie von den ansteckenden Krankheiten frey, und einer weit längern Lebensdauer in blühender Gesundheit, vielleicht auch daher eines beständigen Muthes und Tapferkeit, die zur Erhaltung ihrer Freyheit nöthig ist, fähig sind.

2.

Staatsverfassung der Helvetier.

Die Alten haben keine ausführliche Nachricht von den Helvetiern vor Cäsars Zeiten hinterlassen. *)

Cäsar

- *) die besten Nachrichten, die man ausser den Eimlerischen und seinen Abbreviator Plantin und Etetlern hat, sind: l'Etat et les Delices de la Suisse en forme de relation critique par plusieurs auteurs célèbres en 4 Volumes. 1730. l'Etat de la Suisse, traduit de l'anglais, u. v. Hallers Verzeichniss aller Schriften, welche die Schweiz angehen.

Cäſar machte ſie zuerſt durch die Siege, die er über ſie erhielt, bekannt, da ſie in Burgund einbrechen, und ihr Land verlaſſen wollten. Unter der römischen Boethmäßigkeit blieben ſie, bis das Reich ſelbſt von mitternächtigen Völkern zerriffen, und in kleinere Staaten zertheilt ward. Helvetien machte mit Burgund anfänglich, und bald darauf mit Frankreich, einen gemeinſchaftlichen Staat aus. Um das Jahr 870 entſtanden zween neue Staaten, von denen Burgund das Cisjurana oder Arles hieß, mit 50 Jahr dauerte, und der Transjurana, zu welchem Helvetien gerechnet ward, im Jahr 926 bis ins Jahr 1032 einverleibt blieb, da der letzte burgundiſche König erblos ſtarb. Die Nachkommen Kaiſers Konrads des zweiten, denen Burgund zuſiel, beſaßen es bey nahe 2 Jahrhunderte durch, bis im 12ten Sæculo aus Nachläſſigkeit und Auſſtand die Helvetiſchen Länder in beſondere Souverainitäten, unter den Grafen von Burgund, Savoyen, Maurienne, Provence, Viennois und den Zeringiſchen Herzogen zerfielen. Dieſe letztern als Nachkommen der Auſtraſiſchen Könige, erhielten die meiſten Helvetiſchen Länder vom Kaiſer Friedrich dem Rothbarth zu lehen, auſſer dem, was er den Grafen von Habsburg gab, oder zu freyen Reichsſtädten erhob, doch ſo, daß die Helvetier mehr unter dem Schutze, als unter der Herrſchaft des Zeringiſchen Hauſes zu ſtehen ſchienen. Da im dreyzehnten Jahrhunderte der Zeringiſche Stamm ausſtarb, bemächtigten ſich die Grafen von Habsburg der Regierung

gierung Helvetiens mehr eigenmächtig, als durch Einwilligung des Volkes. In den blutigen Kriegen, welche die von 2 Päbsten in Bann gethanenen Kaiser Otho IV. und Friedrich II. erregten, erhoben sich die Helvetischen Städte gegen einander, und bekriegten sich unter dem Vorwand, daß sie dem ausgeschlossenen kaiserlichen Hause anhiengen. Der Adel und die Geistlichkeit suchte unter diesem Vorwand ihre Habsucht zu befriedigen, und die gemeinschaftliche Sicherheit gab in diesen Zeiten zuerst zu den Bindnissen Gelegenheit, und denen, die zur Eydgenossenschaft gehörten, Schutz. Die meisten freyen Städte begaben sich unter den Schutz Rudolfs von Habsburg. Die kaiserlichen Amteute übten unter Rudolfs Nachfolgern eine so strenge Regimentsverwaltung aus, daß sich die freyen Städte oft bey dem Kaiser über die Kränkung ihrer Freyheiten fruchtlos beklagten, und endlich, da sie zu sehr gedrückt und zu slavisch behandelt wurden, eine Konföderation veranlaßten, die sie der Sklaverey unter Melchtal, Stauffachers und Fürsts Anführung entzog. Diese Bauern aus dem Unterwaldischen, Schweizer und Uri'schen Kanton versammelten ihre entschlossenen Bundsgenossen zu Grütly, und versiegelten ihren Freyheitsbund durch die Heiligkeit des Eyds. Der erste Jahrestag von 1308 war zum allgemeinen Aufstand der verbündeten Kantons bestimmt, an welchem die kaiserlichen Statthalter und Amteute bey der Gelegenheit, da sie die Geschenke empfingen, umgebracht, die Garnison niedergestossen, und die

Schlösser geschleift wurden, nachdem Tell schon zuvor den Gouverneur Geisler von Uri umgebracht hatte, der sich durch Aufstellung seines Hutes eine Ehre hatte erzeugen lassen, die ihn in die Parallelen mit den Phalaris und Merope treten ließ. Durch diesen glücklichen Aufstand setzten sich die drei Kantons zuerst in diejenige glückliche Unabhängigkeit, die sie seit dem zu erhalten wußten.

Die patriotischen Helveticnamen der Melchthal, Staufacher und Furst, sind bey den Helvetiern noch heutiges Tags an ihren Jahrsfesten so geehrt, als die Namen des Brutus bey den Römern, der Doria zu Genua und der Nassaus in Holland. Die Vertheidigung der drei Kantons bey Morgarten wider die 20,000 kaiserlichen, setze ihren Muth in die glänzendste Parallelen mit der Lacedämonischen Vertheidigung bey Thermopila, und gründete durch den wichtigen Sieg den helvetischen Bund, der vorher nur auf 10 Jahr, und nunmehr auf ewig zur Erhaltung der vaterländischen Freyheit geschlossen ward, zu welchem die nunmehrigen 13 Kantons, die Helvetien zählt, nach und nach traten. Von diesem ersten Sieg, welcher im Kanton Schweiz erfochten ward, erhielten die Helvetier den Namen Schweizer, und ihr Bund der Eydgenossenschaft Benennung. Die republikanische Freyheit Helvetiens gründete sich auf bessere Rechte als der Römer, und ward in den berühmten Schlachten bey Sempach wider den Erzherzog Leopold, bey Basel wider den König Ludwig XI. von Frankreich, und bey Morat wider Karl

Karl den kühnen von Burgund mit glänzenden Siegen bekrönt, als Athen und Lacedämon je erfochten hatten. Das kaiserliche Haus bemühte sich 300 Jahre hindurch, die drey Kantons wieder unter seine Vorherrschaft zu bringen, statt aber diesen Zweck zu erreichen, verlor es vielmehr die übrigen Städte und Kantons, von denen Lucern zuerst sich 1332 und Zürich 1351 mit der Eidgenossenschaft vereinigten; Glaris und Zug thaten eben dies im folgenden Jahre, zu dessen Ende auch Bern ihrem Beispiet folgte. Diese 8 Kantons, welche 100 Jahre hindurch ohne mehrern Zutritt blieben, heißen noch heutiges Tages die 8 alten Kantons. Friburg und Solothurn wurden erst im Jahr 1451 aufgenommen, Basel und Schaffhausen vereinigten sich 1501, und endlich ward auch 1513 Appenzell der 13te Kanton Helvetiens.

In ihren landschaftlichen Versammlungen haben die Kantons folgenden Rang: Zürich, Bern, Lucern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug, Glaris, Basel, Friburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell. Die Hälfte des letztern, zwey Drittel von Glaris und ganz Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, sind protestantischer Religion. Bern, das bey nahe zwey Drittel von ganz Helvetien ausmacht, wird den Sprachen nach in das teutsche und romanische oder französische getheilt. Dieses letztere welches unter dem Namen des Vaerland bekannt, ist das fruchtbarste und schönste Theil von ganz Helvetien. Der ganze Kanton wird in zwey und

siebenzig Aemter getheilt, dessen Aemtleute Mitglieder der zwey hundert Rathsherren sind, die den grossen Rath von Bern ausmachen. Zürich ist der reichste und handelschäftlichste Kanton, in 24 Aemter getheilt, von denen nur neun Beamte auf ihren angewiesenen Orten, die übrigen in Zürich beständig wohnen. Basel ist der schönste Ort, und nach ihm Schaffhausen, welcher den meisten Handel betreibt. Lucern, Friburg und Solothurn sind die mächtigsten katholischen Kantons. Die übrigen 6 werden die kleinen Kantons genannt, und haben nicht eine mit Wall und Graben umgebene Stadt. Ihre Berge geben ihnen vortrefliche Weide für eine Menge Vieh, das sie nach Italien verkaufen, um sich Getreide und Wein zu verschaffen. Appenzell enthält die ärmsten Einwohner, von denen die meisten sich aus Dürftigkeit des Landes zu fremden Herren verdingen. Die Freyhämter und die freyen Grafschaften, die sich zur Eydgenossenschaft rechnen, sind Baden, Sargans, Turgau, Rhodental, Gaster, Uznach, Gams, Rapperswil, welche Landvogteyen heissen; zu den untern freyen Aemtern werden Bremgarten, Mellingen, Schwarzenburg, Münten, Grandson, Eschallens, und die 7 italienischen Landvogteyen gezählt.

3.

Verfassung des Berner Rathes.

Von diesen 13 Kantons sind 7 der Aristokratischen und 6 der Demokratischen Regierungsform unter-

tergeben. Die Kantons Zürich, Bern, Lucern, Basel, Friburg, Solothurn und Schaffhausen, welche wenig Land anfänglich hatten, und bloß Städte waren, mußten nothwendig von den vornehmsten Bürgern die Staatsverwaltung mit Ausschließung des Volkes verwalten lassen, die sechs übrigen Kantons, welche keine geschlossene Städte hatten, mußten bei ihrer ersten Verfassung, als freye Kantons die Volksherrschaft erkennen. In Zürich, Basel und Schaffhausen haben die Bürger und Handwerker, die in Stämme vertheilt sind, ihren Sitz in dem Rathe, nachdem sie von ihren Stammältesten zur Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ernannt werden. In Bern, Lucern, Friburg und Solothurn hingegen hat nur der innere Rath von 27 Personen gemeinschaftlich mit gewissen abgeordneten des grossen Rathes das Recht, die erledigten Stellen zu besetzen, und dazzu zu ernennen, wodurch denn die geringere Bürgerschaft fast allezeit ausgeschlossen bleibt, und die Rathstellen den Anverwandten des grossen oder kleinern Rathes Besitzern zufallen. Der grosse Rath zu Bern besteht aus 299 Mitgliedern, von denen sich aber, weil 99 auf ihren Aemtern, oder sonst abwesend sind, nur 200 versammeln, welche Krieg und Frieden beschliessen, Bündnisse eingehen, und die Einkünfte des Staates verwalten, so wie zu allen Aemtern ernennen. Ausser diesem souverainen grossen Rathe, ist ein anderer kleinerer, der aus 27 Personen besteht, in welchem zwei Präsidenten einander ablösen. Die Mitglieder dieses innern Rathes,

heissen Senatoren, die beyden jüngsten, welche den grossen Rath zusammen berufen, gleichen den Tribunen oder Junksmeistern bey den Römern. Der grosse Rath versammelt sich nur wöchentlich zweymal, der innere hingegen, ausser des Sonntags, täglich, der erste hat die gesetzgebende, der andere die ausübende Macht. Die Senatoren werden allezeit aus dem grossen Rath erwählt, dessen Mitglieder sie bleiben. Vater und Sohn, so wenig als Brüder, können zugleich im innern Rathe Sitz und Stimme haben; keine Stelle im Kleinern kann unbesezt bleiben, im grossen hingegen wird mit der Ernennung neuer Mitglieder so lange Anstand genommen, bis hundert Stellen zugleich zu vergeben sind, welches gewöhnlich nur alle 9 oder 10 Jahre geschieht.

Diejenigen sechzehn des grossen Raths, welche dem innern Rath zugesetzt werden, um zu einer neuen Promotion zu schreiten, ernennen darzu. Die Stadt Bern ist in zwölf Abtheilen oder Bruderschaften getheilt, von denen jede einen der sechzehn ausgeschlossenen des grossen Raths zu Vorsichern hat. Vier dieser Bruderschaften, welche die grössten heissen, haben allezeit 2 Vorsteher, die übrigen 8 hingegen, jede nur einen. Es sind gemeiniglich Amtleute, die ihr Amt niedergelegt haben, sie werden durch das Loos erwählt, indem in einen Sack so viel Kugeln gethan werden, als sich Kandidaten darzu finden. Nur eine dieser Kugeln ist von Gold, und gewöhrt dem, der sie ergreift, den erledigten Platz. Diese Sechzehner sind ausser den Vortheilen, die sie in Ernennung der Rathsherrn

herren haben, als die Vorsteller, Vertreter und Sachwalter des Volks anzusehen; sie schlagen neue Verträge vor, oder tragen auf Abschaffung alter Verordnungen an. Sie sind auch Censoren, und untersuchen das Verhalten der sämtlichen Rathsglieder, bestrafen die Schuldigen, und bekräftigen die würdigen den Orientsmentag nach vorhergegangener dreitägiger Prüfung in ihren Würden. Jeder der Sechzehner und des innern Raths kann ein Mitglied zur neuen Wahl vorschlagen, und jeder Präsident darf 2 dazu ernennen, auf diese Art sind 50 Kandidaten bey nahe gewiß, die erledigten Stellen zu erhalten.

Um zu einer Stelle des grossen Raths zu gelangen, ist erforderlich, Bürger von Bern, und aus einer der 12 Abtheilen zu seyn, auch das dreissigste Jahr wenigstens zurück gelegt zu haben. Die Aeltern ermangeln nicht, ihre Söhne, oder im Fall sie Töchter haben, ihre künftige Schwiegersöhne zu ernennen, und diese Ernennung kann alsdenn, als eine Mitgliedschaft angesehen werden, die den Töchtern der Sechzehner und des innern Raths, bald und oft viele Freyer verschafft.

Die beiden Präsidenten werden Schultheissen (Avoyers) genannt, sie behalten ihr Amt lebenslang, und wechseln jährlich miteinander ab. Derjenige, welcher eben das Amt führt, heisst der regierende Schultheiss; er sitzt dem grössern und kleinern Rath vor, legt die zu entscheidenden Sachen vor, führt die Siegel, mit welchen alle öffentliche Schriften bezeichnet werden. Der zweite Schultheiss ist alsdenn nur dem Range nach, der erste Senator, bis ihn die

Nenhe der Regierungsverwaltung trifft. Die zweite Würde ist das Fahnenträgeramt, von welchen vier Aemtern jeder die Fahne von einem Stadtviertel trägt. Diese Stelle bekleiden allezeit die vornehmsten Senatoren auf Lebenslang, sie trägt aber nicht über 400 Thaler jährlich ein. Sie haben aber nebst den Sechzehnern die Wahl derer vom grossen Rath. Ihnen folgen die Schatzmeister, von welchen einer das teutsche Bernerland, der andere das Romanische oder Pais de Vaud zu verwalten hat; ihr Amt dauert sechs Jahr, während welchen sie sich auf die übrige Lebenszeit zu bereichern Gelegenheit haben. Nur lange und treugeleistete Dienste in der Republik können die ältesten Senatoren zu diesen 8 vorzüglichsten Stellen im Staate berechtigen, worzu man auch noch die Generalsaufseherstelle über die Gebäude rechnen kann. Alle andere Aemter, als das Kanzlei, Sekretariat, Generalkommunissariat, werden gemeiniglich an andere ausser des grossen Rath's Mitgliedern vergeben.

Der ganze Kanton Bern ist in zwanzig und siebenzig Aemter abgetheilt, deren Amtleute Mitglieder des grossen Rathes sind. Jedem liegt in seinem Sprengel die Führung der Civil- und Militärsachen ob: Jeder ist General seiner unterhabenden Miliz und oberster Criminalrichter in allen peinlichen Fällen, ob gleich sein Urtheil über Leben und Tod allezeit vom grossen Rath bestätigt werden muß. Zu diesem Ende sind auch 2 Appellationsgerichte verordnet, eins im teutschen, das andere im französischen Distrikt; die Berner teutschen Unterthanen können so gar von da noch

an den grossen Rath selbst appelliren, welches hingegen den Vaarländern ihrer Zanksucht wegen nicht erlaubt ist.

Die Aemter sind zum Theil so einträglich, daß die Amtleute nach einer sechsjährigen mit Aufwand und Pracht geführten Verwaltung noch 24,000 bis 30,000 Rthlr. zurücklegen können, welches eine grosse Summe für ein Land ist, das alle Klippigkeiten mit der äussersten Strenge verbannt. Die Verloosung der Aemter unter denen darzu ernannten, geschieht vermittlest einer vergoldten Kugel, die unter andern in einen Sack gethan wird, und dem, der sie ergreift, das Amt zutheilt. Kein unverschämter ist ein Amt oder einen republikanischen Posten, zu be sitzen fähig, und wenn einer aus der Familie um eine Stelle anhält, so darf niemand, der mit ihm auch in der weitläufigsten Verwandtschaft steht, darum anhalten. Ausser den acht vornehmsten Aemtern der Schultheissen, Fahnenträger, und denen vom grossen und kleinen Rath, sind alle übrige, das Sekretariat ausgenommen, nur auf 6 Jahr verliehen. Der Kanzler selbst kann nicht länger als 12 Jahre im Amte bleiben.

Ausser dem, daß die Rathsstellen zu der einträglichsten Verwaltung der Aemter Hofnung geben, sind sie mit keinem unmittelbaren Einkommen verbunden, denn die Lieferung an Naturalien von Getreide und Holz, ist ganz unbeträchtlich, und die Besoldung trägt kaum 300 Rthlr. jährlich ein, so, daß vielleicht kein Land

Land in der Welt ist, das mit geringern Kosten besser als Helvetien bedient wird.

Zu auswärtigen Angelegenheiten und Staatsuntersuchungen werden Commissionen ernannt, die aus den vornehmsten Rathsgliedern bestehen; zu den Rechnungsuntersuchungen der Anstalten werden die Rathenräger verordnet. Zu Matrimonialsachen wird das Consistorium, das aus einigen Geistlichen und mehreren Weltlichen besteht, niedergesetzt. Ausser den beyden Appellationsgerichten, ist noch eine erste Instanz oder Gerichtshof zu Bern, wo über Eivilsachen nach römischen Rechten gesprochen wird, obgleich Gewohnheiten und Statuten sehr davon abgehen. Der Vorsteher dieses Gerichtes heisst Grossweibel, und seine Aufsicht und Amt ist eben das, welches dem Polizeyaufsicht in Paris obliegt.

Von mehr als 360 Familien, sind nicht mehr als 80 im Besiz der öffentlichen Aemter. Die Geringfügigkeit der öffentlichen Anlagen, welche den Widerwillen des Volks gegen die regierenden Mitglieder steuert, und die genaue Verbindung aller Kantons, jeden bey seiner hergebrachten Regierungsform zu erhalten, läst alle Gelegenheit zu Neuerungen verschwinden, so oft sie auch in misgünstigen Körpern, oder bey mehrerer Neigung zur Bosheit in trachtlichen und glänzender scheinenden Staatenbewohnern entstehen kann. Rousseau hat daher mit republikanischer Freyheitsliebe wider die Aufführung der Komödien zu Genf, und nicht ohne Erfolg geschrieben.

4.

Verfassung der übrigen Kantons.

Eben die Art der Regimentsverwaltung, die in Kern eingeführt ist, wird auch in den übrigen Aristokratischen Kantons, wenig Unterschied ausgenommen, beobachtet. Der grosse Rath zu Lucern besteht aus 100 und der Senat aus 35 Personen. In Zürich hat jede Bruderschaft 12 Mitglieder im Rath, und die erledigte Stelle wird von den 15 übrigen jedes Stammes oder Abtes ersetzt. In Zürich, Basel und Solothurn besteht der Senat aus 50 oder 60 Senatoren, deren Oberhäupter Bürgermeister genannt werden. Nur die Hälfte des Senats verwaltet sechs Monat lang die Regierung, und wechselt mit der andern Hälfte ab.

Die übrigen sechs Demokratischen Kantons, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug, Glaris und Appenzell, sind in kleinere Distrikte vertheilt, in welche die Gemeinen besondere Souverainitäten ausmachen. Aus ihnen wird ein Deputirter ernannt, der mit den Abgeordneten der übrigen Gemeinen die Angelegenheiten des ganzen Kantons besorgt. Vom sechzehnten Jahre an, hat jeder Helvetier in diesem Kantons, er sey Freigebohrten, oder in der Diensthause, seine Stimme und Antheil an der Regierung. Der Vornehmste im Kanton heisst der Landammann, sein Amt wird durch die Wahl des ganzen Volks gegeben, und dauert bald ein bald zwey Jahr. Eben so wird auch sein Statthalter, Schatzmeister und der

Et.

Sekretair der öffentlichen Angelegenheiten, vom ganzen Volke ernannt. So wie aber der Oligarchie die Gefahr der aristokratischen, so ist die Anarchie das Uebel, das den Demokratischen Staaten bevorsteht. Wenn hingegen gewisse Abgeordnete von jeder Gemeinde, so wie die Pregadi zu Venedig untersuchten, was der Rath vorgetragen hätte, und das Volk also denn entschied, so würde diese ohne Zweifel das glücklichste vor popularische Regierungsformen seyn können.

5.

Tagesakungen der Helvetier.

In den Volksversammlungen, welche gegen Johannis gehalten werden, sind die Rechnungsuntersuchungen der Aemter, die Bekanntmachung der Urtheil, die Klagenbringung gegen die Anklæute, die Verhandlung öffentlicher Anstalten, und mit auswärtigen Staaten, in welchen Zürich den Vertrag hat, die gewöhnlichen Gegenstände der Tagesakung. Von jedem Kanton sind 2 Abgeordnete zugegen, unter welchen die Zürcher präsidiren, und den Schluß abfassen, so wie dieser Kanton überhaupt perpetuirlich das Vortrecht hat, den Landtag auszuschreiben, die Einkular auszuschreiben zu besorgen, und den Abschied zu verfassen. Die besondern Landtage werden in den protestantischen Kantons zu Aarau, und in den katholischen zu Lucern gehalten, welcher letztere unter diesen Religionsverwandten eben die Vortrechte hat, die Zürich in Ansehung der Protestanten zusehen. Die Verbindung,
welche

welche unter den sämtlichen Kantonen nach dem Morgartner Sieg geschlossen ward, gieng dahin, und macht noch gegenwärtig den Grund der Helvetischen Konstitution aus: „dass jeder Kanton dem andern mit
 „allen seinen Kräften beistehen, und aus eignen Vermögen wider alle Feinde beschützen sollte, die ihn
 „beunruhigen oder anfallen könnten, dass kein Kanton
 „sich einer fremden Herrschaft unterwerfen, keiner sich
 „in ein Bündniß ohne Vorwissen der übrigen einlassen
 „wollte, und wofern ein Zwist zwischen zweien Kantonen
 „entstände, der dritte Schiedsrichter seyn, und dem
 „jenigen beistehen sollte, der sich seinem Ausspruche
 „unterwerfen würde.“ Diese Hauptzüge der Landesverfassung wurden auf den Landtagen immer weiter ausgedehnt und erneuert, bis der Staat durch so weise Anstalten zu einem dauerhaften Flor seiner Freiheit gelangte.

6.

Charakter der Helvetier.

Keine Eigenschaft der Helvetier zeichnet ihren Charakter allgemeiner aus, als ihre Tapferkeit, welche seit Livius und Cäsars Zeiten, ohne je ihren Glanz verdunkelt zu sehen, allen Nationen furchtbar, allen zum Beispiel geworden ist. Die Päpste, die Franzosen, die Mayländer haben allezeit ihre Verbindung, und ihre Truppen in ihrem Sold zu haben, gesucht. In der ganzen Zeitfolge der Geschichte, ist die helvetische Armee, ein eben so rühmlicher National-

tionalzug, als ihr Muth und ihre Tapferkeit. Holländer und Franzosen vertrauen ihnen den wichtigsten Posten der Leibzarden an, während, daß sie ihre Nationaltrouppen abdanken oder auswärts brauchen. Sie geben ihre Trouppen nie ohne vorgängiges Bündniß in Sold, nie zur Eroberung eines neuen Staats, sondern bloß zur Vertheidigung einer rechtmäßigen alten Besizung; sie geben ihre Trouppen ohne andern Vortheil, als um ihnen Unterhalt zu schaffen. Wie wenig der Nation die Gaben des Verstandes, um deren Mangel sie am allgemeinsten verkhrien ist, fehlen, könnten in neuern Zeiten die Basler, Berner, Zürcher und Genfer Gelehrten, allein widerlegen, wenn ein Verurtheil dieser Art Wiederlegung verdiente. Vielleicht gab es kein originaler Genie in der Welt, als Hannß Jakob Rousseau in seinen Schriften, und in seinem Unglück bewiesen hat. Die Franzosen, die sich am lustigsten über den schweizerischen Schwachsin machen, sind immer diejenigen, die in allen Unterhandlungen mit ihnen den Kürzen ziehen, und deren Wiß von der überlegenen Stärke der Überlegung, wie Jedem aufgewogen wird. Die teutschen Schweizerbauern sind unermüdlich in Feldarbeit, unverzagt, wo es auf Vertheidigung der Fretheit und des Landes ankommt, kühn in Unternehmen, und folgsam in ihrer Mannszucht. Mäßigkeit und Arbeitsliebe bereichern sie bey ihrer landsarmuth und häufigen Bevölkerung, gleichwohl so, daß wenig Staaten so reiche Bauern aufzuweisen haben, als es die Schweizer protestantischen Bauern

Bauern sind. Der Adel, welcher von den Rathsstellen in Städten ausgeschlossen ist, und dem Handel entsagen muß, ist vielleicht am wenigsten in Helvetien glücklich. Unter den Bürgern sind diejenigen, welche die Rathsstellen be sitzen, meistens stolz und träge; durch das Ausschließungsrecht aller Fremden sind die Waaren theuer, und die Handwerker vernachlässigt. Die Gelehrten haben keine andere Hofnung zu ihrem Glück, als durch die Rathsstellen, und durch diese zu den Aemtern. Die Kriegerleute sind unter allen die geehrtesten, theils wegen ihres Standes, theils ihrer Höflichkeit und in fremden Diensten verzeiherten Sittlichkeit halber.

Die Gesetzverfassung, welche den Ehestand nothwendig macht, sowohl, als die ungemeine Fruchtbarkeit der Helvetierinnen, macht, daß kein Land reicher an Einwohnern ist, als die Schweiz. Nicht selten sieht man 12 bis 20 Kinder in einem Hause, und ein Vater hat oft 100 seiner Nachkommen überzählt. Die zum Handel bestimmten Kinder werden daher nach Holland, Frankreich und ins Reich geschickt; die zum Kriege lust und Fähigkeit haben, als Kadets in auswärtige Regimenter vertheilt. Die französische Lustigkeit, Leichtsinzigkeit und Prachtliebe wird den jungen Schweizern, die unter dieser Nation gedient haben und zurück gekommen sind, so eigen, daß die helvetischen Sitten durch so viel auswärtige, nicht weniger von ihrer Originalität, als das Land Reichthum durch das Geld, das sie auswärts verschun, verlihren muß, denn sie seyen in fremden subalternen

Dienst mehr zu, als Helvetien überhaupt durch den Menschenhandel gewinnt.

Die drey Kantons **Bern**, **Friburg** und **Solothurn**, welche mit Frankreich gränzen, sind mehr, als andere den Lastern der Uppigkeit ergeben, ob gleich die strenge Beobachtung der alten Tracht, das Verbot der Schauspiele, der Bälle, ausser bey Hochzeiten, und der Gold- und Silberverzierung, des Schmucks und der Spitzen, Gelegenheit zur Verführung und Eitelkeit benimmt. Die Häuslichkeit und die Räßigkeit ist die Tugend der Frauenzimmer, so wie der Muth und die Ueberlegung das Auszeichnende der Männer ist. Die Schönheit des weiblichen Geschlechtes, wenn man die Krankheit der Kröpfe bey den Bergbewohnerinnen unter dem gemeinen Volke ausnimmt, ist eben so allgemein als der Fleiß, die Treue und die Beständigkeit der Männer. Nur die Liebe zum Trunk und zum Gelde, ist oft ein Vorwurf geworden, dessen sich die Amtleute und die Rathsherren selten ganz frey wissen, daher die Ausschweifungen in den Festtagen und die Confusion und Verwüstung, nicht selten lastet unter ihnen sind. Die Armut des katholischen, Helvetiens in den demokratischen Kantons, der Mangel des Handels und die Menge des Volks, macht sie theils geneigt zum Menschenhandel, theils ihrer wenigen Erziehung halber verächtlich, und die Einführung der fremden Modewollüste, die sie durch nichts eigenes vertauschen können, erfindsam in Betrug und italienischer Verschlagenheit, die sie unter deutscher Offenherzigkeit zu verbergen wissen.

Ihre

Ihre Tugenden sind ihnen natürlich und ihre Lasten erborgt. Sie gleichen in ihrem mitten in Europa verborgenen Lande einem Privatmann, der über die Verachtung erhoben ist, und unter der Beneidung in einem beständigen stillen Zustand von Zufriedenheit ohne tauschendes Vergnügen ein langes gleichförmiges Leben hinbringt. Sie selbst in beständigen Frieden glücklich, begnügen sich, auf Unkosten anderer ihre Kriege auszuführen, oder unbefangen zusehen zu können.

7.

Handel der Helvetier.

Holland so wohl, als die jugewandte Stadt der Helvetier, Genf beweisen, daß ein von Natur unfruchtbares Land ohne Häfen, dennoch sehr grossen und vortheilhaften Handel haben kann, wofern die Manufakturen durch hinlängliche Arbeitsleute im Gang, und die Arbeit im vorzüglichen Werth und mäßigen Preis erhalten werden kann. Helvetien überhaupt genommen, hat aber theils die Entfernung von der See und die bloß von Maulthieren übersteiglichen Gebirge zur Abhaltung vom grossen Handel, worzu das Land überdem wenig rohen Stof zu liefern fähig ist. Vieh und Viehnahrung ist das Einzige, was die Helvetier ausserhalb Landes schaffen. Frankreich zieht oft 10000 Pferde zur Remontirung aus Helvetien, und Sicilien macht seine Kavallerie eben daher beritten. Artillerie und Wagenpferde werden so wohl nach Frankreich, als in die Lombar-

dey und nach Mayland verkauft. Das Hornvieh und Butterwaare macht den größten übrigen Zweig der Helvetischen Handlung aus. Zürich ist wegen seiner Kreymanufakturen, und St. Gall wegen der schönen Leinwand, so wie Genf wegen des Uhrens und Maschinewerks, auch wegen des Buchhandels berühmt ist. Basel und Schaffhausen sind ihrer Lage wegen die Vorrathshäuser von Frankreich, Italien, Teutschland und Helvetien, Beirendebau und Weinwuchs ist hingegen das, was Mayland und Schwaben am meisten bereichert, weil Helvetien zu wenig von beyden Artikeln liefern kann. Der Souverain jedes Kantons ist gleichsam der Wargazinhalter des Salzes, das aus Tyrol und Bayern genommen wird, um es mit Vortheil vereinzeln zu können. Alles, was die Kleidung anlangt, muß von Fremden gekauft werden, wenige Artikel der Landleute ausgenommen. Wenn man die Summen, die jährlich außer Landes gehen, gegen das Wenige, was einfließt, berechnet, so ist offenbar, daß nichts als ein 200jähriger Friede das Land vor einen gänzlichen Mangel und Erschöpfung an Gelde bewahren konnte. Ueberdem sind so wohl die öffentliche Schätze der Kantons, wo das Geld fruchtlos ruht und todt bleibt, theils die Unmöglichkeit, das baare Geld auf Hypotheken anleihen zu können, die Ursache, daß es entweder vergraben oder in auswärtigen Banken mit geringen Vortheil untergebracht, und der Nutzen dem Lande selbst entzogen wird. Aus dieser Ursache sind die Polizeygesetze so scharf, und die Prachtschrankung in

Klein

Kleidung, Fuß, Hausrath und Fessen so groß, daß der Aufwand und die Entlösung des Landes vom Gelde, auch den Reichen unmöglich gemacht ist. Bey der Wiederrufung des Edicts von Nantes, wo so viel Manufakturisten aus Frankreich nach Helvetien kamen, verlehren sie die schönste Gelegenheit, ihre Städte mit Manufakturen (dem einzigen Mittel der Armuth abzuhelfen) zu bereichern, ob sie gleich den vertriebenen lange und sehr großmüthige Gastfreundschaft erwiesen; ein Zug, der dem helvetischen Charakter zur Ehre gereicht, und ihnen eben so, wie ihre Pünktlichkeit in Religionsgebräuchen eigen ist, wodurch Pietisten und Anabaptisten ehemals genöthigt, das Land zu räumen und die Folgen der Trennung verhinert wurden. Das Gesetz, welches allen Fremden Handel und Gewerb mit Manufakturarbeit verbietet, und diese Freiheit lediglich auf diejenigen einschränkt, die das nationale Bürgerrecht haben, könnte nur in dem Fall gut seyn, wenn ganz Helvetien eben so geschickte unermüdete Manufakturisten hätte, als Genf; denn ob gleich die Schweiz schlechte Wolle und gar keinen Seidenbau hat, so könnten diese Artikel dennoch aus der Nähe leicht erlangt, und viel wohlfeiler verarbeitet eine Menge Hände beschäftigen, die entweder auswärts die Schätze des Landes verthun, oder durch ihren Fleiß fremde Nationen bereichern. Wir haben diesen Artikel in denen vom Hrn. Abt Galeati übersetzten Handlungsdialogen weitläufiger behandelt.

Einkünfte des Staates.

Alle republikanische Regierungen haben vor den monarchischen darinnen den Vorzug, daß die Einkünfte besser verwaltet, nicht den Privatleidenenschaften, oder dem Geiz der Minister aufgeopfert werden, und daß davon weit weniger zur Unterhaltung öffentlicher Gefandtschaften, und nichts zum Hofstaat und Gardens besoldung verwandt werden darf. Die popularischen Stadtlosen Kantons sind bey nahe insgesamt arm, weil die Einkünfte, wenn eine Summe besaamen ist, nicht angelegt, sondern wieder unter die Gemeinen vertheilt werden, wo sie denn ruhen oder ausser Lands gehen, und die katholischen sind es darum, weil die Geistlichkeit das Einkommen verschlingt, das in protestantischen dem Staate ruht. Daher sind Bern und Zürich die einzigen Kantons, die im Verhältniß mit den ärmern reich genannt werden können. Bern zieht seine Einkünfte, theils von den Gütern, die dem Souverain gehören, von den Zehnten, die sie eintragen, theils von den Anlagen auf die Grundstücken, von dem Maut, der auf die Waaren gelegt ist, und theils vom Vortheil, den der Salzhandel der Souverainität verschafft. Der erste Artikel bereichert die Magazine, die in den Gemeinen unterhalten werden. Die Zehnten aller Güter, von denen der Adel nur sehr wenig genießt, müssen nothwendig in Bern, das allein 2 Drittel von ganz Helvetien ausmacht, sehr ansehnlich seyn. Der Salzhandel ist überdem eine eben

so reiche Quelle vor den Souverain, als der Magazinsverkauf zu gelegener Zeit, und im Einzelnen ist. Von jedem Grundstücke, das verkauft wird, muß der Käufer den sechsten Theil, oder den Lot an den Souverain bezahlen. Im Jahr 1714 belief sich der öffentliche Schatz des Kantons Bern auf 7 Millionen, wovon nur 1,200,000 Rthlr. ausgeliehen waren, und man kann ein Jahr ins andere das Einkommen von Bern auf 3 Tonnen Golds, und von Zürich auf mehr als halb so viel mit Wahrscheinlichkeit setzen.

9.

Militairstaat der Helvetier.

Seit der ersten Verbindung der Endgenossenschaft, haben die Helvetier keine stehenden Truppen auf den Beinen erhalten. Alle ihre militairische Expeditionen wurden in den österreichischen Kriegen durch Landmiliz ausgeführt, die, so bald Friede war, wieder entlassen ward. Seit dem hat Helvetien 200 Jahr lang Friede mit den auswärtigen Mächten genossen, die innern Religionskriege der Kantons ungerchnet. Sie führen zur Ursache, warum sie keine stehende Armee erhalten, an, daß die Freiheit des Staats allezeit dadurch in Gefahr kömmt, daß wenig Kantons reich genug sind, die nöthigen Truppen beständig zu besolden, und daß, wofern ein Kanton allein stehende Mannschaft unterhielte, alle übrige in beständiger Furcht seyn würden. Überdem würde der öffentliche Schatz in Kriegszeiten erschöpft, und das Land in den

meisten Kantons zu arm seyn, den Sold der regulirten Troupen aufbringen zu können. Die Bürger besetzen die Thormache selbst, und alle Kantons richten sich in Ansehung des Dienstreglements nach dem, das in Bern eingeführt ist.

Vom sechzehnten bis ins sechzigste Jahr ist jeder Bürger auf der Liste, der dritte Theil zum Dienst der Infanterie, und zwey Drittel zur Rekrutirung bestimmt. In der ersten Auswahl sind nur die unverheuratheten, um binnen Stundenzeit marschfertig zu seyn. In der zweyten Auswahl stehen die verheuratheten, die Alter und Statur zum Dienst tüchtig macht. Wenn beyde Korps im Felde sind, wird die Rekrutirung unter den tüchtigsten aus den übrigen zwey Dritteln besorgt. Jedes Regiment besteht aus zehn Kompagnien, in zwey Bataillons vertheilt, die Füßsiliers von der ersten Auswahl heißen. In der zweyten Auswahl sind die Regimenter 12 Kompagnien stark. In den letztern ist jede Kompagnie von 218 Mann, in den erstern besteht sie nur mit Inbegriff von 10 Ober- und Unterofficiers aus 110 Mann. Jeder Enrolirter ist verbunden, sich auf eigene Kosten Ausrüstungsmäßig montirt und bewafnet zu halten, wozu bey jedem Regimente ein besonderer Ausrüstungs- und Waffenkommissarius verordnet ist. Alle helvetische Regimenter sind uniform grau bekleidet, mit verschiedenen Aufschlägen nach den Kantons. Die Berner unterhalten ihrer bergigen Lage wegen nur ein Regiment Kürassiers, ihre übrige Reuterey besteht aus Dragonern. Jedes Dragonerregiment ist

ist 10 Kompagnien, und jede Kompagnie 60 Mann stark. Nur die reichsten Bauern sind zum Kavalleriedienst geschikt, weil sie Pferd, Zeug, Gewehr und Montur, auf eigene Kosten kaufen und erhalten müssen.

In Kriegszeiten wird den ersten Monat doppeltes Traktament, und den Dragonerofficieren die Foursage unentgeltlich abgeliefert. Jeder Reuter hat 6, Jeder Infanterist 4 Sols Lohnung täglich, nebst der Brödtung. Jedem Staabsofficier werden 2 Knechte vom Souverain gehalten, und jedem Subalternofficier wird einer frey pagirt. Ueberdem giebt der Souverain Beile, Kochtöpfe, Fischkessel, Zelter, vor fünf Kameraden eines gerechnet, das aus dem Berner Zeughaufe aus, und nach geendigtem Feldzuge wieder dahin eingeliefert wird, so wie auch völlige Rüstung vor die sämtliche Mannschaft erhalten wird, ob sich gleich jeder auf eigne Kosten zu bewaffnen, und in Stand zu halten schuldig ist. Jedes Amt hat noch außerdem ein kleineres Zeughaus, in dem hinlängliches Gewehr vor die Mannschaft des Distrikts aufbehalten wird, und so viel als drey monatlicher Sold austrägt im Schatz. Außer den Kanonen, die hin und wieder auf den Burg- und Amtschlößern vertheilt sind, hat das Berner Zeughaus einen der schönsten Artillerietrains, den man sehen kann, worzu drey Kompagnien Kanoniers, und eine Kompagnie Feuerwerker, jede von 100 Mann beständig im Sold erhalten werden, und unter des Generalwagemeisters Kommando stehen.

Jede Gemeinde erhält die Zugartilleriepferde, Transportwagen, Munition und Packerey, nach der Anweisung, so wie die Zimmerleute, Pontonniers, Fuhrleute und Troß. Nicht weniger ist eine besondere Compagnie, die zu Begeweisern dient, und die aus des Landes durchgängig und vollkommen kundigen Leuten besteht. Der erste Kriegsofficier ist zugleich der Berner Kriegspräsident. Das Generalat, das Kriegsfekretariat, Kommissariat, Schatzmeisters Quartiermeister und Großprokoschamt sind Stellen, die nur erst im bevorstehenden Kriegsfall durch Wahl besetzt werden, und in Friedenszeiten vakant sind. Der General kann auch alsdenn nichts ohne die Staatsdeputirten, die ihn beständig begleiten, eigenmächtig veranstalten, auch ist er allezeit von Verantwortung frey, und glücklicher als bey Engländern und Venetianern. In Kriegszeiten vergiebt der General, in Friedenszeiten der große Rath die Officiersstellen.

In jedem der 3 Distrikte, wird ein Major vom Souverain beständig besoldet, der darauf zu sehen hat, daß so wohl die regimentirte, als die übrige Miliz zur Rekrutirung beständig exercirt und marschfertig erhalten wird. Sonntags läßt der Waffenkommissarius in jedem Amte die Mannschaft exerciren, und jährlich hält der Major Musterung in seinem Distrikte. Ausserdem üben sich die Gemeinen im Scheibenschießen zur jährlich gewöhnlichen Zeit. In jedem Amte ist auf dem erhabensten Orte ein großer Scheibterhaufen aufgerichtet und ein Schober Stroß, dessen Anzündung bey Tage, so wie die Anbrennung des Holzes

Holzes bey Nacht, das Zeichen zur Versammlung und Stellung der Miliz giebt. Bey jeden Zeichen hat ein Unterofficier mit 6 Mann Tag und Nacht die Wache, um das Feuer so bald anzulegen, als sich ein Feind blicken läßt, oder ein anderes Zeichen angezündet wird. Auf diese Art besteht ganz Helvetien, und die Einwohner, die größtentheils einige Jahre in fremden Diensten gewesen sind, bilden eine beständige kantonirende Armee.

10.

Parallel zwischen den griechischen Republiken und dem helvetischen Staat.

Wenn in der That nicht Zufall und Tyrannen in Helvetien eben das bewirkt hätten, was gleiche Ursachen in Griechenland ehemals hervorbrachten, so könnte man glauben, daß die Solons und Lykurge in Helvetien aufgelebt, und Athen so wie Lacédämon, in den Zürcher und Berner Staaten, erneuert wären. Lage, Verhältniß, Kriegsverfassung, Civilstaat, Wissenschaften, Verwaltung, Land, Charakter der Einwohner und Schicksal, alles ist den Helvetiern mit den griechischen Republiken gemein. Die glänzenden Siege, die Gräciern ehemals über Darius und Xerxes Armeen davon trug, sind von den Helvetiern in den Siegen über das kaiserliche Haus noch übertroffen worden. Die Schlacht bey Morgarten, wo 1300 Helvetier die 20000 Mann starke Armee des Erzhertogs Leopolds schlug, ist nicht weniger

glets

glorreich, als die Marathonische Schlacht. Der Sieg bey Sempach, wo mehr als 2000 kaiserliche das Leben auf dem Wahlplatze ließen, und von 1600 Helvetiern geschlagen worden, ist viel erstaunlicher, als die Heldenthat der Griechen bey Platää. Die Bataille bey Wesen ist in Allem eine glänzendere Kopie der That, die bey Thermopila den Ruhm der Griechen auf ewig dem Andenken der Verehrung wehrete. So wie dort 700 lacedämonier das ganze persische Heer angriffen und umfamen, indem sie das Vaterland schützten, so griffen in Glaris bey Wesen die Helvetier nicht weniger als 3000 kaiserliche mit 350 Mann an, und erhielten Schlachtfeld und Sieg. Jedes Jahr wird dieser Tag durch feyerlichen Umgang geheiligt, jedesmal wird bey den zehn Säulen, die zum Andenken der zehn Attaquen des Feindes, wo die Helvetier weichen mußten, errichtet sind, das Danklied gesungen, und bey der ersten Säule, wo der Sieg den Heldennuth der unüberwindlichen Nation bekronete, tritt der beste ihrer Redner auf, feyert das Lob der Patrioten, und verliest die Namen derer, die den Sieg erhielten, so wie die lacedämonier der Sieger bey Thermopila Namen auf ewiges Erzt eingraben ließen.

Gräciens Städte waren Tyrannen unterworfen; die Vertreibung bewirkte die Freyheit, und die republikanische Stärke, die sie der Macht der persischen Könige entzog, und so lange wider die Anfälle der macedonischen schützte. Helvetien hielt in Jahrhunderten

bertjährigen Kriegen die Gewalt der kaiserlichen aus, vertrieb seine Tyrannen, brachre seine Darius und Xerxes um, und schützte sich wider die Andringlichkeit Frankreichs, das die Rolle der Macedonier spielte, und vielleicht Alexandern nachahmen würde, wenn Helvetien zu etwas mehr, als zu stehenden Truppen dienen könnte, und die Unterhaltung der Besatzung in ihren Staaten nicht mehr Aufwand erfordern würde, als der Nutzen eintragen möchte, den Frankreich davon ziehen könnte. Die katholischen Kantons sind voll französischer Pensionnaires, so wie Demosthenes zu Philippus Zeiten klagte, daß Griechenland voll macedonischer war.

Eben so, wie die griechischen Staaten ihre Tagesfahungen, ihre Zusammenkünfte hatten, eben so sind die Abgeordneten der Kantons noch die Amphktionen, die Bürgermeisters die Archonten, und jeder Helvetier ein Spartaner. Uebungen in Waffen, Gymnasien, Palästren, Redner, Sophisten, alles ist den Griechen ähnlich unter den Republikanern, die ihre Tugend geerbt und ihre Freyheit vor dem Fall, der Griechenland traf, zu bewahren wissen. Die Phoccer hatten eben so ihre Religionskriege und Bann auszuhalten, wie die protestantischen und katholischen Kantons, von denen die erstern 1712, die letztern völlig unterdrückt haben würden, wosern es die Nachbarn nicht gehindert hätten. So wie Griechenland Helvetien an Fruchtbarkeit und Schönheit übertraf, so überraffen die neuen Republikaner

die

die alten an Stärke und Weisheit, an Muth und Ueberlegungskraft, der sie vor die neuern Alexander beschützt, und die Hallers und Lavaters über die Perikles und Demosthene setzt. So kurz Griechenlands Glor war, so lang ist es Hollands und Helvetiens Glück, welche beyde aus gleicher Tyrannen ihre Freyheit erhoben, und durch den Münsterer Frieden auf immer unabhängig und freye glückliche Staaten wurden.





Von den Senegalern.

Wenige von den afrikanischen Nationen verdienen eine umständliche Sittenbeschreibung. Sie gleichen sich bey nahe durchgängig in der Sittenlosigkeit und Wildheit. Auf der Guineischen Halbinsel, Küste und Goldküste findet man überall Hordennationen, deren Könige kaum so reich sind, als unsere Bauern, Städte, die mit unsern Dörfern nicht zu vergleichen sind, Häuser von Rohr zusammen gebaut, Schiffe von einem Baumstamm verfertigt, ein Volk, das ohne Sorgen lebt, ohne Kleider geht, ohne Regeln redet, ohne Schrift Handlung treibt, das seine Wohnung entweder im Wasser, wie die Fische und Viber, oder auf den Bäumen, wie die Eichhörner, oder in Löchern wie die Würmer aufschlägt, eben so nackend und fast eben so unvernünftig ist. Sie haben viel Götzen und keine Tempel, viele Tänze und wenig Feste, rohe Künste, abgeschmackte Meinungen, blutgierige Geseze, grausame Proben. Unter den Issenierern und Quaquas findet man Grausamkeit und Menschlichkeit unter einander vermengt. Sie trinken das Blut ihrer Feinde, und sind bereit, für einen Freund ihr Blut zu vergießen. Ihre Gebräuche sind wild und ihre Sitten sind sanft. Ihre blutgierigen Hände zerreißen den Leib eines Sklaven lebendig, und ihr mitleidiges Herz wird gerührt, und vergießet Thränen über die Verstorbenen. Es würde

nur

nur eine Wiederholung seyn, die Sitten aller kleinen Königreiche zu erwähnen, darunter Badela, Barra, Bursali, Jagra, Jamarro, Jannina, Jorja, Raen, Rambo, Kropina, Kanter, Sanjally, Tomani, Vani, Woolli die vornehmsten sind. Aller dieser Völkerschaften Sitten, Gesetze, Gebräuche, Handel und Religion sind von der andern schon erwähnten afrikanischen Nationen ihren nicht unterschieden. Ueberdem haben die europäischen Eroberungen und Faktoreyen den Rest dieser Völker verdrungen oder sich unterworfen.

Die zahlreichsten unter den am Gambiafluß wohnenden Nationen, sind die Mandingos, die noch die gesittetsten dieser Gegend sind. Sie machen bey nahe allein den ganzen Handel im Lande, man hält sie vor treffliche Feldarbeiter, und gute Viehhirten. Sie kleiden und beköstigen sich wie die andern Schwarzen, machen sich Einschnitte in die Haut, tragen in den Haaren Korallen und Goldstücker. Ihre Weiber sind eben so slavisch gewöhnt, als bey den übrigen Schwarzen, warten ihren Männern mit der größten Unterthänigkeit auf, und rechnen sich zur Ehre, wenn ein Weiser bey ihnen schlafen will. Sie bekennen sich zur mahomedanischen Religion, und haben ihre Priester oder Marabouds, welche über die Beschneidung, Fasten und Bairam halten, und sich übrigens mit Gris-Gris beschäftigen, welches eine Art von Absolutionszettel, mit arabischen Buchstaben ist.

Die Qualofs sind eine andere Nation die am Gambiafluß wohnen. Sie sind eben so tapfer und zahlreich, auch eben so lügenhaft, hochmüthig, gesfräßig, diebisch und unzüchtig, wie jene, sie verkaufen ihre Nachbarn, Kinder, Aeltern und Freunde, ihre Fürsten sind die unverschämtesten Bettler von der Welt, und die Weiber so unzüchtig, daß sie die Weisen auch auf der Gasse nicht ruhig lassen.

Die Severes, welche in der Nachbarschaft von Rufisko, der Hauptstadt vom Königreiche Ragor wohnen, und sich überhaupt um das ganze grüne Vorgebirge aufhalten, machen eine unabhängige Nation aus. Sie stellen unter sich verschiedene Nerubliken vor; sie kennen aber kein anderes, als das Gesetz der Natur. Sie sind naufend, und haben keinen Begetif vom höchsten Wesen, noch vom andern Leben. Ihre Nachbarn sehen sie vor Wilde an, weil sie bloß in Wäldern leben, aus denen sie nur des Raubes wegen hervor kommen, unterdessent sind sie arbeitsam, freundlich, bescheiden, gütthätig und strengebig.

Die Foulès haben keine so schöne schwarze Haut, als die übrigen Schwarzen, sie sind meistens bräunlich, nicht so stark als Qualofs, aber gut gewachsen und geschickt zur Arbeit. Sie sind lebhafter und höflicher, aber eben so diebisch und betrügerisch. Ihr natürlich sanftes Wesen macht, daß sie von allen ihren Nachbarn geliebt werden. Niemand fällt bey ihnen in Bedirfnis. Ganze Jahre gehen hin, ohne daß man von Gewaltthätigkeit oder Zänkerey bey ihnen etwas hört. Diese Gutheit aber, rührt von keinem

Mangel an Tapferkeit her, denn es sind wenig Nationen in Afrika so beherzt. Ihre Neigung zum Tanz ist so groß, daß, wenn ihr König oder Siratik einen Ball anstellt, welcher Folgar genannt wird, die Großen das Ballet zu Pferde vollziehen, die so gut ausgeführt werden, daß sich Fremde nicht genug über die Taktmäßige Bewegung ihrer Pferde wundern können. Die Weiber sind so leutselig, höflich, schmeichelnd und so fähig, als Weiber in der Welt nur seyn können, die Schwäche der Mannspersonen zu nutzen.

Die Einwohner von Galam sind unruhige, auführische Leute, die ihren König unter dem geringsten Vorwande abzusetzen fähig sind. Die ersten und Vornehmsten im Lande sind kleine Souveraine, die keine andere Gewalt kennen, als die sie sich selbst angemacht haben.

Einer der sonderbarsten Gebräuche ist, daß an den Mädchen die Beschneidung durch Operation der Insekten verrichtet wird. Wenn sie das zwölfte Jahr erreicht haben, bringt man ihnen mit einem Stabe Ameisen bey, die das Fleisch benagen müssen, sind diese Thiere gesättigt, so wiederholt man die Operation mit andern, und die Mädchen werden damit so lange geplagt, bis die Ameisen die verlangte Wirkung gethan haben.

Die Maraboude oder Priester, plagen übrigens noch das Volk, mit einem Götzen, der *Zorey* genannt wird, und bey der Beschneidung allezeit ein teuflisches

lisches Brüllen hören läßt, bis er von den gebrachten Opfern gesättigt ist.

In dem Theile von Afrika, wo der Gambia und der Senegal durchfließen, wird die Sprache der Mandingos, der Qualofs und der Soules gesprochen. Man kann mit der Sprache der erstern bis an den Niger verstanden werden. Ausser dieser haben die erstern noch eine geheime Sprache, welche die Weiber nicht verstehen. Das verdorbene Portugiesische ist die Sprache der Europäer.

Die Religion dieser Gegenden ist die mahomedanische. Sie besteht aber in keinen besondern Übungen. Sie haben einen Begriff von Christo, mit einer Menge von Fabeln durchwebr. Sie glauben ein unvermeidliches Schicksal, dem sie alles zuschreiben. Wenn sie religiöse Versammlungen halten, so geschieht es unter einem Baume, wo sie alle Gebräuche vornehmen, die Aberglaube und Ausschweifung eingeben kann, die von heidnischer, römischer, vandalischer und mahomedanischer Religion, nach den verschiedenen Zeitepochen, da diese in Afrika herrschten, zusammen gewebt sind. Die Alten kannten nur den kleinsten Theil von Afrika, Numidien, Aethiopien, Aegypten und die Barbaren. Von den erstern ist in den Sitten und Völckergebräuchen der ältern Zeit im Sabäerischen, und von den neuern Völkern ausführlicher unter den Artickeln Abissinier, Guineer,

Zorrentotten, Juidaner, Rassern, Kongoer, Madagasker, Nigritier, Paraqueyer und Türken, sammt dem, was unter den Kolonisten der Europäer in diesem Welttheil gesagt wird, im Vorhergehenden gehandelt worden.



Von den Siberiern.

Sie bekennen sich zur griechischen Religion, mit einer Schwärmeren, die Stufenweise zunimmt, je weiter man von der Hauptstadt kommt. Sie sind in der schrecklichsten Sklaverei geborenen, und selbst der Begriff von Freiheit scheint ihnen zu fehlen. Ihre Bedürfnisse sind um desto leichter befriedigter, da ihnen Stand und Lage keine künstlichen erlaubt, Handel und Manufaktur sind ihnen gänzlich unbekannt: ihre Nahrungsbedürfnisse sind sehr schlecht, sie bestehen aus trockenen und stinkenden Fischen, Erbsen und einer häßlichen schwarzen Brodart von Roggen: ihr Trank ist eine elende Art von Bier und Liqueur, den sie Quaaas nennen, und nichts anders ist, als Wasser, das mit Kleyen gegohren hat, und mit etwas Mehl vermischte. Sie leben in beständigen Müßiggang und Faulheit in ihren Stuben verschlossen, die so unflätig sind, daß sie alle Vorstellung übertreffen: dennoch sind sie auf ihren Zustand recht stolz, und verabscheuen den Gedanken, aus ihren Misthaufen hervor zu kriechen, und besonders die Waffen zu nehmen; wenn sie aber zum Dienst gezwungen werden, so macht der Brandwein und die Furcht vor der Strafe erträgliche Soldaten aus ihnen. Die Ungesundheit und Unbequemlichkeit ihrer Hütten, nimmt mit der Strenge des Winters sehr zu, ihre Fenster sind selten mehr als einen Fuß breit, und sechs Zoll hoch. Des Sonnenlichts sind

sie so lange beraubt, so lange sie im südlichen Zeichen stehen; vom künstlichen Lichte wissen sie nichts, als Spähne von Birkenholz, die sie anzünden, und in die Ritzen des Bodens stecken. Dies ist eine häufige Ursache der Feuersbrünste, welche in Rußland so häufig ausbrechen, und sich in kurzen erstaunend ausbreiten müssen, weil die Häuser, die Hauptstadt ausgenommen, durchgängig von Holze sind. Dennoch genießen die Einwohner der Unthätigkeit, Einsperrung und Unstätigkeit ohngeachtet, einer dauerhaften und ununterbrochenen Gesundheit: so mächtig hält die bestandige Mäßigkeit alle dem, was der Gesundheit und dem Leben entgegen arbeitet, das Gleichgewicht. Es ist unter ihnen kaum einer, der schwächlich und verunstaltet wäre, und ihre Erziehung sichert ihnen diese Glückseligkeit. So bald ein Kind geboren ist, wird es auf einen Haufen Stroh oder alter Lumpen, in einen Korb gelegt, wo es sich ohne Hinderung streckt und ausdehnt, es wird vermittelst eines Horns mit Milch genährt, das an der Kuhzitze festgemacht wird, wenn es nicht die Mutter selbst saugen will. Der Korb wird an eine lange elastische Stränge gehangen, so, daß er leicht bewegt werden kann, und das Kind, wie in einer Wiege darinnen gewiegt wird: ehe es gehen lernen soll, wird es auf die Erde gelegt, wo es sich nach Gefallen herumwälzt, bis es erst stehen, und dann fortschreiten lernet, es hat nichts als ein sehr kurzes Hemde zur Bedeckung. So bald sie gehen können, welches bey ihnen viel eher als bey uns durch die Überlassung der Natur geschieht, findet man die

Kin

Kinder auf der Strasse mitten im Schnee spielen, wenn gleich das Wetter so kalt ist, daß der Reisende sich scheut aus dem Schlitten zu steigen, ob er gleich vom Kopf bis zu den Füßen bepelzt ist.

Die Erwachsenen sind von grossen Wuchs, und länger lebend, als die Bewohner irgend eines bekannten Welttheils. Dies rührt vielleicht, ihrer Mäßigkeit und einfachen Nahrungszart nicht zu erwähnen, daher, daß nur die sehr starken Kinder aufwachsen, und alles, was schwächlich und ungesund ist, in der ersten Jugend stirbt. Mehr als zwey Drittheile der Kinder sterben in der Jugend, und es ist gewöhnlich, nur drey oder viere in Haushaltungen beym Leben zu finden, die die schönsten natürlichen Vortheile auf die Welt bringen, wo sechzehn oder siebzehn Kinder die Früchte des Ehestands gewesen sind. Die Blattern, der Scharbock, und besonders die einreissenden venetischen Krankheiten, sind bey ihrer Unwissenheit die größte Ursache der Entvölkerung, welche zuletzt Sibirien und die nördliche Tartarey, ganz zur Wüste machen müssen.





Von den Spaniern.

Ohne die Annales Espagnoles gelesen zu haben, und das, was Spanien ehemals war, mit dem, was es jetzt ist, zu vergleichen, kann man sich nur einen unvollständigen Begriff aus den beschwerlichen spanischen Dialecten machen. Die Spanier sind eine Entdeckung der Phöniciern, und die Tyrischen Kolonisten die ersten, die es den andern Völkern eröffneten, wie Spanien die Erfindung von Amerika andern bekannt machte. Die Karthaginer fanden an Spanien ihr Peru. Vor Erbauung Roms, hatte Spanien schon seine blühende Städte, und den Schlüssel des Meeres, Cadix. Scipio brachte Spanien unter die römische Herrschaft, und die grossen Spanier leben noch unter uns in den Namen der Quintilianer, Seneca, Lukane, Columella, Martiale und Florus. Die Vandalen, Alanen und Sueven überfielen die Provinz, während daß die Römer mit den Gothen stritten. Die Gothen bemächtigten sich Spaniens, und ihre Könige residirten zu Toledo. Die Saracenen eroberten dann auf Spanien, und führten mit der mahomedanischen Religion, zugleich die arabische Sprache, und die orientalischen Sitten ein. Die Gothen zogen sich in die Gebirge von Asturien, wo Pelagius den Titel eines Königs von Asturien und Leon annahm. Spanien war lange Zeit unter dieser, und

und der maurischen Kalifen Herrschaft, eine beständige Blutsene. Die Barbaren waren die gefährlichere Nation von Spanien, und die Spanier Barbaren geworden. Das Reich, das von vier Jahrhunderten seit Roderichs Zeiten in mehr als zwanzig Königreiche zerfiel, hatte nichts als irrende Ritter zu Herren, und die Einfälle der Mauren gaben Gelegenheit zur Errichtung des Calatrava- und St. Jago-Ordens, um die Ungläubigen zu vertilgen. Alphonsus X. oder der Weise, der erste Geschichtschreiber Spaniens und sein Gesetzgeber, vereinigte die Staaten zu einer einzigen Monarchie im vierzehnten Jahrhunderte; nach ihm kam Aragonien und Kastilien unter Ferdinand und Isabella zusammen, und Karl V. machte Madrid zur Residenz.

II.

Charakter der Spanier.

Man hat die Engländer mit den Römern, die Italiener mit den Karthaginensern, die Franzosen mit den Aetheniensern, und die Spanier mit den Einwohnern des alten Egyptens verglichen. Die letztern waren dürr, magere, schwarzbraune Leute, stolz, ruhmredig, abergläubig, sie legten sich auf Raubertünfte, waren für die Theologie eingenommen, voller Ehrfurcht für die Priester, und hinterließen nach ihrem Tode Stiftungen zur Unterhaltung der Tempel, und die Priester führten auf ihren Fahnen das Bild ihrer vergötterten Thiere: sie waren

ernsthaft in ihrem Betragen, bedachtsam in ihren Reden, aufgelegt zu Wissenschaften, langsam in ihren Entschlüssen, standhaft in Ausführung ihrer Unternehmungen, mäßig, verschwiegen, gastfrei, ihrem König treu, verächtlich gegen andere Nationen, tapfer zu gewissen Zeiten, unerschrocken in der Ausführung, geduldig, eifersüchtig, ceremoniös, rachgierig, unreinlich, wollüstig und prahlerisch.

Die Spanier sind von ihrem Adel so eingenommen, daß in Asturien kein Bauer ist, der nicht von den alten Christen, unter Pelagii Erneuerung der Monarchie, herzustammen behauptet. Ein Kastilianer in seinem Waffentrock, wirft einen Blick von Verachtung und Mitleiden, auf einen Einwohner von Gallicien. Nichts ist lächerlicher anzusehen, als Handwerksleute in Seide gekleidet, mit langen Degen spazieren gehen, und sich unter einander die größten Ehrentitel geben. Wenn ein Adersmann dem andern auf dem Felde begegnet, so sagt er: guten Morgen, gnädiger Herr Ritter! und der andere antwortet ihm, und beträgt sich mit eben der Majestät, als ob zwei Monarchen zusammen kämen. Sie behaupten, die Sonne gienge über die spanische Monarchie niemals unter, ihre Sprache wäre die einzige, in welcher man mit Gott reden könnte, und ihr Land war es, da der Teufel Christo die Herrlichkeit der Welt wies.

Wir haben eine Vergleichung der Spanier mit den alten Egyptern gewagt, ein Engländer hat zwischen den Spaniern und den Türken eine Aehnlichkeit

lichkeit von anderer Art gefunden. Der ehemalige Ruhm, sagt er, ist beyden Völkern noch immer ein Stoff zur Prahlerey, sie glauben, daß sie die Welt noch eben so fürchtet, als da ihre Waffen ein allgemeines Schrecken unter den Nationen verbreitete. Sie überlassen alle Direktionen den Händen einiger weniger höchsten Minister, und bekümmern sich wenig um die untern Departements des Staats, und fast gar nicht um die untersten und entferntesten Theile des gemeinen Wesens, deren Wohl, ob es gleich zur Erhaltung der höhern und ansehnlichern unumgänglich nöthig ist, auf die elendeste Art verabsäumt, und gewissermassen als eine unbedeutende Sache betrachtet wird.

Beide besitzen daher ein grosses Reich, ohne grossen Vortheil für sich selbst, und zum größten Nutzen anderer. Ungeachtet die Erfahrung von Jahrhunderten gezeigt hat, daß viele ihrer Gebräuche und Einrichtungen, so glücklich sie anfangs gewesen seyn mögen, durch die Veränderung, die sich seitdem ereignet, veraltet sind, und sich mit dem jetzigen System nicht vertragen: so hält sie doch eine Liebe und Ehrfurcht für die alten Gewohnheiten, und eine Art von politischen Aberglauben ab, neue anzunehmen. Die türkische Miliz bleibt beynahe auf eben dem Fuß, wie sie vor dreihundert Jahren bey der Eroberung von Konstantinopel gewesen, und der spanische Handel in Amerika wird immer noch fast auf eben die Art, wie bey seinem Ursprung, getrieben. Die Janitscharen sind noch eben so von der Vorzüglichkeit ihrer Säbel
ein.

eingenommen, wie die Griechen, die von dem nicht abgehen wollten, was sie ehemals vor gut gefunden hatten, da sie die Römer bezwangen, und eine ähnliche Art von Verhörung hat, wie es scheint, die Häupter der spanischen Monarchie verblendet. Da die Erinnerung ihrer ehemaligen Uebermacht über Europa mit dem Gedanken versüßet ist, daß auch ihre damalige innere Staatsverfassung die beste war, deren Fehlern sie doch vernemlich ihren Verfall beweisen lassen sollte, so haben sie vermuthlich bis auf den heutigen Tag den Umsturz ihrer Größe ganz andern Ursachen, als den wahren zugeschrieben, und es fällt ihnen gar nicht ein, vom gebahnten Wege jener salbschen Grundsätze abzuweichen. Ihre innere Staatsverwaltung, ihre Behandlung der auswärtigen Kolonien, und die Handlungskommunikationen zwischen ihnen und dem Lande, ist noch eben dieselbe.

Es ist aber auch kein Land, wo die Regierung ohnmächtiger wäre, und weniger Thätigkeit in allen Zweigen äußerte. Eine unbewegliche systematische Trägheit scheint hier überall zu herrschen, und Arbeitsamkeit, eine Neigung, die dem Menschen angeboren zu seyn scheint, wird mit einem Widerwillen betrachtet, den selbst die äußerste Dürftigkeit und Elend nicht überwinden können. Der Anblick des Landes, ist an vielen Orten ein Gemälde des Elends, und seine geringen Theile vieler Provinzen, bestehen aus unbebauten Einöden, die zur Schande der Direktion, Einge des Ueberflusses werden könnten. Städte und Dörfer liegen insgemein in der beschwerlichsten Entfernung

fernung, und die Leutern sehen oft mehr einem Aufwuchs
 halt von Bäumen, als Wohnungen von Menschen
 ähnlich. Hätte die Erde nicht eine so erstaunliche
 Fruchtbarkeit, und brauchte so wenig Bearbeitung, so
 müßte Hungersnoth unvermeidlich das gewöhnliche
 Schicksal eines Volkes seyn, das selbst diesen Schätzen
 den Arbeit zur Bürde hält, und oft wegen der Jähzorn
 des Getreides aus andern Ländern in der größten
 Verlegenheit ist.

Die Nachlässigkeit in Dingen, die ihrer Aufmerk-
 samkeit so würdig wären, schadet sich schlecht zum Glanz
 und zur Pracht, mit welcher sich ihre Stessen so sehr
 kränzen.

Die spanischen Damen haben auch dies mit dem
 türkischen Frauenzimmern gleich, daß sie den leibha-
 ften Staat außerordentlich lieben, den man nur durch
 Reichthümer erkaufen kann. Es giebt noch andere
 Beweise der Aehnlichkeit zwischen beiden, worunter
 die Saluetrie keiner der unbeträchtlichsten ist. Da
 sie in einer größern Absonderung vom männlichen Ge-
 schlecht leben, als die Schönen in andern europäis-
 chen Ländern, wo ihnen ein uneingeschränkter Zutritt
 erlaubt ist: so sind ihre Begierden nach einem gleichen
 Grade von Freiheit desto heftiger, und da ein freier
 und öffentlicher Umgang ver sagt wird, so bemühen sie sich
 ihnen heimlichen zu verschaffen. Daher ist Spanien
 das Land der verheiratheten Romanen, und kein Frauen-
 zimmer zeigt in dergleichen Dingen mehr Schamhaft-
 keit als das spanische. Ihr verliebtes Temperament,
 und die strenge Einschränkung nur noch mehr erhitze,
 reißt

reißt sie unaufhörlich zu dergleichen Unternehmungen, und es ist zu beklagen, daß ihr Eifer darinnen nicht durch das edle Vertrauen auf ihre Bescheidenheit, und durch die Freyheit ihrer Personen gemindert wird, die, zur Ehre des weltlichen Geschlechtes, wie die Erfahrung zur Gnüge gelehrt hat, die durchhastigten und vernünftigen Bande der ehelichen Treue sind.

Der Kardinal Alberoni, der in der Zeit eines ersten Ministers, welche er in diesem Lande inne hatte, eine hinreichende Kenntniß ihrer Verfassungen erlangt hatte, pflegte oft zu sagen, die Spanier wären die brauchbarsten Werkzeuge für einen Staatsmann, der damit umzugehen wüßte. Denn ihr Gönne, so träge und langsam es ist in stillen friedlichen Unternehmungen, ist der größten Hitze in den öffentlichen Projecten fähig, die mit Glanz und Aufsehen begleitet werden.

In den Geschäften des Kriegs, zu denen hauptsächlich eine ruhige ausharrende Entschloßung erfordert wird, hat sie nie eine Nation übertraffen. Ihre standhafte Gelassenheit in Gefahren, macht sie zur Vertheidigung außerordentlich geschickt. Auch in solchen Vorfällen, wo die lebhafteste Tapferkeit erfordert wird, haben sie bewiesen, daß das größte Feuer im Felde sich sehr wohl mit der trägen Langsamkeit in den gewöhnlichen Geschäften des bürgerlichen Lebens vertrage.

Ihr Ruf wird daher durch ihre unermesslichen Erwerbungen allgemein, so wie ihrer Sprache und Sitten an den übrigen Höfen. Durch das Ansehen, welches

welches eine natürliche Folge einer großen Herrschaft ist, durch die große Meinung, welche man von ihren Nationaltalenten hegte, und durch die Nothwendigkeit der Verbindung mit einem Volke, das über so viele Länder herrschte, ward ihre Sprache sehr allgemein. Ihre Sitten und Gebräuche wurden von ganz Europa angenommen, und nur erst fürzlich dem kaiserlichen Hofe verlassen; selbst ihre Tracht ward das Muster der Nachahmung, sogar unter Feinden. Diese Liebe zu spanischen Moden, stieg endlich in ganz Europa so hoch, wo nicht höher, als die Verhörung, welche in neuern Zeiten die französischen Moden so allgemein gemacht hat. Die Spanier wurden so genau kopirt, daß selbst ihre nadeliche Galanterie, Serrenaden zu bringen, unter den Liebhabern allgemein ward. Spanien ward aber bald ein trauriger Verweis, daß alle Staaten, die sich auf bloße Gewalt gründen, die Erhebung verschafft, nur einen schwankenden Zustand auf kurze Zeit genießen, und ihren Ruhm eben so verlieren müssen, wie ihr Glanz; eine Wahrheit, welche das Beispiel des persischen Reichs, der alexandrinischen Macht, der römischen Weltbeherrschung, der Erfolge des Unternehmens Karls XII, Ludwigs XIV. und der spanischen Einnahme von der neuen Welt hinlänglich beweisen.

Die Spanier besitzen einen großen Ruhm, alle Beschwerlichkeit zu ertragen, eine treffliche Staatsfähigkeit, und im Streit nicht weniger Hufe, als Druer und Nachdruck. Zu allem sößig, wenn sie von großen Männern angeführt werden, ungeachtet sie den geringsten

sien Thaten, wenn sie sich selbst überlassen werden, der äußersten Jaghaftigkeit fähig, nachdem sie die größten Proben der Tapferkeit abgelegt haben. Wenn sie tapfer sind, so sind sie gefährliche Feinde, denn sie sind ruhmstüchtig und hartnäckig; noch gefährlicher sind sie, wenn sie sich fürchten, denn sie sind alsdenn heimtückisch und hinterlistig. In der Schlacht gehen sie mit barbarischer Wuth, und nach der Schlacht grausam mit den Gefangenen um, denn sie verwunden sie und nennen dieß, *assecurar il prisionero*.

Die Waffen sind zu aller Zeit der Spanier Hauptnahrung gewesen, sie haben ihren Ackerbau und Handel aufgegeben. Ihre natürliche Langsamkeit macht sie zu Unterhandlungen ungeschickt: sie machen sich die Schwäche der andern Nationen zu Noth, welche das, was sie mit Hitze wünschen, mit Ungeduld verfolgen. Das spanische Phlegma weiß jener Betreiben stumm zu machen, so, daß sie verträglich werden, und ihre Interessen ihrer Noth ansehn. Sie bedecken ihren Ehrgeiz mit dem Mantel der Religion. Die Regeln ihrer Politik sind so geschmeidig, daß sie sich nach jeder Veränderung richten lassen. *)

Die Liebe des Volks gegen ihren König, ist die größte, die man kennt: sie haben eben so viel Unverthänigkeit als Liebe, für ihren Souverain, nur wollen sie mehr, wie Freunde als Unverthanen gehalten seyn. Die Gewalt that bey ihnen eben die Wirkung, wie bey

*) Edward Clarks letters concerning the Spanish Nation. London. 1703.

ben dem Glase, welches bricht, wenn es gebogen wird, und die Hand, die es zerbricht, allezeit beschädigt.

Die Bläsigkeit wird nirgends so genau beobachtet, als in Spanien. Die Lascen der Frauen selbst sind nicht kostbar. Der Krant ist nicht einmal bey dem Vöbel zu finden, und das Weiz Zäuser ist eine von den Verschmüßungen, welche die Eiteligkeit anzeigen. Das Mittagessen besteht gemeinlich in einem Ragout mit Cress und Hülsenfrüchten, das man *olla podrida* benennt. Man sagt im Sprichwort: Saizlar, Oliven und Netziggen, sind die Speise der Kitter. Die meisten Leute frühstücken und essen des Abends im Bette. Man trinkt wenig Thee, aber viel Eigelade. Keine Speisen werden mehr gesucht, als viel und starke Gerichte. Die Leute haben eine allgemeine Gassigkeit zur Gewohnheit.

So unveränderlich, treu und warm die Spanier in ihrer Freundschaft sind, so unversöhnlich sind sie in ihrem Haß, und ihre Rache geht auf das äußerste. Sie wagen nicht gern ihr Leben, um ihre Ehre zu retten. Bey andern Gelegenheiten hingegen, wo das Leben außer Gefahr ist, machen sie die Ehre herzhast, standhaft, gesinnlich, unternehmend, listig, erhaben über Furcht oder Verwirrung, geneigt zu allen Arten von Güten und Bösen. Sie zwingen sich Eiz und Eiz zu lösen, dies ist ihre beständige Meinung, ausgenommen, wenn sie sich rächen. So viel sie können, bezogen sie ihre Nachkommen in der

Nähe des Chors, um nur einen Schritt bis zum Altar zu haben.

So faul sie sind, so mache sie doch ihre Eitelkeit, woran sie beständig krank sind, zumweilen bewegsam und thätig, obgleich überall der Grund von Schläfrigkeit durchleuchtet. Der ärmste Bauer sitzt mit seiner Guitarre vor seinem Hause, und unerschöpft seine Dürftigkeit mit einem gravitätischen Ansehen, das ihn wichtig zu machen scheint, und bläst verächtlich auf den Fremden.

Ihre außerordentlichen Abergläubigkeit und Einnistung eingeachtet, die den Priestern die Hand und den Mönchen die Karre list, sind sie auf lustbarkeiten sehr begierig und der Wollust ungemein ergeben. Die Hitze ihres Temperaments und ihres Bodens macht das Feuer ihrer Begierden unerlöschlich. Ihre Jugend wird bey den Märschen so entzückt, daß sie im Ehestande notwendig schwärmerisch und eifersüchtig seyn müssen. Die unglückliche Folge der Unkeuschheiten ist eine der vornehmsten Ursachen der Entvölkerung der Spanier. Sie sind in den Provinzen eben so, wie in der Hauptstadt, mit Flechten, Scabie, Ausschlag, kalten Flüssen und Podagra geplagt.

Die unbeflehte Tugend verliert bey den Weibern ihren Ruhm. Schwärmern und mit Thönen sangen sie an die ehliche Treue zu vergessen, diesen folgt der Ueberdruß und Gram, Vertriebe rothsüchtigen sie in ihren Gedulken, endlich betäuben sie sich, suchen sich zu entschuldigen, und ziehen die hässliche Lust einer be-

treibenden und quälenden Mord vor. Zuletzt gehen Kämpfe und Kriege ihnen weiter, als je die Liebe irgendwo v. d. wegen machen kann.

Die schönen Zeiten sind verflohen, wo die spanische Galanterie die Ritter mit Bändern und verjagten Namen in die Schranken setzte, um die Hand ihrer Dainen zu erlangen, wo Treue mit Tapferkeit, Empfindung mit Auf- Verachtung mit Begierden sich vereinigten. Die Niederträchtigkeit ist an die Stelle der Selbstenförmigkeit getreten; die gleichgültigen, uninteressirten, wüthigen Frauenzimmer ersetzen den Mannesherzen, liebenswürdig zu sein. Das Lügen und die Schmeichelei sind die Hauptberufungen der Nation. Alles geht hier in Vergnügen mit Ansehung der ersten und nöthigsten Bedürfnisse aus Seel und Unschuldlichkeit nach.

Der Reichthum und seine Folgen; war bei den Spaniern, wie bei allen Völkern, die Ursache ihres Falls; und die Entdeckung von Amerika der Grund ihrer Schwäche. Die Vernachlässigung des Ackerbaus, die Verlassung der Landstädte, die Entvölkung; waren die Folgen davon. Durch die Hoffnung rich zu werden gelockt, gingen die Spanier Hauswärts nach der neuen Welt, hielten dort lange weilige Kriege aus; und erwarben so ihre europäische Staaten, um Schätze in Amerika einzusammeln. Die Verschwendung, die dem Ueberflusse aus den Goldgruben von Mexiko und Peru folgte, rief in Spanien ein, verflümmelte die Sitten, und verflümmelte das Volk durch den Glanz so geschwind

erworbenen Güter. Von dieser Zeit an verachtete so der muntere Bürger die allmählichen Erwerbsmittel der Arbeit, und verließ sein Vaterland, wo er im Mittelstand lebte, um in entfernten Himmelsstrichen den unglücklichen Indianern ihr Leben und ihr Geld zu rauben. Diejenigen, welche den Krankheiten, Schlachten und Gefahren der See auszuweichen trauten, schreuten mit unermesslichen Reichthümern nach Spanien zurück, und verthaten sie mit einer unmäßigen Verschwendung. Die Fremden brachten ihren Fleiß in dieses Königreich, machten sich notwendig, verkauften ihre Geschäftlichkeit und Arbeit theuer, und gewannen den größten Theil dieser Schätze. Die Lebensbedürfnisse erforderten wegen der verfallenen Kultur mehr als sonst, der Ueberfluß an Geld erhöhte den Preis der Sachen, und die Spanier an die Rückkunft der Gallionen gewöhnt, waren in das äußerste Elend versetzt, wenn ein Krieg oder die See ihre Befahrung verzögerte oder vernichtete. Der eheleise Stand ward notwendig; die Klöster wurden mit Nunnstutungen erfüllt; der Verfolgungsgeist hatte schon Mauren und Juden verdrängt, und die Klöster zogen die noch übrigen Kräfte des Landes an sich.

III.

Staatsverfassung von Spanien.

I.

Die vorerwähnten Ursachen sind Schuld, daß jetzt nicht mehr der vierte Theil der Einwohner in Spa-

Spanien sind, als jemals. Zu Cäsars Zeiten zählte man 40 Millionen, und jetzt sind kaum 10 Millionen Spanier im ganzen Reiche. Ehemals war Spanien ein Wahlreich, heutiges Tages ist es erblich. Die Krönung zu Toledo der alten Könige sowohl, als die Salbung ist abgeschafft worden. Ehemals führten die spanischen Monarchen den Titel: glorwürdigste, fromme, siegetriche u. d. g. jezo sind sie auf katholische eingeschränkt.

Der König befehlt alle Erz- und Bischofthümer im Königreiche, alle Äbteyen, alle Commendathureyen der Militairorden, viele Kanonikate, und eine Menge geringere Kirchenämter. Der Umfang der spanischen Monarchie ist gegenwärtig unter den europäischen Königen der größte. In Amerika allein sind acht und dreißig Kirchensprengel. Der König schickt fünf Unterkönige und fünf und fünfzig Statthalter nach Ost- und Westindien, ohne die unzähligen kleinen Statthalterenden zu rechnen, welche die Unterkönige vergeben: alle diese Stellen sind aber nur für fünf Jahr, und hinlänglich, auch die örnsten zu bereichern, denn ein Statthalter kann während seiner Zeit 2 Millionen gewinnen.

Der königliche Hofstaat besteht aus einem Mayor-domo, und zwölf adelichen Mayor-domos, dem Oberstallmeister, Oberkammerherrnmeister, Oberstallmeister und andern. Der Oberstallmeister verwaltet zugleich die Ämter des Oberjäger- und Oberschallmeister's. Die Kamrera mayor ist die erste Dame bey der Königin. Die Vorzimmer befehlen die Trabanten, an dem Eingange steht die Leibwache, und

die wallonische und spanische Gardes, haben ihre Posten im Thore und außen vor dem Pallast.

Wenn der König bey der Thronbesteigung den öffentlichen Einzug hält, so werden an verschiedenen Plätzen der Hauptstadt Triumphbögen errichtet, und in allen Gassen, wo der Zug durchgeht, sind die Häuser mit Sinnbildern, Tapeten, Sriegeln, Gemälden und Fruchtshirnen verziert. Die Zimmerleute und Goldarbeiter legen alles aus, was sie nur festbares haben. Der König und die Königin begeben sich mit der ganzen Familie durch das Thor von Reliso in die Stadt, vor ihnen ziehen die Trabanten und die Leibwache mit Pauken und Trompetenklang ein. Vier vergoldete Wagen, worinnen die hohen Aemtsbeamten sitzen, und andere für der Königin Hofstaat folgen diesem ersten Trouppe, nebst 9 andern für die Kammerknechte und Kammeroffizianten. Zweyachsfränzige Kutschen mit vier und zwanzig königlichen Livreebedienten fahren vor dem König, welcher selbst von den Leibwacheofficieren begleitet, und von zwölf Pagen in goldener Uniform befolgt ein ungemein prächtiges Aufsehen macht. Ein Kommando schließt diesen Zug. Die Infanten und Infantinnen werden von den Officieren der Leibwache ebenfalls begleitet, und die sämtlichen Kutschen schließen den Zug. Alle Ballons sind mit den vornehmsten Zuschauern besetzt.

In der Kirche wird der König vom Erzbischof von Toledo empfangen, der ihm Weihwasser reicht, und ihn zum Bruststuhl führt. Die Kapelle stimmt das *Te Deum* an. Beim Herausgehen ist die ganze Stadt

Stadt erleuchtet. Das Feuerwerk und das Stiergessechte schliessen die Feyerlichkeiten, welchen in vorigen Zeiten noch ein Auto de Fe beugefügt wurde.

Ehemals war es ein Recht in Spanien, daß ein Schiff, eine Maitresse, eine Frau oder ein Pferd, das der König einmal gebraucht hatte, von niemanden wieder gebraucht werden durfte. Asturien, wovon der Kronprinz den Namen führt, ist das einzige von den Gothen ohne Vermischung des Jüdischen oder Maurischen Blutes erhaltene Land, und die älteste Provinz des Reichs, die des Kronprinzens Apanage ist.

2.

Lebensart des Königs von Spanien.

Er steht das ganze Jahr durch alle Tage um sechs Uhr auf, und kommt um sieben Uhr aus seinem Schlafzimmer. Der Kammerherr und der Mayor domo de Semana, der Arzt und Wundarzt erwarten ihn im Vorzimmer, wo er angekleidet wird. Der Gentillhomme überreicht ihm mit einem Knie auf die Erde gesetzt einen Teller mit Chocolade, die der König fast ganz kalt trinkt. Er entläßt seine Aufwartenden durch ein Kopfnicken, und bezieht sich in seine Privatkapelle, wo er die Messe mit anhört. Er bezieht sich alsdenn in sein Kabinet, wohn nicht und kommen darf, er liest oder schreibt an den Tagen, da er nicht Willens ist, des Morgens auf die Jagd zu gehen. Um elf Uhr kommt er aus seinem Kabinete, die ganze

königliche Familie anzutreffen. Sie küssen ihm alle die Hand, oder wollen es thun, indem sie ein Knie beugen. Er umarmt sie alle, und küßt die Prinzen auf die Wangen, und die Prinzessinnen auf die Stirne.

Die königliche Familie begiebt sich nach einem kurzen Gespräch wieder weg, und er giebt einen Augenblick seinem Reichsvater Gehör, alsdenn spricht er mit seinen Staatsministern, die mit ihm zu reden, oder Schreiben zu unterzeichnen haben. Die Familiengesandten von Frankreich und Neapolis treten alsdenn herein, und der König bleibt eine Viertelstunde mit ihnen in Unterredung. Zur Zeit, da er zur Tafel gehen will, kommen auch die übrigen Gesandten und auswärtigen Minister.

Genau um zwölf Uhr setzt sich der König ganz allein zur Tafel. Die Gesandten und Minister fremder sowohl als seines Hofes, die hohen Kriegsbediente und verschiedene andere Große, machen ihren Hof, indem er über der Tafel ist, und alle, die von der Wache sind eingelassen worden, umringen die Tafel, um weilen zu sehen. Der Kardinalpatriarch der Indien sagt die Tischgebete.

Die Tafelceremonie ist diese: Der Mayor-domo-mayor steht dem König zur Rechten, und ein Capitain seiner Leibwache zur Linken. Einer von den gewöhnlichen Mayor-domos und zwei Gentilhombres de Camera, und ein Haufen Pagen und Bedienter warten unter einander auf. Der eine von den Gentilhombres schneidet vor, der andere überreicht das Trinken. Die Schüsseln sind alle zugebedekt, und wer-

den

den eine nach der andern von einer ununterbrochenen Reihe Vagen herein gebracht, und jede dem vorschnellenden Gentilhombre übergeben, der sie mit der einen Hand nimmt, und mit der andern aufdeckt, und dem König präsentiert. Der König giebt bey jeder Schüssel seinen Beifall oder sein Mißfallen mit einem Wink zu erkennen. Die der König billigt, setzt der Gentilhombre auf die Tafel, die übrigen werden zurück getragen. Doch kommen auch viele von den angenommenen auf den Tisch zu stehen, die nicht angerührt werden, denn der König freist nur von den leichtesten Gerichten, und immer mit guter Eßlust.

Der Gentilhombre, der ihm zu trinken giebt, gießt erst einige Tropfen Wein und Wasser in eine silberne Schale, die einen Schnabel hat, und trinkt es, denn kniet er auf ein Knie nieder, und schenkt dem König von beyden, erst Wasser und dann Wein, welches meistens Burgunder ist, ein. Wenn der König sein erstes Glas getrunken hat, büßen sich die Befandten und auswärtigen Minister, die diese Zeit über in einer Reihe dem König zur rechten Hand gestanden haben, und begeben sich weg, der übrigen königlichen Familie ihre Aufwartung zu machen. Sie sind alle eben auch bey der Tafel, jeder oder jede in einem besondern Zimmer, der Prinz von Asturien allein, und die Infantinnen allein, nur die Jüngern speisen zusammen.

Dem König werden gemeiniglich bey hundert Schüsseln aufgetragen, von denen etwa vierzig auf die Tafel gesetzt werden. Wenn diese abgeräumt

worden sind, folgt ein starker Nachtrisch. Der König kostet selten etwas davon, dann und wann einen Bisfen Käse und etwas Früchte. Das letzte, was ihm an- geboten wird, ist ein Glas Kanarienwein mit süßen Biskuit, welches er, ohne den Wein zu genießen, ein- getunkt ist. Ehe er aufsteht, welches gemeiniglich nach einer Stunde geschieht, kommen die Gesandten zurück, gehen vorüber und begeben sich in das nächste Zimmer, wo sie ihn erwarten.

Der König begiebt sich wieder nach einer halbstün- digen Unterhaltung mit ihnen in sein Geheimzimmer, und zieht sein Jagdkleid an, das aus einem grauen Uiberrod von schlechten Tuche und einer ledernen Weste besteht, die ledernen Beinkleider sind ihm schon beim Aufstehen gereicht worden. Leichte Stiefeln, ein Hut vorne niedergeschlagen, und starke lederne Handschuhe machen seinen Anzug vollständig. Indem die Stiefeln angezogen werden, überreicht ihm der Herzog von Lofada, Sommelier de Korpo einen Teller mit Kaffee.

Zwischen Eins und Zwen setzt er sich in den Wagen, der von sechs bis acht Maulthierren gezogen wird, und fährt mit seinem Bruder Don Ludwig in vollen Lauf, so daß immer der Bauch an der Erde ist, davon. Sechs Reuter von der Leibgarde sind vor, und drei Bediente zu Pferde hinter ihm. Nichts hindert ihn, auf die Jagd zu gehen, das Wetter mag beschaffen seyn, wie es will. Nur an feyerlichen Jagdtagen erlaubt der König einigen Großen, ihm auf der Jagd zu folgen.

Ein wenig vor Sonnenuntergang kömmt er zurück, und trägt so viel Federwild, als er in der Hand halten kann. Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Wölfe, Füchse werden auf Karren nach dem Pallast gebracht, er laßt es in seiner Gegenwart wägen, und streut sich, wenns viel ist,

Er giebt alsdann dem Minister, an dem der Tag ist, ein kurzes Gehör. Der Minister bringt seine Papiere in einem Beutel, und überreicht dem König, die zu seiner Durchsicht nöthig sind. Wenn die Geschäfte des Ministers ihm noch Zeit übrig lassen, so spielt er mit drei von seinen Hofleuten Riversins, doch nie um Geld.

Um neun Uhr setzt er sich zur Tafel, und wird bloß von seinen Hofleuten bedient, alsdenn geht er zu Bette, um den folgenden Tag den nämlichen Eitel von Geschäften wieder anzutreten. Dessen Gewohnheit nie oder selten verändert werden, als an den Festtagen, da er statt auf die Jagd zu gehen, sowohl den Morgen, als den Nachmittag schreibt. Wenn ihm davon etwas Zeit übrig bleibt, so bringt er sie in seinem Arbeitszimmer zu, das die vollständigste Bibliothek ist, die man sehen kann.

Die Abschaffung der italienischen Oper zu Madrid und Aranjuez; darauf ehemals Millionen an italienische Lustinsuler verschwendet wurden, und die Verringerung des Stalls um mehr als vierhundert vollständige Kutschgespanne von Maulthieren, und einer eben so großen Menge von Sattelsferden, hat ihm die Liebe des Volkes zugezogen, und mit dem zu-
rück.

rückbleibenden Aufwand, werden die Kronschulden bezahlt, die nach zwanzig Jahren abgetragen werden können.

In Galatagen zieht der König ein neues, und so reiches Kleid an, als es die Kunst machen kann. Alle seine feinen Kleider sind aber beständig nach der Mode gemacht, wie sie in seinen jüngern Jahren war, und er ist allemal ungeduldig sich umzukleiden. Er ist von je her ein Feind von Neuerungen gewesen, er spricht außer seiner Muttersprache gut französisch und italienisch, er hat viel gelesen, und läßt keinen Tag vorbegehen, ohne ein Buch in die Hand zu nehmen.

Der jetzige Minister Squillace, hat viel dazubeygetragen, sowohl Madrid zu verschönern, zu reinigen, zu erweitern, als auch die Wissenschaften aufzubringen, und die vorigen Ungerechtigkeiten in Amerika wieder gut zu machen; denn wenn Frankreich seine Bluthochzeit, England seine zwey Rosen, Holland seine Gomaristen und Armenianer, Deutschland seinen 30jährigen Krieg, Pohlen seine Konföderationen, Italien seinen Bann und Portugal seine ehemalige Inquisition verabscheut, wie sollte Spanien nicht über die unglücklichen Amerikaner küssen, deren mehr als 30 Millionen unter ihren Händen starben?

3.

Von den Stiergefechten ist unter dem Artikel Portugal gehandelt worden. S. auch Bontis Reisen, und Clarkes Briefe über den Zustand von Spanien, Köhlers Übersetzung, p. 287.

3.

Justizwesen.

Das Inquisitionsgericht hat jezo keine andere Gewalt, als die ihm der König bewilligen will. Der Kriegsrath beschäftigt sich mit den Land- und Seetruppen, und soll künftig mit verdienenden Officieren besetzt werden. Die Kolonien gehören vor den hohen Rath von Indien. Der Rath der Kreuzbulle beschäftigt sich mit Einschreibung der Gelder, welche das andächtige Volk zu Unterhaltung des Kriegs wider die Ungläubigen dem Staate giebt. Die Kreuzbullen selbst werden als Indulgenzen vom Pabst ertheilt, und mit Abgaben zum Vortheil des Königs verknüpft: eine solche Bulle giebt gegen Erlegung von zweyen Realen ein Jahr Ablass. In eben diesem Rath werden alle Religionsbücher untersucht, er ist auch die Niederlage aller verlassenen Güter, deren Eigenthum niemanden zuständig ist. Alle Unterthanen des Königs, sind bey Strafe der Absolutionsverweigerung schuldig, den Ablass der Kreuzbulle zu kaufen, und man kann den Gewinn davon in Spanien auf drey Millionen, und in Amerika auf sechs rechnen.

Der königliche Rath der Ritterorden ist ihrer Freyheiten wegen errichtet. Unter allen ist der goldene Vliesorden der vernünftigste zu Madrid und Wien, ob gleich sein Ursprung von einem blorden Haare, das der Schwester des Ordens, der Herzog von Burgund auf seiner Maitresse Nachtwische fand, eben nicht viel glän-

glänzender ist, als das Strumpfband einer Dame in England; das zum Orden des blauen Bandes Gelegenheit gab. Die übrigen Orden von Sant Jago de Compostella, von Calatrava, von Alcantara, von Montesa, und der Johanniterorden haben ihren Ursprung den Maurischen Kriegen zu danken, und der König hat die Ehrenmenschhaft seit Ferdinands Zeiten allein behalten. Alle übrige Tribunale stehen unter dem Staatsrath, in welchem der Monarch präsidiert, und den Erzbischof von Toledo zum Vorgesetzten hat, und der König nimmt niemanden dazu, als Personen vom höchsten Range.

Die Gesetze Spaniens bestehen aus dem römischen Rechte, aus den königlichen Verordnungen, und aus dem Heftsinnen. Die Rechtsgelehrten haben zu diesen Gesetzen Zusätze gemacht, welche las Portidas genannt werden, und eine Art von Gesetzbuch sind, das heutzutage das ganze Lehrgebäude der Rechtswissenschaft ausmacht. Man behält aber noch viel Gothische Gesetze bey, davon man eine völlige Sammlung hat, die aus dem sechsten Jahrhunderte herrührt. Außerdem haben die Nachfolger Alphonsus des zehnten sein Gesetzbuch erweitert und zusammengebracht, unter Philipps V. Regierung bekannt gemacht.

Von den Rechtsgelehrten in Spanien, sagt ein spanischer Autor Mayans: Sie tunen auf nichts, als Proceffe anzuhören. Sie sind Mattschreyer, Schwächer, die durch übertriebene Vorstellungen einen schändlichen Gewinn zu machen suchen, sich auf Unkosten

ßen des Volks bereichern, und die Leute um ihr Vermögen bringen. Er erzählt ferner von denen, welchen die Untersuchung der zum Druck bestimmten Bücher aufgetragen ist, daß sie die Höflichkeit so weit treiben, und die Verfasser fragen, was für ein Urtheil sie von ihren Büchern fällen sollen. Die berühmtesten, die gemeiniglich nicht die bescheidensten sind, machen sich kein Bedenken, es ihnen zu sagen, und die Urtheile sind gemeiniglich die weislichsten.

Man rechnet zwölf und zwanzig Universitäten in Spanien, davon einige, als die zu Valladolid, Alcalá, Saragossa mit der zu Paris in Verbindung stehen. In dieser letzten, welche 100,000 Thaler Einkünfte hat, trägt der Präses bei Disputationen einen gelb lackirten Mantel, und eine Mütze mit Nesselwedeln auf dem Kopfe. Alle Professores und alle Studenten, deren auf 5000 sind, tragen vierfache Mützen, verschnittene Haare, Bärte und Brillen. Um die Antiquitäten Spaniens zu kennen, dient la Puentes neue vom Hrn. Prof. Diez übersetzte Reisen durch Spanien.

4.

Kriegsstaat.

Die Landtruppen Spaniens bestehen mit Inbegriff der Garnisonen, in fünfzig tausend Mann, denen es aber meistens an Anführern fehlt. *) Die Infanterie

*) im Jahr 1754 bestand sie aus 96597 Mann.

fanterie macht ohngefähr siebzig Bataillons Spanier, zwey italienische Regimenter, drey Regimenter Wallonen, drey von Ircländern und drey von Schweizern aus, die Invaliden und die Miliz ungetrechnet, von denen die letzteren keinen Sold haben, als wenn sie gebraucht werden. Die Freyskompagnien werden von den Städten unterhalten, wo sie in Besatzung liegen, und im Felde aus der königlichen Kasse bezahlt. Die Catalonier in den Gebirgen werden Miquelets genennet, welche heutiges Tages die besten leichten Truppen in Europa ausmachen. Sie sechsen und feuern vortreflich, aber sie führen sich unmenschlich im Kriege auf. Man hat angefangen sie unter andere Regimenter zu stellen, und in den engen Pässen und Hölzern sind sie so gut, als die Kroaten zu gebrauchen. Ihre Kleidung sieht geschickter aus, als der regulären Truppen. Sie besteht in einer Weste, in einem leichten Uiberröcke, davon sie die Ärmel niemals anziehen, und in Schuhen von Stricken.

Die spanische Infanterie hat bis auf die Schlacht bey Rokroi den Ruhm gehabt, niemals zu weichen. Heutiges Tages wird sie durch den Mangel der Officiere, und durch die Aufnahme aller Mißverhäter, Straßenräuber und lieblichen Gräuelers, noch mehr in Verfall gebracht; sie wird auch nur alle vierzig Monate mit schlechten Tuche montirt. Die spanische Leibwache, ist das am schlechtesten unterhaltene Corps, von 42 Kompagnien Musketierer, zu 100 Mann, und 7 eben so starke Grenadirkompagnien.

Die

Die wallonische Leibwache ist besser exercirt und besser besoldet, sie wird vor die beste Infanterie in Europa gehalten. Die übrigen Wallonen, Jersländer, Italiener und Schweizer erhalten den Ruhm, den sie bey andern Nationen verdienen. Ueberdem sind noch zwey tausend Mann Provincialgrenadire, die ein Korps der auserlesenssten Leute landmüßig ausmachen.

Die Kavallerie besteht kaum aus zehn oder zwölf tausend Mann, ihre Pferde sind die besten in Europa, und Philipp V. hatte seiner Reuterey die Krone zu danken. Die ersten Korps dieser Kavallerie sind die drey Kompagnien Leibwache, die spanische, wallonische und italienische, die kostbar beritten sind, und von den vornehmsten Herren kommandirt werden. Man rechnet zwölf Kompagnien Karabinier, jede von 50 Mann, die in der ganzen Kavallerie ausgelesen werden, und im größten Ruhm stehen. Das übrige sind Nationalregimenter zu vier Eskadrons.

Die spanische Artillerie ist auf ziemlich guten Fuß, nur das Pulver taugt nichts. Das Ingenieurkorps ist nicht so, wie es sollte, Beschaffen, Faulheit und Unwissenheit sind darinnen herrschend. Ueberhaupt wird der Militärstand gering gehalten, der Soldat schlecht bezahlt, elend unterhalten und verachtet. Die Festungen sind schlecht beschaffen und gehen ein.

Die Seemacht der Spanier besteht in vierzig Schiffen von der Linie, in eben so viel Fregatten,

XI nebst

nebst eben so vielen Ehebeden. Diese geringe Macht, welche ohne Verhältniß gegen die Besitzungen Spaniens ist, rührt von der Vernachlässigung des Schiffbaues und der Verachtung der Industrie, denn die Biskajer sind die besten Seeleute, denen nichts fehlt, als daß sie von den Kastilianern gehaßt werden. Die Seesoldaten werden aus den Landtruppen ausgehoben. Der Eifer für Entdeckungen, das Nachforschen und die Kenntniß des Seewesens, die man bei Engländern und Franzosen findet, ist noch keinem Spanier im Sinn gekommen. Sie haben sehr zwar die englische Schiffsbauart angenommen, ohne gleichwohl bessere Seeofficiere und geschicktere Matrosen zu haben, von denen die Leichtigkeit und Geschwindigkeit die Schiffe zu regieren, abhängt. Ubrigens liegt es nicht am Mangel der Materialien, daß die Spanier noch andern nachstehen. Biskaja, Galicien, Navarra und Asturien, liefern das beste Holz und Thauwerk, Segel, Masten und Eisen im Ueberfluß. Nur der Gebrauch fehlt.

5.

Manufakturen und Feldbau.

Eben dies ist die Ursache, daß der Handel nicht in einem Lande aufleben kann, wo die Manufakturen vernachlässigt sind, es fehlt nur an Arbeitern und Fabriken; die Materialien sind in Menge und in Vortreflichkeit vorhanden. Die Klöster sind ganz voll Menschen, und dennoch sind 2146 Mannsklöster

und 1023 Nonnenklöster nicht hinlänglich, jedermann aufzunehmen. Der Arbeitsmann wird durch die allzu hohen Abgaben, die auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse, auf das Gewerbe, auf die Handarbeit gelegt sind, in die Unmöglichkeit gesetzt, seine Waaren um den Preis zu geben, wie der Fremde. Die Härte der Finanzintreiber ist, wie in allen Ländern, wo es ihnen überlassen ist, einer Tyranney ähnlich.

Das Steuerwesen im Lande wird durch mehr als dreyszig tausend Personen besorgt, deren keiner weniger, als 25 Gold oder 8 Gr. täglich erhält. Aus der Versäumnis der Manufakturen rühret die Versäumnis des Feldbaues, und daher die Theurung der Lebensmittel. Die reichsten Erndten in einigen Provinzen sind nicht im Stande, dem Mangel der übrigen abzuheffen, theils wegen der wenigen Sorgfalt, die Flüsse schiffbar zu machen, theils weil keine Brücken vorhanden sind, um über die Flüsse zu kommen, und die Fracht ungemein theuer ist. Alles bis auf die Handarbeit, ist auf einen Preis getrieben, vor dem die Armen erschrecken, und die Reichen zu vermeiden suchen.

Grund und Boden besser bearbeitet, und um drey Drittel besser bevölkert, könnte Spanien mehr Sätsle und Reichthum verschaffen, als alle Schätze der neuen Welt. Die Manufakturen in Spanien sind theuer, und von geringerer Güte, als die Fremden; daher rühret es, daß sie sich aus Mangel des Vertriebs, so, wie der Landmann, bloß auf das Nothwendige einschränken. Der Seehandel wird durch die zu geringe

spanische Seemacht, und durch die Verwegenheit der Seeräuber aus der Barbarey, erschwert. Die schönsten Küsten von Murcia, Grenada und Andalusien, sind aus dieser Besorgniß fast gänzlich verlassen. Die Furcht vor der Gefangenschaft stört beydes, die Kultur und die Handlung.

Eines der größten Verderbniße für den Ackerbau, ist das Verbot der Ausfuhr des Getreides, aus einer Provinz in die andere, ausgenommen, was für den Hof und die Armee dient. Durch diese üble Politik sind einige Provinzen genöthigt, das Getreide aus Afrika, Italien und England kommen zu lassen, und die Freyheit selbst würde nichts helfen, so lange die Flüsse unschiffbar oder unübergänglich, und die Wirthshäuser unherberglich und übermäßig theuer sind. Man muß alles mit sich führen, erhält nichts als Betten oder Matten, und bezahlt für den Guasto oder die Mühe, die man gemacht hat.

Der zweyte Schaden für den Feldbau ist, daß, wenn ein Gut verkauft wird, der Kontrakt des Pächters erloschen ist. Daher bleiben viele Güter unangebaut liegen. Die Felder, welche bestellt heißen, sind so schlecht geackert, daß die Aehren keine Nahrung haben, und nicht stark werden können. Die Bauern geben sich sogar nicht die Mühe, ihr Getreide selbst einzuerndten. Sie nehmen die Leute aus Languedok, Gascogne, Basque und Gallicien dazw, die wärender Erndte sich durch ganz Spanien verbreiten. Gerste und Weizen wird nicht in Garben gebunden, man

man führt es auch nicht ein, sondern läßt es an trockenen Orten von Maulthieren austreten.

Man säet nur Weizen, Reis und Gerste aus. Der Haber wird wenig gefüttert, und die Pferde haben kein anderes Futter als Stroh, nur auf langen Reisen giebt man ihnen Gerste. Nur seitdem man angefangen hat, Fabriken anzulegen, sind Murcia, Barcellona und Valencia, seit einigen Jahren auf gekommen.

Das Klima in Spanien ist vielleicht das schönste in Europa, und das Land fruchtbarer als irgend ein anderes, den Garten aller umliegenden Küsten und Länder zu bilden. Gleichwohl bringt Spanien bey den Hindernissen des Feldbaues und Manufakturen, jetzt nicht mehr als 47 Millionen Escudos de Vellon, oder 30 Millionen Thaler ein. Jeder Fremde erstaunt über die unermesslichen Striche Landes, die ungebaut liegen, über die Leerheit des Landes, das sonst 40 und jetzt nur 10 Millionen Einwohner hat, und über die Strafe, die der Spanier Weid in Amerika nach sich gezogen hat.

IV.

Lebensart, Kleidung und Wohnung
der Spanier.

Die Unreinlichkeit in Spanien ist so groß, daß es Leute giebt, die nicht mehr als ein Hemde haben. Sie ziehen es neu an, behalten es sechs Monate auf dem Leibe, und ziehen es nicht eher aus, als bis es

Stückweise abfällt. Sie waschen sich beynahe niemals. Ihre Kleidung besteht aus einer kurzen Weste, aus einem langen Mantel, den sie eine Kappe nennen, und aus einem grossen Hute mit niedergeschlagenen Krempen, und aus einem dreyn und einen halben Fuß langen Degen, den sie unter dem Arme tragen. Die Kappe verwahrt sie wider Hitze und Kälte, sie dient ihnen statt des Bettes und des Hauses, denn in Madrid sind über zehn tausend Personen, die in ihren Mantel gehüllt auf der Gasse schlafen. Bey Tage sieht man sie mitten auf einem grossen Platz in ihre Kappe gewickelt in der Sonne liegen, Tabak rauchen, auf einer elenden Guitarre krasen, und zu ihrem ganzen Unterhalt nichts als Brod, Knoblauch und Wasfer haben.

Unter dieser Kappe wird Diebstahl, Liederlichkeit und Ausschweifung, Mordthaten und alle Laster begangen, ohne gesehen zu werden. Leute vom Range bedienen sich der französischen Kleidung, die ihnen aber übel steht. Es ist nichts seltenes, einen Grand von Spanien, die gleiche Würde mit den Pairs in Frankreich haben, in einem galonirten Kleide, goldstoffsenen Weste, in wollenen Strümpfen, mit schwarzer Wäsche, im Federhute und in einer alten Perücke zu sehen. Die Magistratspersonen, die Landleute und einige Kastilianer tragen die alte spanische Tracht noch, obgleich die französische überall sonst eingeführt ist. Das dunkelbraune ist der Spanier vorzüglichste Gesichtsfarbe, welche ihr Maurisches Herkommen und ihr melancholisches Temperament beweist.

Die

Die Damen kleiden sich nach französischer Art, aber ohne Geschmack und Annehmlichkeit. Die Bürgerweiber gehen im Korsett mit einem schwarz atlasenen Rocke, die Haare mit einem Netze gebunden, und das Gesicht mit einem weissen Schleier überdeckt. Die vornehmern tragen schwarz ausgeschweifte Kleider mit einem Kapüchon, das wie ein Nonnenkleid aussieht, ausgenommen, wenn ihr Mann verreist ist, da sie ein weisses oder graues Kleid tragen, und sich einem Heiligen widmen.

Die Brille ist eine allgemeine Zierrath der Spanier, sie bilden sich ein, daß es ihnen ein gravitätisches und zierliches Ansehen giebt, gebrüllt zu gehen. Jedermann, der ein ernsthaftes Amt hat, er sey alt oder jung, reich oder arm, männlichen oder weiblichen Geschlechts, Mönch, Priester oder Advokat, Arzt, Einvilbedienter, Rechtsgelehrter, und wer sich von der Feder nährt, zu Hause, auf der Strasse, beym Spazierengehen, in der Kirche und bey Besuchen, trägt fast allezeit eine grosse Brille auf der Nase, die ihm die Hälfte des Gesichts bedeckt.

Die Meublen in den Häusern sind ben nahe eben so dürftig als die Kleidung. Eine grosse Matre, die den Fußboden bedeckt, etliche Strohsühle, um sich an den Tisch zu setzen, denn ausserdem sind keine Stühle gebräuchlich, und einige Andachtsgemählde an der Wand, sind die gewöhnlichen Meublen, die Häuser der Grossen ausgenommen. Man brennt kein Holz, das zu rar und zu theuer ist, man braucht daher auch keine Kamine. Die Zimmer werden mit Kohlsfan-

nen erwärmt und mit Lampen erleuchtet. Statt der Kohlen bedient man sich bisweilen kleiner Rüste, die ein helles Feuer machen und einen angenehmen Dunst geben. Der Winter ist so streng, als der Sommer brennend ist, vor den man sich durch Verwahrung mit Läden schützt und das Licht vermeidet.

Die Gesellschaften sind ceremonieus und ernsthaft traurig. Alle Arten von Spielen, ausser Schach, sind eingeführt, und ein Theil des Gewinnstes wird den Zuschauern angeboten. Sie fordern ihn sogar, und zumal diejenigen, die davon leben.

Die Lebensart in Spanien ist früh in die Messe, zu Mittage zu Tische, denn zur Ruhe und Abends spazieren zu gehen. Die Weiber werden von ihren Galans oder Ciciobes nie verlassen. An Galatagen fahren die Grands spazieren, und haben oft ein Gefolge von 200 Bedienten in Federhüten bey sich. In der Stadt ist es nur erlaubt, mit 4 Maulthieren zu fahren, ausser der Stadt haben sie zwey und mehrere Vorreuter. Die sich in Sänften tragen lassen, haben zwey Bedienten mit Laternen vor sich, zwey neben und zwey hinter sich. Sie pflegen zu sagen, es ist kein Hof als zu Madrid.



Von den Syren.

Sie sind regelmäßig gestaltet, von ~~mittlerer~~ Grösse, ohne dülleibig zu seyn, sie haben gemeiniglich eine weisse Haut, schwarze Augen und Haare. Beide Geschlechter sind nur in der Jugend schön, kaum sind sie zu reifen Jahren gekommen, so verstellt der Bart die Männer, und die Weiber sehen alt aus, auch sind die Mädchen im vierzehnten und bisweilen im zwölften Jahre verheurathet. Die Gestalt, die wir einen schönen Buchs nennen, ist bey den frischen Frauenzimmer ein Uebelstand: sie thun alles Mögliche, um dick und fett zu werden. Ihre Gürtel um den Leib sind dünn, schmal und locker angemacht.

Die Männer haben wenig Stärke und Lechhaftigkeit, gleichwohl giebt es unter dem gemeinen Volke beständig Streit. Alle Tage sieht man die heftigsten Ränkereyen entstehen, oft aber in einem Jahre nicht einen Schlag geben.

Bei den Heurathen ist die Liebe selten der Bewegungsgrund persönlicher Vergnüge. Der Hochzeittag ist der erste, da Braut und Bräutigam einander kennen lernen. Meistens ist es die Mutter, welche die Verbindung stiflet: so bald sie ein Mädchen gefunden hat, das sie für ihren Sohn glücklich zu seyn glaubt, so ist der Antrag bald geschehen, der Preis bestimmt, die Erlaubniß beym Cadi gesucht und erhalten. Als denn werden Zeugen von beyden Theilen ernannt, de-

ren Amt ist, die Braut zu kaufen, und wieder zu verkaufen. Der Maum oder Priester fragt den einen, ob er sie um so und so viel kaufen will, und den andern ob er damit zufrieden ist. Bey der Bezahlung giebt er ihre Hände zusammen, die bestimmte Summe wird ausgezahlt, der Handel geschlossen, und die Ceremonie endigt sich mit einem Gebet aus dem Koran.

Von diesem Augenblick an steht dem Bräutigam frey, die Braut zu sich zu nehmen, er giebt aber allezeit der Familie durch einen Boten erst Nachricht davon. Sie wird alsdenn von beyderley Aeltern geführt, und in die für sie bestimmten Zimmer gebracht, welche von den Mannszimmern allezeit abgesondert sind. Wenn der Abend herannahet, kleiden die Mannspersonen den Bräutigam aus, melden es dem Frauenzimmer, und man läßt ihn in den Hof vor ihre Zimmer kommen, wo ihn die nächsten Anverwandten empfangen, tanzen und singen vor ihm her, und die Braut kömmt ihm auf der Helfte des Wegs entgegen: sie läßt sich aber noch nicht ganz sehen. Ein Stück von rothen Flor bedeckt sie von oben bis unten, und oft hat sie noch vor dem Gesicht ein ausgeschmittenes goldenes Blatt, das Stirne und Backen bedeckt. Der Bräutigam führt sie hernach die Treppe wieder hinauf, und bleibe endlich mit ihr allein.

Zur Trauer ziehen die Weiber ihre dunkelsten Kleider an und ihr Kopfschmuck ist ziegelfarbig. Geschmeide und Schuh legen sie ab, und bey dem Tode eines Ehemanns werden die Juwelen erst nach Jahr und Tag wieder hervorgesucht. Eine Wittve kann nicht wieder heirathen,

rathen, wenn sie nicht vierzig Tage zu Hause geblieben ist, ohne auszugehen, und fast ohne geredet zu haben: sie muß die äufferste Betrübniß äußern, es sey ihr Ernst oder nur Schein.

Die Weiber in Aleppo tragen einen sonderbaren Kopfsch. Hinten haben sie eine große Mütze von Kupfer, woran ein leinwandenes Tuch befestigt ist, das ganz leicht über die Achsel hängt. Ihre Kleider sind von Seide, haben weite Ärmel, wie die Mönchs-kutten, und gehen bis auf die halben Füße. Die Weinkleider gehen bis auf die Schuhe, die von Holz und den Kapucinerschuhen gleich sind. Eine Gewohnheit unter den syrischen Frauen ist, sich Rosen oder andere Blumen von dunkelgrüner Farbe auf Hände und Füße zu mahlen, die alten färben ihre Haare roth mit der *Henna*, und mit einer Masse, die man *Harras* nennt, die Augenbraunen schwarz.

Die Einwohner vom Berge Libanon und der Gegend um Damaskus, sind reich, gastfrey, bauen viel Getreide, und erzeugen alle Arten von Früchten, Oliven, vortreflichen Wein, und ihre Weinstöcke und Maulbeerbäume sind alle sehr ordentlich gepflanzt. Die Größe der Weintrauben ist außerordentlich und ihre Güte unvergleichlich.

Was man noch als eine Seltenheit in diesem Lande anzusehen hat, ist, daß man fast von keinem Betrüge, Diebstal, Proceß oder Strafe, das ein Verbrechen voraussetzt, reden hört. Die Ursache scheint diese zu seyn. Die Maroniten sind Christen, die von ihres gleichen ganz abgesondert leben, ihre

Nach

Nachbarn und Feinde sind die Türken und Araber. Nichts erhält die Einigkeit und Gerechtigkeit bey einem Volke so sehr, als mächtige und unbillige Feinde.

Die Stadt Aleppo steht auf acht kleinen Hügelu, wie Konstantinopel, Rom und Lissabon. Jedes Haus hat ein Erdgeschos, und über diesem ein ausgesetztes Stockwerk nach artischer Ordnung, nebst einer Gallerie. Oben ist die Dachung platt, und mit Steinen gepflastert, oder mit Estrich besetzt, welches zur Schlafstelle dient, weil die Einwohner, um der Wärme der Zimmer zu entgehen, auf ihren Altanen schlafen. In den Gallerien, die hinter den Zimmern liegen, sind kleine Oefnungen, daß sie aus einem Hause in das andere kommen können. Sie haben im Gebrauch, über ihre Thüren und Fenster Stellen aus dem Koran oder aus einem ihrer berühmten Poeten zu setzen. Die Thüren, Fenster, Decken und Züllungen, sind sauber gemahlt und bisweilen vergoldet. Fast in jedem Hofe ist ein kleiner Springbrunnen mit Rosen eingefaßt: bey Vornehmern ist eine Fontaine in der Mitte des Erbsaals angebracht, um kühle Luft zu haben.

Jedes Haus ist mit einer Mauer umgeben, und an beyden Seiten der Gassen, sind erhöhte Wege für die Fußgänger einer Elle hoch. Die Handwerksleute, die ihrer Handthierung wegen die Keinlichkeit in den Gassen verhindern würden, wohnen in den Vorstädten. Die Basars oder Märkte sind mit Buden umgeben,

geben, die mit Eisenblech an den Thüren überzogen sind, und dennoch nur hölzerne Schlösser haben.

Die *Kans* sind Häuser, die zur Aufnahme der Reisenden bestimmt sind; man kann darinnen wohnen, so lange man will, alle Bequemlichkeit und Unterhalt muß man sich aber selbst schaffen. Ausserdem giebt es keine Wirthshäuser im Lande.

Da die Luft in Aleppo ausserordentlich dünn, und das Wasser aus den Wasserleitungen scharf ist, so verursacht dieß bey den Fremden eine Krankheit von Ausschlag, die Jahr lang dauert, und die Krankheit von Aleppo genannt wird. Die ehemalige Hauptstadt von Syrien, Antiochien, die wegen ihrer Pracht so berühmt war, hat jetzt nichts mehr als die Ruinen des Pallasts des Seleucus und des Tempels des Glücks, so wie Seleucien aufzuweisen. Man sieht in diesem Lande keinen einzigen tollen Hund, nichts öfter hingegen als tolle Wölfe, deren Biß bisher ein Rettungsloses Uebel gewesen ist. S. den Artikel: Barbaren, Griechen, Türken und des Hrn. Abt la Porte Fortsetzung der Prevostischen allgemeinen Reise Geschichte.





Von den Tartarn.

Die große Tartarey, welche mehr als den dritten Theil von Asien begreift, und von den Mantheou- und Mongolischen Tartarn bewohnt wird, hat sich von der Vasallenschaft zur Herrschaft über die Chineser seit hundert Jahren erhoben *) Mehr als die Hälfte der ehemaligen Besitzungen Gengis-Kan ist heutiges Tags, theils unter Chinesischer, theils unter Russischer Herrschaft begriffen. Unter den Mantheou oder Orientalischen Tartarn, finden sich in Mugden, Kiren-Ula und Tsi-tsi-Kar, -den drey Chinesischen Statthaltereyen, Polizen und Sitten, wie bey den Chinesern.

In der letztern unterscheiden sich aber die Tungouts-Tartarn dadurch, daß ihre Weiber eben so gute Jägerinnen sind, als die Männer. Sie begleiten ihre Männer auf der Hirsch- und Zobeljagd. Sie versammeln sich bey Tausenden in kurze enge Westen von Wolfshaut gekleidet, sie haben Pferde, Hunde

*) Die größten Revolutionen in drey Theilen der Welt, sind von ihnen unter den Namen der Hunnen, Vandalen, Alanen und Türken, und in der Anführung Valamirs, Aspars, Attilas, Gengis-Kan und Tamerlans bewirkt worden. Mogol, Turkey, China, und die heutige Tartarische Regierung, ist von ihnen gegründet.

Hunde und Vorräthe auf drey Monate bey sich. Weder Schnee noch Uberschwemmungen, weder wilde Thiere noch Elend des herumirrenden Lebens, benimmt diesen kühnen Jägern den Muth. Die schönsten Häute, die sie zurückbringen, sind der Tribut, den sie dem Kaiser entrichten, die übrigen werden theuer verkauft, und sind ihr einziger Gewinnst. Die Zobeltiere werden oft drey Tage lang verfolgt, bis sich das Thier auf einen Baum klettert; sie bestecken alsdenn den Baum mit Nischen und machen Feuer darunter, so bald dieses das Ward wittert, kommt es herab und fängt sich im Garne.

Diese streifenden Tungusen, welche den Namen vom Flusse haben, an welchem sie ihre Zeltet und Hütten bauen, sind groß, stark, eheliche Leute, und ihre Weiber tugendhaft und bescheiden. Sie durchziehen die Haut des Gesichts ihrer Kinder frühzeitig, und reiben sie mit Kohlenstaub, so, daß diese Stiefereyen lebenslang auf ihren ausgezeichneten Gesichtern kennlich bleibt. Sie tragen kurze Westen von auswärts gelehrten Pelzwerk und Beinkleider, die bis auf die Füße gehen. Schrittschuhe sind ihre Wintertracht, und Halbstiefeln von Hirschhaut zum Sommer. Die Pelzmütze ist beyder Geschlechter Kopfsuß.

lanze und Beil sind ihre Waffen. Sie nehmen auf ihrer Jagd keinen Proviant mit sich, denn was ihnen vorkommt, ist ihrem Hunger gleich gut, es mögen Wölfe, Bären, Füchse oder Eichhörner seyn. Sie haben mit den Chinesern eine Religion, außer denen, die in ihrem Lande geblieben sind, und sich
von

von Zauberern betriegen lassen. Ihre Sprache ist auch eben die, welche sie bey ihrer Eroberung nach China gebracht haben.

Die **Mongols** oder **occidentalischen Tartarn**, bezahlen einen Tribut nach **China**, ob sie gleich von ihren eigenen Fürsten regiert werden. Ihnen hat sowohl der heutige **Chinesische** als der **Mogolische** Thron seine Gründung zu danken. Kriege und Uneinigkeiten haben dieß Land, wo ehemals alle asiatische Pracht und Künste blühten, heutiges Tags zur Einöde gemacht. Unter ihnen sind die Völker begriffen, die man **Kalkas**, **Eluchs** und **Kalmucken** nennt. Alle haben einerley Sprache, Religion und Sitten.

Sie führen ein schweifendes Leben, wie die **Araber**, und haben nirgends einen beständigen Aufenthalt. Sie leben nach der Regel, daß das Gras gemacht sey die Thiere zu ernähren, und die Thiere zum Unterhalt der Menschen. Von ihren Horden hat jede ihren **Khan**. Ihre Zelte haben oben ein Loch, aus denen der Rauch ziehen kann, sie ziehen sie allen **Chinesischen** Pallästen vor. Der Thee und distillirte Pferdemicke, ist ihr ordentlicher Trank. Das roheste oder halbgeröstete Fleisch ist ihr liebstes Gericht. Ihre Unreinigkeit und ihre übelriechenden Zelte von Schaafsfellen, lassen sie daher von den **Chinesern** Spottweise nur die stinkenden **Tartarn** benennen.

Die **Mongols** sind von mäßigen untersehtem Wuchs, von breiten platten Gesicht, brauner Farbe und schwarzen Haar, das wie ihr weniges Bartthaar so hart, als bey den Pferden ist. Sie schneiden: es
kurz

kurz ab, und behalten nichts als einen Busch auf dem Kopfe, den sie lang wachsen lassen. Sie leben in ihrer Sittenlosen Wildheit mit dem Vieh auf einer Ebene, und brennen den Dünge statt des Holzes: niemand hingegen versteht sich so gut mit Pferden umzugehen, als sie. Sie sind aufgeräumt, und immer geneigt sich lustig zu machen, sorgenlos, fröhlich, und gegen Fremde leutselig und höflich.

Ihre Kleidung besteht in einem langen Hemde und in baumwollenen Beinkleidern, und ihre Uberskleider sind von gleichem Stoff mit Pelz gefüttert. Ihre Stiefeln von russischen Leder gemacht, sind groß, und ihr Kopfschmuck ist eine Plümnitze, wie die orientalischen Tartarn tragen. Pile, Bogen und Pfeil ist ihr Gewehr.

Sie haben gewöhnlich nur eine Frau, leben von weidenden Vieh, Ochsen, Kameelen und Schaafen, und hassen die Schweine. Ihre Lamas oder Priester, sind von einer unglaublichen Unwissenheit und Stolz, sie nehmen überall den Vorrang, verführen die Mädchen, verkaufen die Sündenvergebung, zaubern, machen Wetter, beschwören die Geister, und plündern das Volk auf alle Art.

Der Kaiser von China, der den Titel als Groß-Khan führt, setzt die Fürsten ein, und entscheidet in letzter Instanz. Sie selbst herrschen über ihre fünfzig Fahnen oder Horden mit einer despotischen Gewalt, die durch Vertraulichkeit und gefälliges Benehmen gemäßiget wird.

Statt des vormaligen Dalai-Lama, herrscht jetzt in geistlichen Sachen der Khoutoukrou, von welchem das Volk die Allwissenheit, die sein Name anzeigt, glaubt. Niemand als er und die Fürsten dürfen, wie in China, die gelbe Farbe tragen. Er altert und verjüngt sich, sagen sie, wie der Mond. An Festtagen erscheint er in Begleitung von Musik, unter einem prächtigen sammtnen Thronhimmel auf einem grossen Kissen getragen, und auf jeder Seite das Bild seines Gottes. Die übrigen Geistlichen sitzen am Eingange seines Pavillons, und lesen stillschweigend in ihren Büchern. Das Volk fällt zur Erde, und giebt sein Vergnügen darüber durch Tänzgen zu verstehen. Die Lamas bringen alsdenn die Räucherfässer und veräuchern, Gößen, Hohenpriester und Volk. Der Khoutoukrou läßt alsdenn Schaarsen mit süßem Getränk unter die Häupter der Fahnen austheilen, und begiebt sich mit Musik in sein Zelt zurück.

Der größte Theil der grossen Tartarey wird von den Kluths oder Kalmuken *) bewohnt. Die Menge der Wüsteneyen, rühret von der ungemein hohen Lage dieses Landes her, wo der Wassermangel und die Eiskalten Nächte, die Sandstächen, und die Menge der wilden Thiere, noch ganze Länder unbewohnt lassen, ob sie gleich die fruchtbarsten Ebenen von der Welt werden könnten. Diese Tartarn ver-

achten

*) Kalmuken ist ein Schimpfname, den ihnen die Russen gegeben haben.

achten aber den Ackerbau, und das Abbrennen des Heues, das oft in einer Flamme von 10 Stunden fortbrennt, ist die einzige Düngeung, die sie kennen.

Die *Pluths* sind von Natur beherzt, gehen aber nicht auf Raub aus, sie haben ein natürliches Gefühl von Billigkeit, und ihr höchstes Vergnügen besteht im Veraufschen. Sie heurathen so viel Weiber als sie wollen, und oft der Vater seine Töchter. Alle, die über vierzig Jahr alt sind, werden nur als Magde angesehen, denen sie den Unterhalt bewilligen, um ihr Hauswesen zu besorgen, und an ihrer statt nehmen sie junge Weiber. Die Kinder haben eine außerordentliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern, besonders gegen den Vater, nach dessen Tode sie die äufferste Trauer, Fasten, Enthalten von Weibern, und jährliche Besuche seines Grabes beobachten.

Die Nation, die die ungemessenen *tatarischen* Wüsten bewohnt, theilt sich vornemlich in drey Zweige. Die eigentlichen *Pluths*, deren Fürst Verzugsweise der große Khan der Tartarn genannt wird; *Tibet* oder das Königreich *Bouton*, welches von den Fürsten, die den Lama verehren, regiert wird, und das Land von *Karazin* und *Usbeck*. Jeder Stamm dieser Zweige, die im Kriege sämmtlich vom großen *Tartarkhan* abhängen, besteht aus gewissen Fahren oder Horden, die ein Oberhaupt haben, und in einer genauen Geschlechtsfolge ihrem Khan zu Rathen, Generalen und Begleitern dienen.

Der älteste Khan tritt allezeit an die Stelle des Verstorbenen. Ihre Einkünfte bestehen aus den

Zehnten der Heerden, und in der Beute. Ihre Zelte sind durch ihre Höhe und ihr buntfarbiges Ansehen unterschieden. Der große Khan der Tartarn von Klurk, kann über 100,000 Mann ins Feld stellen. Jede Horde hat ihre Fahne, die aus einem Stücke Zeug besteht, an einer 12 Fuß hohen Stange befestigt. Auf der Fahne steht ein Thierbild und der Name der Horde darunter. Die Fahne wird im Marsch unmittelbar nach dem Khan getragen, der die Horde führt.

Die Waffen der Klurks bestehen in Bogen und Pfeilen, und die heutigen Tartarn besitzen noch eben die Geschicklichkeit, welche die alten Parther hatten, noch in der Flucht ihren Feind zu schlagen. Ihre Röhre, die auf sechs Fuß lang sind, werden mit einer Lunte abgebrannt, und der Kernschuß trägt auf 600 Schritt. Ihre ganze Macht ist beritten, gehelmt und mit Panzern und Lanzen versehen. Sie sechten, ohne in Reihen und Gliedern geschlossen zu marschiren. Sie ziehen, wie die Türken, mit allen ihren Reichtümern zu Felde, und wenn sie die Schlacht verlierten, so bleiben ihre Weiber, Kinder, Vieh und Zelte in der Gewalt des Ueberwinders. Die Beute ist ihre Löhnung, und die Gefangenen ihre Sklaven.

Der große Khan ist niemals ohne einige tausend Unterthanen, die um ihn herum kampiren, er begegnet ihnen mit eben der Güte, als ob sie seine Kinder wären. Die Art, durch Verwüstung der Länder Krieg zu führen, ist undenklich alt, und sie selbst sind we-

gen ihrer Menge Pferde, und ihrer Jagd niemals in Verlegenheit des Unterhalts.

In der schönen Jahreszeit, zeigen sich die Rhans sehr prächtig in Goldstof gekleidet, den ihnen der chinesische Handel verschafft. Im Winter haben sie das schönste Pelzwerk von der Welt, und die Weiber sehen in ihren rothen Stiefeln und Pelzmützen von Zobell mit Fawensfedern besteckt, in der That sehr artig aus. Sie reiten so gut wie die Männer mit ausgestreckten Beinen, tragen ein Stück Tuch, wie an den Husaren Mägen, vor dem Gesicht, und bedecken sich zweyer Ärmel. Sie sind gemeiniglich dick, und halten eine kleine Nase vor eine Schönheit.

Ihre Hütten von rundgeslochtenen Weiden, oben spitzig zusammen gebunden, stehen auf vierrädrigen Wägen, über welche sie auf jeder Seite fünf Fuß hervorragen. Man braucht zwölf Ochsen dazu, um diese beweglichen Häuser fortzuschaffen. Die Körbe, welche den Hausrath enthalten, sind geslochtene Weiden, gemahlt, mit Federn besteckt, und mit Fiszgenen übertünchten Decken, sie werden auf Wägen mit Kameelen bespannt, fortgeschafft; die Körbe bleiben auch allezeit auf den Wägen zu beyden Seiten der Hütten, denen sie zur Verwahrung dienen. Das Vette des Herrn, wird der Thüre gegenüber allezeit nach Mittag zugerichtet, die Weiber haben die linke Seite, und über des Mannes Platz, steht das Bild des Schutzgottes der Familie; auf beyden Seiten sind Eiter von Pferden und von Kühen gemahlt, als Sinnbilder, die an Fleiß und Wartung ihrer ernäh-

tenden Thiere erinnern sollen. Das Blut ihrer Pferde giebt ihnen Würste, und das Fleisch an der Sonne getrocknet, ihre gewöhnliche Nahrung. Ausser den fremden Wein, haben die tartarischen Herren auch vortrefliche Getränke aus Reis, Honig und Hirse gemacht, und die distillierte Milch ihrer Pferde, ist eins der hitzigsten Verausungsmittel. Aus eben dieser Milch, machen sie eine beissendscharfe Butter, die ihnen sehr gut schmeckt.

Ihre Feste fangen mit der Besprechung ihrer Götterbilder an, nachdem wird ein Gefäß zu Ehren des Feuers ausgegossen gegen Mittag, ein anders gegen Morgen zu Ehren der Luft, gegen Abend zu Ehren des Wassers, und gegen Mitternacht den Verstorbenen zu Ehren. So bald dem Herrn des Hauses zu trinken gegeben worden ist, fängt die Musik an. Die Bedienten fangen alsdenn an zu tanzen, und in die Hände zu schlagen, man giebt alsdenn das trinken in der Reihe herum, und hört nicht eher auf, bis das Getränke verauscht. Das Nöthigen zum trinken geschieht, indem man den Gast bey den Ohren nimmt und Appetit macht, bis er den Mund aufschut.

Kein Tartar kann eher heurathen, bis er im Stande ist eine Frau zu kaufen, er sucht sie alsdenn auf, weil sie sich versteckt, und führt sie als eine Beute nach Hause. Kein Verbrechen wird bey den Tattarn am Leben gestraft, wenn nicht der Thäter über der That angetroffen worden ist. Todschlag, Ehebruch und ein wichtiger Diebstahl allein, sind der Todes-

Todesstrafe werth, kleinere Verbrechen ziehen nur Prügelstrafe nach sich.

Die Usbeckischen Tartarn oder Turkomanen in Karazin, geben sich vor die Stammation der Geshmannischen Linie aus. Sie wohnen am Flusse Amur, dem ehemaligen Orus, haben ein viereckiges plattes Gesicht, und eine braune Farbe, sie geben dem Khan der Tartarn Tribut, bekennen sich aber zur Mahomedanischen Religion. Diese Tartarn wohnen den Winter über in traurigen Städten, wie Turkestan ist, und kampiren im Sommer an den Ufern des Raspischen Meeres. Jagd und Räuberey ist ihre einzige Beschäftigung.

Sie überlassen den Weibern die Sorge für die Heerden und Felder. Sie selbst leben lieber vom kümmerlichen Raub, als daß sie sich an ein ruhiges und bequemes Leben gewöhnten, das ihnen reichlichen Unterhalt geben könnte. Sie verkaufen ihre Sklaven und Gefangenen den Persern, Armeniern und Indianern.

Die Ubecks, welche ihren Namen, so wie die Mongols und alle Tartarische Völkerschaften von ihren Khans haben, bringen ihr Leben in einem beständigen Wüthigange zu. Sie waren ehemals unter Persischer, nachher unter Arabischer Herrschaft. Gengis-Khan eroberte ihr Land und Tamerlan nach ihm. Die Einwohner geriethen wieder unter Persische, und zuletzt, da sie die Ubecks zu Hülfe rufen, unter dieser ihre Macht, welche sich noch erhält.

Mit ihnen gränzen die Bucharen, unter welchen die Städte Bockhara, Samarkand und Balk, der Grösse und des Handels wegen mit Persien und Russen, bekannt sind. Zur Akademie der Wissenschaften nach Samarkand, kommen aus der Türkei, Persien und den Mogolischen Staaten häufig Studierende, weil sie die berühmteste in allen Mahomedanischen Ländern ist. Balk ist der Mittelpunkt der Handlung zwischen der Bucharey und Indien. Die Ubocker haben heutiges Tags die Regierung in Händen.

Die Bucharen sind von mässiger Grösse, ziemlich weis, haben grosse, braune und feurige Augen, Habichtsnasen, schwarze Haare und Bart, und ihre Weiber sind schöner, als alle andere Tartarinnen. Sie unterscheiden sich in Kleidung und Religion wenig von der türkischen. Die kleine Bucharey wird ganz uneigentlich so genannt, da sie viel grösser, obgleich nicht so bevölkert ist, als die grosse. Sie sind die gesittetsten, reinlichsten und fleissigsten unter allen Tartarn, sie treiben Handel, und wohnen in ziemlich gut gebauten Häusern, sie haben so gar, ob sie gleich den Mahomedanismum üben, eine Kenntnis von Christo, und Fähigkeit glücklich zu werden.

Von den Deutschen.

Alles hat sich in den Nationen, die den teutschen Staatskörper ausmachen, so geändert, alles im Charakter und in Sitten hat sich so verändert, daß Tacitus bey dem heutigen Anblick der Teutschen seine Urtheile über Unfähigkeit widerrufen, und die Hr. Bouhours und Dacier sich schämen würden, Nationen nach dem Maße messen zu wollen, das sie unendlich überwachsen haben. Nirgendwo ist die sittliche Kultur höher, die Fähigkeiten leuchtender und die Größe des verschiedensten Charakters schöner und vortheilhafter gebildet worden, als in den Theilen Germaniens, die unter Josephs, Friedrichs und Augustens Zepter nichts von den Alten, als ihre Tugend, nichts von den neuern Völkern, als ihre partielle Vorzüge vereinigt und verschönert angenommen haben. Da, wo sonst Indolenz und abgeschmackte Vorurtheile herrschten, ist Fleiß, Wissenschaft und Kunst aufgeblüht; da, wo ehemals Armuth und Dürftigkeit elender Küstbewohner das sandige Ufer überzog, blüht jetzt ein zweytes Paris, Manufakturen, Akademien, Handel und unübersehbare Heere, die ihn beschützen und erweitern; da, wo sonst thracische Schmäuse und rohe bacchantische Unsittlichkeit herrschte, hat Vernunft, Sitten und Geschmack die Oberhand gewonnen. Die Ufer der Donau, der Spree, und der Elbe, zeigen das Ge-

genbild von allen den fürchterlichen Gemälden, die Tacitus ehemals von ihren wilden Hordenvölkern und Waldbewohnern machte. Seit dritthalb Jahrhunderten ist eine so erstaunenswürdige Veränderung in Sitten, Gebräuchen und Denkungsart, und in der letzten Hefte des jetzigen, in Geschmack und Fähigkeiten vorgegangen, daß keine Nation, die diesen schnellen Trieb zur Vollkommenheit bemerkt hat, der unserigen Achtung, Ehrerbietung, und Bewunderung versagen kann; und möchte die Zeit und ihre unermüdliche Revolution die Epoche schonen, und da, wo sie Blüthe hervortrieb, die Reife erhalten und nie unsern Verfall ersen!

I.

Tugenden der Teutschen.

Nur das Schöne aus Tacitus Gemälde ist passend auf uns: wir wiederholen es mit den Worten eines Engländer. Ihre Gütigkeit, Leutseligkeit und Gastfreundschaft sind bekannt, die Redlichkeit und Aufrichtigkeit ächter Teutschen, sind noch ein Sprichwort, wie sonst. Wenn sie auch viel fremde Gebräuche angenommen haben, so haben sie doch das Eigene nicht dabei vergessen, und weder die Franzosen in ihren überflüssigen Verfeinerungen, noch die Italiener in ihren falschen Begriffen von Größe slavisch kopirt. Ihr Tisch hat einen hinlänglichen Ueberfluß, ohne schwelgerische Leckereien, und ihre Lebensart ist anständig, ohne verschwenderisch zu seyn. Ihre Fürsten lieben zwar das Gepränge, sie verstaten aber
den

dennoch einen öftern freyen Zutritt, und lassen nie einen ungegründeten Stolz, die Vergnügungen einer guten Gesellschaft hindern.

Gebult, Fleiß und unermüdlische Arbeitsamkeit, ist so sehr der eigenthümliche Charakter der **Teutschen**, daß beynahe alle große und wahrhaftig nützliche Erfindungen im Herzen von **Teutschland** entdeckt, oder doch bey Fremden, **Teutschen** ihren Ursprung zu danken haben. Die glücklichsten Zufälle würden ohne diese Fähigkeiten, ohne die eigenen und erworbenen Tugenden der **Teutschen**, nichts vermöcht haben. Wachsamkeit, Applikation und Behutsamkeit, sind die Ursachen, welche die glückliche Entwicklung einer bewundernswürdigen Menge von Fähigkeiten hervorbrachten ließen, welche Universitäten und Akademien, Fabriken und blühende Städte, Höfe und Armeen mit grossen Namen erfüllte.

Keine Nation ist von Natur geschickter, sich an Höfen empor zu schwingen. Sie besitzen die Halsstarrigkeit in Unternehmungen, die keine sehlgeschlagene Hofnung zu Herzen nimmt, die Staubhaftigkeit, dem Glück, den Gefahren und den niedrigen Erfolgs zu trotzen, die Unerbrosenheit, alle Hindernisse zu übersteigen, und früher oder später die Ausführung ihrer Absichten zu vollenden.

Eine Beharrlichkeit bey dem ersten Vorsatze, ist **teutschen** Gemüthern so tief eingepträgt, daß wenn sie sich aus Bewußtseyn vorzüglicher Gaben, aus Gefühl ihrer Kräfte, an die ehrgeizigsten Unternehmungen wagen, so lömant ihnen keine Nation in Beständigkeit

digkeit und Lebhaftigkeit, keine im Feuer und in Treue der Ausführung löblicher Vorsätze. Aus ähnlicher Denkart kann sie nichts aufhalten, wenn sie einen grossen Zweck vor Augen haben, weder Patriotismus, noch andere Leidenschaften besiegen ihren ruhmlichen Stolz, sich der Erniedrigung zu entziehen, sie verlassen lieber muthig die Scene ihrer Schande, und wo sie sich hin entfernen, da reißt sie ihr ungebeugter Geist, den Gebrauch ihrer Talente wieder so kühn hervorzusuchen, als ob ihr Glanz nie wäre verdunkelt worden.

Die Gutmüthigkeit der Teutschen, die Wahrheit und Aufrichtigkeit ihres Charakters, ihre edle Aufrichtigkeit, die jeden für eben so wahr und treu hält, ist die Schuld, daß andere Nationen unsere Einfalt, leichtgläubigkeit, und bisweilen zur Abergläubigkeit ausartende Treuherzigkeit verunglimpft haben. Dieß alles ist aber in den gegenwärtigen Zeiten so selten geworden, daß der verlorene Zug nur darzu dient, an die Quelle der Tugend, nemlich der angebohrnen Güte des Herzens, welche unverloren im Blute echter Teutschen fort wallt, mit Vergnügen sich zu erinnern.

Die daraus stammende Treue, und gedultig fromme Unterwürfigkeit der Teutschen gegen ihre Fürsten, ist desto hochachtungswürdiger, da ihrer natürlichen Neigung nichts mehr widerstreitet, als im geringsten nachzugeben. Wenn sie nicht von Absichten des Eigennuzes, oder des Ehrgeizes zurückgehalten werden, so ist kein Volk weniger gelassen, keines abgeneigter

genelgter, Beschimpfungen zu ertragen, seines leichtes durch die größten Kleinigkeiten aufzubringen. Ihre Empfindlichkeit ist so ausnehmend, daß ihre Nachbarn die Franzosen, welche in diesem Punkt gleiche Gesinnungen mit einem Theil ihrer Stammältern haben, diese Hefigkeit, womit sie ihre Ehre verfechten, zu einem alten Sprichwort gemacht haben. Quereile d'Allemand, ist ein Ausdruck, den sie seit vielen Zeiten gebraucht haben, einen ernsthaften Zank über Kleinigkeiten zu bezeichnen. Die Natur giebt dem Deutschen eine Gewalt über seine Leidenschaft, die ihn in den Stand setzt, sie zu unterdrücken, so oft es seine Wohlfahrt erfordert, und seine Klugheit begabt ihn mit einer Kaltblütigkeit, die ihn sein Ziel niemals aus den Augen verlieren, und allem entsagen läßt, was ihn von der Tugendbahn abbringen könnte.

Die Tugend der standhaften Entschlossenheit, welche die Deutschen nie verläßt, und aus ihrem unermüdeten Fleiße entspringt, bewirkt die sichern, obgleich langsamen Progressen, welche die Deutschen von jeher in solchen Unternehmungen machen, deren Erfolg von der Emsigkeit abhängt. Ihr Genie gleicht einem fruchtbaren, obgleich groben und zähen Boden, der die arbeitsamste Kultur erfordert. Ihre Fähigkeit liegt zu tief, als daß eine Bemühung, die nur die Oberfläche berührt, sie zur Reife bringen könnte: wenn aber das Maas von Arbeit darauf verwandt wird, so sieht sich der Besizer reichlicher belohnt, als bey dem unthätigen Spanier, und dem superstitiellen Franzosen.

Sie

Sie übertreffen alle andere Nationen in allen Erfindungen des Verstandes, die nur durch Länge der Zeit und hartnäckigen Fleiß, zur Vollkommenheit gebracht werden. Eine Fertigkeit in verschiedenen Sprachen ist in Teutschland gewöhnlich. Die größten und mühsamsten Kompilationen und Systeme sind ihre Arbeit, die Bereicherung mit den Schätzen aller Nationen ihre Absicht. In allen Zweigen der Physik und Mathematik ist ihr Vorzug offenbar. In mechanischen Künsten waren sie lange vor den Engländern und Franzosen berühmt. Buchdruckerey, Pulver, Luftpumpe, Orgel, Magnet, u. die wichtigsten Entdeckungen der Welt rühren von Teutschen.

Im jetzigen Perioden einer allgemeinen Kultur, werden ihre Talente so hoch geschätzt, daß Italien die Direktoren ihrer Kapellen, Rußland die Anstalten der Erziehung, England seine Eroberer und Frankreich seinen Wig, von den Teutschen nimmt. Fabriken und Handelsstädte, sind an allen Oertern der Welt mit Teutschen erfüllt, und blühen nirgend, wo schöner, als auf dem germanischen Boden. *) Überall hat eine durchgängige Erfahrung gelehrt, daß Redlichkeit in unsern Handlungen und Abscheu gegen alle Ränke, der sicherste Weg zu einem glücklichen

*) Auch ist kein Reich so stark bebaut und bevölkert, als Teutschland. Man zählt über 2300 Städte, und auf 24 Millionen Menschen, in denen 11124 geogr. Quadratmeilen, die es enthält.

lichen Erfolge in allen rechtmäßigen Unternehmungen sind.

Daher setzt eine nachdrücklichere Ermunterung in fernern Ländern, wo sich teutsche Kolonien unter einer glücklichen Staatsverfassung niedergelassen haben, die Teutschen in dem Stand, in ihrem wahren Glanze zu erscheinen, und sich jene Belohnungen zu erwerben, welche in diesen untrammisirten und glücklichen Ländern ihre unzertrennlichen Gefährten sind, und überall seyn sollten. Die teutschen Emigranten machen sich überall durch ihre Redlichkeit ehrwürdig, ein Charakter, der allezeit ein unwiderstehlicher Reiz ist, Vertrauen und Hochachtung zu erwerben, der auf allen Seiten einen herzlichen Eifer erregt, so verdienstvolle Nachbarn in ihren Bemühungen nach und nach zu unterstützen, aus der Überzeugung, daß man eine reichliche Vergeltung und Theilnehmung an den ungezählten Vortheilen erwarten kann, welche aus einer so nützlichen Nachbarschaft erwachsen müssen.

Redlichkeit, Einfalt, Arbeitsamkeit und Wirtschaftlichkeit, können mit Recht die Kardinaltugenden der Teutschen genannt werden. Der unermüdete Gebrauch der beiden letztern Eigenschaften, ist besond'ers ein Gegenstand der Bewunderung für alle die, welche durch Teutschland reisen. Die Kolonisten aus Teutschland, welche die fruchtbaren Gefilde von Pensylvanien anbauen, sind in dieser Betrachtung Leute, die man allen andern Kolonisten, als Muster vorstellen kann, denn sie geben nach dem Zeug:

Zeugniß der Engländer, seinem in der pünktlichen und redlichen Erfüllung aller der Pflichten etwas nach, welche die trefflichsten Glieder der Gesellschaft ausmachen; eine Wahrheit, welche alle Engländer mit Dankbarkeit gestehen müssen, wenn man erwägt, wie edel sie den Schutz und Beystand, den sie von den Britten genossen, dadurch vergolten haben, daß sie binnen weniger als einen halben Jahrhundert, die Reichthümer und den Werth einer der wichtigsten Kolonien fast zehnfaltig vermehrt haben.

Wir haben uns lange bey den Tugenden einer Nation aufgehalten, deren lebenswürdige Seite ihre Schwäche so sehr verdeckt. Wir sollten nach den Geboten des Himmels unsere Urtheile durch Nachsicht mildern, und vor allen Dingen überzeugt seyn, daß Verleumdung nur den Boshaften und Niederträchtigen willkommen ist, daß die Entdeckung von Fehlern einer empfindsamen Seele schmerzlich seyn muß, und daß die Kritik über Vergehungen einem erleuchteten Verstande kein Vergnügen gewähren kann. Es ist eine weit angenehmere Arbeit, wenn man Gemälde entwerfen kann, die mehr Licht als Schatten, und keine widrigen Farben erfordern, wenn der Maler entzückt von der Schönheit und Vollkommenheit seines Sujets sich nicht scheuen darf, es in seinem ganzen Umfange vor Augen zu stellen, ein Glück, wenn dieß Gleichniß auf einzelne Personen paßt, und ein noch weit größeres, wenn wir, ohne die Wahrheit zu beleidigen, eben das auf ganze Nationen anwenden können.

Teutsche Nationen.

Diejenigen, welche die Gemüthsart der Teutschen studirt haben, *) können sich nicht genugsam wundern, wie eine so rauhe, so kriegerische, standhafte und unerschrockene Nation, sich dem Despotismo unterwerfen konnte.

Zu den Zeiten der Römer waren sie das einzige freye Volk, und von ihnen verbreitete sich die Freyheit nach dem Untergange des römischen Reichs durch ganz Europa. Das Erstaunen wird dennoch aufhören, wenn man erwägt, daß die Teutschen von Nationen bezwungen wurden, die von ihnen selbst abstammten. Da diese ihr väterliches Land verließen, um andere Länder zu erobern, und sich darinnen nieder zu lassen, arteten sie nicht aus, sondern behielten vollkommen den Muth, und die männlichen Sitten ihrer Vorfahren, und verbanden damit durch die Vermischung mit dem Volke, dessen Herrschaft sie von den Römern auf sich brachten, die Künste und Erfindungen, welche Rom durch seine zahlreichen Kolonien aller Orten eingeführt hatte.

Da Karl der Große, der Stifter des occidentalischen Kaiserthums, es unternahm, die Teutschen zu civilisiren, und unter seine Vorherrschaft zu bringen, griff er sie mit Heeren an, die nicht allein eben so kaiserlich,

*) E. die Beherzigungen vom teutschen Nationalgeist, und noch etwas zum Nationalgeist.

tapfer, sondern auch besser bewafnet und geübt, als sie waren. Sie wußten nichts von der Weichlichkeit, der vornehmsten Ursache, warum vorher die Römer, trotz ihrer größern Kenntniß im Kriegswesen, unterlegen hatten. Dennoch ward es ihm selbst mit solchen Leuten nicht leicht, die **Teutschen** zu bezwingen, deren unüberwindliche Liebe zur Freiheit, sie zu einem heftigen und wiederholten Widerstande reizte, bis er zahlreiche Kolonien von ihnen nach **Frankreich** verpflanzte. Sie leisteten dort eben die Dienste durch Kultur des Landes, welche fünf Jahrhunderte nachher die **französischen** Exulanten unsern Manufakturen erwiesen. Die Städte, welche zu der Zeit, da Künste und Handlung zu blühen anfingen, den Geist der alten Freiheit wieder belebten, und das tyrannische Joch abschüttelten, bildeten sich zu Republiken, und traten zu ihrer Sicherheit in den hanseatischen Bund, aus welchem noch die jetzigen Reichsstädte Freiheiten und Vorrechte erhalten haben.

Diese Städte sind noch immer zahlreich, und voller von Gewerbe und Reichthum, als andere **teutsche** Städte. Wegen ihres Ueberflusses an allen Arten von Bequemlichkeiten, sind viele von ihnen eine angenehme Zuflucht für Leute von Erziehung, besonders aus den Ländern der Fürsten, deren Unterthanen sich freuen, wenn sie Gelegenheit haben, diese Sitze der Freiheit zu besuchen. Nach der Menge zu urtheilen, die oft diese Städte erfüllt, hat die Freiheit immer noch den natürlichen Reiz für wahre **Teutsche**, von denen sich die unbezwinglichen **Schweizer** trennen,

ten, und ihren Herosinus mit dem Wall der Gebürge versehen, aus denen sie nie Vorthail oder Tyranny hat verjagen können.

Die Einwohner der freyen Städte haben sich jezeit durch ihre Geschicklichkeit und Kunstfleiß hervorgethan. Ihre Fähigkeiten in allen Arten von mechanischen Künsten haben allezeit vorzüglich gegläntzt. Viele ihrer Kaufleute haben große Rollen in der Handlungswelt gespielt. Wenn sich Frankreich eines Jacques Coeur, und England eines Thomas Gresbam rühmt, so kann ihnen Teutschland einen Jagger entgegenstellen, dessen edelmüthiges Betragen gegen Karl V. in Erlassung einer Tonne Golds, die ihm der Kaiser schuldig war, nie von einem Unterthan übertroffen oder nur erreicht worden ist.

Die Emigranten aus Frankreich trugen bald Geschmack, Übung ihrer Künste, Sittlichkeit und Freilichkeit in die teutschen Städte herüber. Waffen, Künste, Gelehrsamkeit, Geist der Kultur, bereicherte ganze Provinzen, und vertheilte sich in allen Städten. Lustigkeit vermischte sich mit Ernsthaftigkeit, Geselligkeit trat an die Stelle der Feyerlichkeit, Vergnügen des Wihes ersetzten die ehemaligen Schmausereien, und die Emigrationen wurden die Ursachen, die Brandenburg erhob und Frankreich schwächte, Salzburg verarmte und die Kolonien bereicherte.

Keine Fürsten haben sich größere und glücklichere Mühe gegeben, ihr Land und ihre Unterthanen zu kultiviren, als das Haus Brandenburg. Eine glück-

liche Folge von drey Fürsten, die in ihren Bemühungen sehr standhaft waren, mußte darzu beitragen, diesen Staat auf eine so gute und dauerhafte Art einzurichten, welche den jetzigen König im Stand setzt, Talente zu zeigen, worüber Europa erstaunt. Friedrich Wilhelm pflanzte seinen Unterthanen den kriegerischen Geist ein, die sich einer beständigen Vertheidigung ausgesetzt sieht. Seine Kriegsthaten, seine Siege, und selbst seine Niederlagen waren glorreich. Sein Sohn hatte mit nicht so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, und davor völlige Muse, Künste und Wissenschaften einzuführen. Sein Enkel ward in seiner Kriegsverfassung das Muster vieler Fürsten, deren Hauptsystem war, alle Verschwendung einzustellen, die Unterthanen von drückenden Abgaben zu befreien, nicht mehr Geld von ihnen zu erheben, als die Bedürfnisse der Regierung erforderten, und ihnen völlige Freyheit zu lassen, sich zu bereichern, und Schätze für die Zukunft zu sammeln.

Sachsen hat lange Zeit seine Nation unter der Verbindung mit Pohlen, als den Ausbund der teutschen Völker bewundern lassen. Sie zeichnen sich, sagt der Herr von Pöllnitz, *) durch eine natürliche Tapferkeit, und durch körperliche Stärke und Thätigkeit so sehr aus, daß es der große Gustav Adolph seinen Generalen ernstlich befahl, seine Armeen vornemlich aus Sachsen zu rekrutiren. Außer den

*) la Saxe galante, conf, la pure verité. La cour de Tressalino.

den Eigenschaften, die ihnen die Natur zum Kriege gegeben hat, zeichnen sie sich nicht weniger durch diejenigen aus, welche einen Menschen zu den schwersten, sowohl gelehrten als politischen Unternehmungen geschickt machen. Sie sind in ihren Bemühungen unermüdet, und bewgisen den arbeitsamsten Fleiß in Künsten und Wissenschaften, worinnen sie sich vor allen andern Teutschen hervorgethan haben. Sie besitzen vollkommen die Diebsamkeit und Willfährigkeit, welche Anhänger und Gönner erwirbt, und es fehlt ihnen nicht am Scharfsinn, der jeden Umstand zu seinen Vortheil anzuwenden weiß. Darzu kommt die Lebhaftigkeit, welche sie von vielen andern Teutschen unterscheidet, und ihren Umgang so angenehm macht. Sie löst ihnen einen Hang zu Vergnügen ein, und giebt ihnen Gelegenheiten, ihren Wiß und Gegenwart des Geistes zu zeigen, worinnen sie alle ihre Landleute so sehr übertreffen, als in den untergeordneten Stücken seiner Naturgaben, im guten Geschmack, in ihrem Anzuge, Meublen, Ergößlichkeiten und allen Arten von Aufwand, in welchen sie das schätzbare Geheimniß besitzen, Glanz mit Oekonomie zu verbinden.

Die sächsischen Frauenzimmer geben den Mannspersonen in nichts nach, und werden gleich ihnen für die vorzüglichsten in Teutschland gehalten. Sie sind so außerordentlich reizend in Allem, was sie der Achtung der Mannspersonen empfehlen kann, so, daß die teutschen Jünglinge oft nach Sachsen gehen, um sich Gesellschafterinnen für ihr ganzes Leben zu wählen. Ausser ihrer Schönheit empfiehlt sie auch

die Kenntniß aller nützlichen und zierenden Künste, welche ihre natürlichen Reize so sehr erhöhen, die aufgeräumte Gemüthsart, die jeden bezaubert, die Güte, die Treue, die sie zu Mustern im Ehestande macht: ihre natürliche Offenherzigkeit setzt sie über alle Verstellung hinaus, und bewährt das Bild, das der Mahler der Grazien und des Bardengesangs Ringulphs *), von den germanischen Mädchen so trefflich entwarf.



Von

*) Hrn. Kretschmars Gesang Ringulphs des Bardens, als Varus geschlagen war.

Von den Türken.

Allgemeine Ausichten.

In der That ist es beynahe unbegreiflich, wie ein Staat bestehen kann, dessen ganze Einrichtung in Autonomie und darinmen, daß keine ist, sich erhält, in welchem Usurpation und Despotismus die einzige Absicht der Vornehmern, Geschenke, Bestechung und Gewalt die Wege, und Rebellion oder Gefchlosigkeit die Wirkung davon ist, in welchem kein Rang und Stand, keine Familie, keine Erziehung, kein Interesse zwischen dem Volk und den Obern ist, — in welchem die Subordination entweder fehlt oder durch Willkühr in barbarische Tyrannen auferartet, — in welchem das Kriegswesen und die Schifffarth von unwissenden Anführern über wils zusammen gelaufene undisciplinirte Räuber versehen wird, — in welchem Handel, Manufaktur und Wissenschaft in den Händen der Ausländer ist, — in welchem Bassas und Agas dem Vizie nur in sofern gehorchen, als sie wollen, und der Sulcan nur den Namen des Regenten in einer völligen Gefchlosigkeit führt, denn das Sitten- und Gesetzbuch, der Koran, ist eben so voller Widersprüche, als lächerlicher Träume; — in welchem die fruchtbarsten Länder, Aegypten, Morea, Georgien und Kandien entweder in innerlichen Kriegen verheeret, oder was sie eintragen, der Raub der Bas-

sen wird, welche wieder vom Sultan geplündert, und ihre eingezogenen Güter im Schatz eingemauert und ungenutzt vergraben werden, — in welchem Turkomanen, Drusen und arabische Herden ohne feste Sitze das Land nur durchziehen und ungebaut verwildern lassen, — in welchem der Charaz oder Kopfgeld die einzige richtige Einnahme und die Gewalt, Erpressung und Auszugung das einzige Mittel ist, wodurch sich unerzogene aus dem Staub erhabene Befehlshaber erhalten, und ein Fantom bilden, das den Namen eines Staats und Reichs nicht verdient.

I.

Religion der Türken.

Die Bekenntung zur türkischen Religion scheint anfänglich nichts zu enthalten, das mit der Vernunft im Widerspruch ist. Die erste Glaubensformel besteht nur in diesen Worten: „Allah il Allah, Muhamed resul Allah:“ oder; Gott ist ein Gott, und Muhamed sein Prophet. Die Abwaschung, Fünftung und Beschneidung, sind die einzigen Aufnahmungssecreten. Diese Einweihung ist aber nur der erste Schritt, der von einer Menge Gebräuche begleitet wird, die eben so ungereimt, als die Glaubensmaximen widersprechend sind. Jeder Satz des Korans wird als eine unmittelbare Offenbarung Gottes angesehen. Dadurch werden die Ramazans oder Fasten, die Abwaschungen der Glieder, nach bestimm-

ten

ten Zelten und Gebrauch, die Wallfahrt nach Mekka, das Erinken vom Wasser, worin des Propheten altes Kleid getunkt worden ist, die Wiederholung aller neun und neunzig Namen befohlen, die nach einer Schnur von neun und neunzig Knoten, die Eigenschaften Gottes bemerken, dadurch werden diese Gebräuche als unentbehrliche Heilmittel so empfohlen, daß ohne sie das feinste Herz und der stärkste Glaube vor unzureichend angesehen werden, und aus allen Sätzen des Korans folgern ihre Lehrer, daß alle, die nicht des Propheten Lehre annehmen, ewige Gegenstände der göttlichen Rache sind, daß alle Gewalt, Raub und Betrug gegen diejenigen erlaubt ist, die ihrer Verachtung ausgesetzt sind, weil sie die Offenbarung Muhammads verschmähen.

Ihr Geldguth ist der einzige Grund, aus welchem die Türken, Christen und Juden unter sich dulden; sie sind ein unerschöpflicher Quell des Reichthums für die Regierung, ein Schatz für die Bedürfnisse des großen Haufens, und selbst der Mächtigen und Ehrsuchtigiten; aus dieser Rücksicht entspringt die türkische Toleranz.

Von der ersten Erziehung an, wird den Kindern ein tiefer unauslöschlicher Haß, der auf die äußerste Verachtung gegründet ist, gegen alle Religionen eingeplante, man lernt ihnen den Namen *Giaur* oder Ungläubige mit der Idee der größten Beschimpfung von Kindheit an verbinden. Die Gewohnheit wirkt bis zum männlichen Alter so stark, daß sie nicht veränderbar sind, in andern Ausdrücken zu reden; sie ver-

folgen die *Giaur* mit Schimpfnamen auf allen Straßen, und drängen sich oft an sie, um sie durch die verächtlichste Begegnung zu kränken. Selbst der vornehmere und feindtödtende Theil der Nation, läßt gegen alle Ungläubige eine Art von Ueberhebung blitzen, der sie bey nahe der Menschlichkeit entwindigt. Sie benennen unter sich alles, was nicht von ihrer Religion ist, *Dumms* oder Schweine, welche unter die verworfensten und verabscheuungswürdigsten Thiere gerechnet werden.

Das *Salem alek!* oder Friede sey mit dir! wird von keinem Türken gegen einen Ungläubigen ausgesprochen, sie würden dadurch den Fluch des Propheten auf sich zu ziehen glauben, alles, was auch der vornehmste Christ von den niedrigsten Türken erwarten kann, ist *Chair olla!* oder Friede sey mit dir!

Es wird als ein Glaubensartikel gelehrt, alle fremde Religionsbekenner zur *muhamedanischen* zu bekehren zu suchen; die Annothigung richtet sich nach dem Stand und nach dem Vermögen der Person, und selbst der größte Uebelthäter kann eine sichere Aufnahme bey ihnen erwarten, so fern er zu ihnen übergeht.

Die Paschaschaften oder Gouvernements sind mehr oder weniger einträglich, nachdem es mehr oder weniger christliche Einwohner darinnen giebt, weil die Paschas alle ihre Begierde nach Macht, ihren Eifer und Geiz an ihnen sättigen, sie unterdrücken, martern und unumschränkt über sie gebieten können, ohne sich vor ihren Klagen fürchten zu dürfen, denn die *Muselmänner,*

ner, welche bestomehr geschont werden, sind allezeit die einzigen gültigen Zeugen ihres Wohlverhaltens, bey der Pforte.

Unter allen Befehlen des Korans ist die Wallfahrt nach Mekka der heiligste, und dessen Beobachtung die unverbrüchlichste. Niemand kann ohne dieses Heilmittel wegen seiner künftigen Erwartung sicher seyn, und jeder Hadgi oder Pilgrim hält sich, so bald er zum Grabe des Propheten gelangt ist, für wiedergeschohren, und aller seiner vorigen Vergehungen quitt.

I.

Wallfahrtsgebräuche der Türken.

Sobald der Ramazan oder Fastenmonat abgelau fen, geht die Karavane von Damaskus, die aus europäischen und Kleinasiatischen Einwohnern besteht, die arabische und die von Kairo nach Mekka ab. Jede hat ihre bestimmte Zeit und ihre angewiesenen Rastplätze. Die aus Kairo tritt die Wallfahrt dreßsig Tage nach dem Ramazan an, und die Anführer richten den Zug ein, daß sie in vierzig Tagen drauf ankommen, eben ehe der Korban oder große Beikam des Opfers angeht.

Fünf bis sechs Tage vor dem Feste vereinigen sich die drey Karavanen, die aus ohngefähr 200,000 Menschen, und 300,000 Lastthieren bestehen, und lagern sich einige Meilen vor Mekka. Die Pilgrims theilen sich in abgesonderte kleine Heere, und ziehen auf diese Art in die Stadt ein, um die vor dem Opfer üblichen

hüblichen Vorbereitungsgebräuche abzustatten. Sie werden durch eine beständig Vergangehende Strasse geführt, bis sie an ein Thor auf einer Höhe kommen; von da erblicken sie die grosse Moschee, die das Haus Abrahams in sich faßt, welche sie mit der tiefsten Ehrerbietung begrüßen, und wiederholen dabei zweimal: *Salem alek irusoul Allah!* Friede sey mit dem Gesandten Gottes!

Drauf wird der Gebetsaltar bestiegen, welcher durch fünf Stufen erhöht ist, und durch eben so viel herabgehende auf der andern zu zwey Schwißbogen führt, die nahe beisammen stehen, durch welche mit grosser Stille und Andacht gegangen wird, dieß wird siebenmal bey ihrer Gebetsceremonie wiederholt.

Von da begeben sie sich zur grossen Moschee, in welcher das Haus Abrahams ist, um welches wiederum siebenmaliger Umgang gehalten werden muß, und woben wiederholt wird: „Dies ist das Haus Gottes und seines Knechtes Abrahams.“ Gleich darauf versöhnen sie ihre Sünde durch Küßung des schwarzen Steins, welcher der Tradition nach vom Himmel ganz weiß fiel, und durch die Berührung so vieler Millionen sündlicher Lippen schwarz geworden seyn soll: Man will die Stimme dabei gehört haben: „Wohin dieser Stein fällt, da müßt ihr das Haus Gottes bauen, und von da wird er die Gebete der Sünder erhören.“

Sie begeben sich darauf zu dem berühmten Brunnen, den sie *Zum-zum* und die Araber *Zem-zem* benennen; es soll eben der seyn, welchen der Engel der

der Zaggar zeigte, da sie in der Wüste in der Gefahr zu verschmachten war. In diesen Brunnen lassen sich alle Muselmänner samt ihren Kleidern hinein, und beten dabey die Worte: Toba Allah! Toba Allah! Vergieb uns Gott! Vergieb uns! Aller Unreinigkeit ungeachtet, mit welcher dieses Wasser beständig getrübt wird, muß jeder vor seinem Rückzug einen Trunk davon thun. Diese Pflicht des einmaligen Badens und Trinkens ist unverbrüchlich, wer aber eine höhere Stufe in Mahomed's Paradiese erreichen will, muß diesen Gebrauch so viele Tage wiederholen, als die Karavane in Mekka bleibt.

Fünfzehn Meilen von der Stadt Mekka liegt ein Hügel, oder der Gbiabal Arafata, der Berg der Vergebung genannt. Es ist ein Ort von ungemein lustiger Lage, ungefehr zwey Meilen im Umfange. Hier, sagt die Tradition, trafen Adam und Eva einander an, nachdem sie der Herr wegen ihrer Übertretung 40 Jahr von einander getrennt hatte, hier wohnten sie wieder im Ueberflusse beyammen, und bauten zum Andenken ihrer Glückseligkeit das Haus, welches von Adam das Reich Adam, oder sein Haus genannt wird.

Die Nacht vor dem grossen Opfer, stellen sich die drey Karavanen in Gestalt eines Dreiecks, und umringen diesen Berg. Das allgemeine Vergnügen äußert sich durch beständigen Jubel des Volks, durch Freudenfeuer, Abfeuerung der Kanonen, Flinten und Pistolen, durch das immerwährende Getöse ihrer Trommeln und Trompeten. So bald der Tag am Horis

geht

jont erscheint, äußert sich eine eben so allgem'ine feyerliche Stille: die Schaafe, welche zum Opfer bestimmt sind, werden geschlachtet, und mit den Zeichen der höchsten Andacht auf dem Berg geopfert. Plötzlich springt ein Scheick oder Santon auf seinem Kameel hervor, reitet fünf Stufen in die Höhe und halt folgende Rede:

2.

Die Rede des Scheick zu Ghiabal-Arafata.

„Dankt dem Allmächtigen! preist den unendlichen
 „Böhlthäter! der durch seinen Freund und
 „Propheten Muhamed euch gesegnet hat! daß er
 „euch befreite von der Knechtschaft und Abgötterey!
 „daß er euch das Haus Abrahams und von da Er-
 „hörung des Gebetes gewährte, daß er euch den Berg
 „der Vergebung, und auf ihm die Versöhnung eurer
 „Übertretung finden ließ, daß der gnädige Gott, der
 „hochgelobte und allgütige Geber alles Guten seinem
 „Vertrauten Abraham befohl, ein Haus zu bauen,
 „wo ihr, seine Abkömmlinge, Erhöhung des Gebets er-
 „warten sollt. So bald er den allmächtigen Befehl
 „gab, liefen alle Berge der Welt, aus Eifersucht dem
 „Vertrauten des Höchsten zuerst benznstehen, mit ihren
 „Steinen herbei. Nur dieser arme kleine Berg, wel-
 „chen ihr sehet, hatte keinen Stein benzntragen;
 „dreißig Jahr lang dauerte seine Betrübnis über seine
 „Ohnmacht; endlich brach der Höchste aus Mitleiden
 „über seinen Schmerz aus, und sprach: Nicht jam-
 „mert

„mert dein Leid; hinfert sollen alle, die das Haus
 „Abrahams besuchen werden, nur denn Vergebung
 „ihrer Sünden erlangen, wenn sie zuerst die ihre Ehr-
 „erbietung erweisen, und auf dir das Opfer verrich-
 „ten, welches ich durch den Mund meines Propheten
 „Muhameds zu ihrer Entsündigung befohl! —
 „liebt Gott! — betet! — gebt Almosen!“

Das Volk grüßt den Berg voll Ehrfurcht, und die
 Karavanen brechen auf. Dieser Berg ist von je-
 her die Ursache des Krieges zwischen Türken und
 Persern gewesen, denn die ersten halten die letztern,
 welche sich zur Sekte Alis bekennen, vor den Gegen-
 stand des göttlichen Fluchs, sie würden den Nach-
 kommen Omars die Wallfahrt nach Mekka nicht
 gestatten, wenn sie es verhindern könnten. Die
 Perser hingegen wollen sich vom Wege zum Paradiese
 nicht ausschließen lassen, und daher war die gemein-
 schaftliche Wallfahrt nach Mekka, nach unendlichen
 Kriegen der vornehmste Gegenstand des Lehren 1746,
 zwischen beyden Religionspartheyen geschlossenen Frie-
 densschlusses, welcher Türken und Perser dazwischen
 rechtigt.

II.

Regierungsform der Türken.

I.

Der Großherr, als der unumschränkte Einherr des
 Otschmannischen Reichs, wird mit einer
 bey nahe göttlichen Ehrfurcht verehrt. In seinem Tito-
 tel

tel wird er Vertheiler der Kronen, der Schatten der Gottheit, der Strahl der Sonne über die heiligen Gegenden von Mekka und Medina, der Herr des alten Römischen Reichs, der Eroberer des weissen und schwarzen Meers, und ungezähliger Provinzen in allen Welttheilen genannt.

Gleichwohl erhehle aus des Kaisers Betragen offenbar, daß seine Macht durch die Reichsgesetze eingeschränkt ist, ob sie sich gleich der ehemaligen Leistung des Kiolar Aga entzogen hat, seit dem das Amt der Veziere nur auf gewisse Zeit, seit 1730 eingeschränkt ist. Der Sultan kann weder Unterhandlungen pflegen, noch Kriege unternehmen, noch Verbrechen bestrafen, die wider ihn selbst, oder wider Personen von Range verübt werden, ohne sich an das Haupt der Religion und der Geseze zu wenden; der Mustei muß durch seinen Schluß oder Fetfa die Sanktion des Gesetzes geben. Ob ihn der Sultan gleich ernennet und die Macht hat, ihn abzusetzen oder zu verweisen, welches das schlimmste ist, das ihm widerfahren kann, so muß dennoch der Sultan die größte Behutsamkeit gegen ein Volk brauchen, das immer zum Aufstand geneigt ist, ehemals seine Sultans oft strangulirte, und in neuern Zeiten durch Feueranlegen und Rebellion der Janitscharen, die Beschwerden der Rechtsgesetzten immer zu ahnden bereit ist, wie die Abbremsung des kaiserlichen Vallasstes noch im Jahre 1753 bewies. Seit dieser Zeit ist der Vallaß des Veziers, welcher zur öffentlichen Verwaltung der Geschäfte und

Reichs

Reichsarchivs bestimmt ist, und den Namen der Worte hat, mit einer Mauer vor ähnliche Zufälle geschützt worden.

Der Koran lehrt zwar, daß der Sultan von Gott eingesetzt, daß er ein Abkömmling des großen Prophetens ist, und gleichwohl reden die Türken so frey in Konstantinopel, als die Londner, mitten in England, mißbrauchen ihn und seine Bedienten, werfen Spottschriften in die Moscheen, und scheinen beständig zur Rebellion reif. Dieß einzige Beyspiel kann zum Beweise dienen, daß die menschliche Natur voll Widersprüche ist, und selten den Grund, sagen gemäß gehandelt wird.

Die Türken gründen sich auf den Koran, welcher auch den Großherrn bindet, und nur in Ansehung Mahomeds eine Ausnahme gestattet. So bald das Volk beschwert wird, so bald sein oder der Kirche Eigenthum verletzt wird, so bald der Großherr im Mut schwelgt, oder einen unglücklichen Krieg führt; so betufen sie sich auf das Gesetz, erkennen ihn für einen Ungläubigen, Tyrannen, Ungerechten und der Regierung unfähigen, setzen ihn entweder ab, oder bringen ihn um.

Es ist an dem, daß sie zuvor ihre eigne Macht, oder die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs, eher als die Rechtmäßigkeit ihres Unternehmens untersuchen, dieß geschieht aber allezeit unter der Sanktion des Gesetzes, und mit Beystand eines Rechtsgelehrten, und man kann behaupten, daß kein Beyspiel einer Absetzung eines Sultans in der Türken zu finden ist, w-

nicht entweder die wahre, oder die falsche Form des Gesetzes, wäre beobachtet worden. Entweder der *Natib* von *Santa-Sophia* oder Direktor der Moscheen, oder der *Mufti* selbst, erklärt dem Sultan die Absetzung, indem er ihm seine Unfähigkeit zur Regierung ankündigt, wenn es nicht ein Rechtsgelehrter des *Seraills* thut. Anfänglich reden sie bloß wider die Regierung, denn sie sind ohne Verbindung der Stände unter einander, wenn aber die Last sich allzustark häuft, so findet sich der Anführer entweder unter den Janitscharen, oder unter den Rechtsgelehrten, sie setzen den Usurpator ab, und seinen rechtmäßigen Nachkommen an seine Stelle, um zu zeigen, daß sie allezeit den Gesetzen des Korans treu sind.

2.

Audienzceremonien beim Sultan.

Der Gesandte, welcher die Audienz beim Großherrschen verlangt, begiebt sich früh um vier Uhr von der Vorstadt *Pera* an, welche die gewöhnliche Wohnung der Gesandten ist, auf den Weg. Vier und zwanzig Janitscharen gehen voran, ihre Ceremonienstäbe in der Hand, und ihre Mützen auf dem Kopfe, ihnen folgen eben so viel *livreebedienten* und *Officianten*, welche der Stallmeister anführt, denn der Gesandtschaftssekretair, welcher auf einem sammtenen Kissen die Creditive seines Hofes trägt, und denn der Gesandte selbst, in dessen Gefolge auch Fremden diese Ceremonie anzusehen gestattet wird. Dieser Zug geht bis an den Kanal der süßen Wasser, wohin der *Vizir*
eine

eine hinlängliche Anzahl *Kaiken* oder *Gondeln* gesandt hat, um ihn abzuholen. Auf der andern Seite nimmt der *Tschaus-Baschi* den Gesandten in Empfang. Beide begeben sich neben den Vornehmsten in ein kleines darzu angelegtes Haus, wo ihnen eine Tasse *Caffee* gereicht wird. Während dieser Zeit schickt der *Vizir* die Pferde zur Abholung des Gesandten. Bei dem *Vizirate* muß oft sehr lange gewartet werden, ehe sich alle Große des Reichs zur Abholung des *Vizirs* versammelt haben, sie reiten auch insgesammt vor dem *Großvizir* her. Der *Portendollmetscher* macht den Schluß. Nach ihm schließt sich der Gesandte mit seinem Gefolge an. Man reitet zum ersten Thore des *Seraills* hinein, bei dem zweiten wird abgestiegen, und das Gedränge ist dort gemeiniglich, wegen einiger tausend *Seraillenbedienten*, ungemein groß. Bald nach der Ankunft wird der *Divan* eröffnet, welcher aus einem viereckichten gewölbten Zimmer besteht. Der Thüre gegen über, ist in der Wand ohngefähr zehn Fuß hoch von der Erde, ein goldenes Gitter vor einem geraumten Fenster, aus welchem der Grosherr sehen und hören kann, was im *Divan* vorgeht, obgleich in seinem Zimmer selbst alles dunkel gehalten wird. Der *Portendollmetscher* erinnert noch über dem, beim Eingang im *Divan*, nicht viel nach diesen Begitter zu blicken.

Unter dem Begitter sitzt der *Großvizir* allein auf einem Sofa, welcher die ganze Stelle einnimmt und vorreicht. Dem *Großvizir* zur Linken, sitzen vorn der Erde an die *Vizire* oder *Gouverneurs* von der

asiatischen und europäischen Turkey, nebst zwey Staatsministern, zur Rechten der Kapitan-Baschi oder Großadmiral, der Großschatzmeister und Keis-essendi oder Minister der auswärtigen Sachen. Auf eben dieser Seite bey der Thüre wird dem fremden Gesandten ein Stuhl ohne Lehne eingeräumt, zu dessen Linken der Pförtendollmetscher steht, und hinter ihm das Gefolge.

Die Gerichtshändel machen den Anfang; die Gerichtspersonen lesen den Vortrag, und der Großvizir thut mit wenig Worten den Ausspruch. In einigen Stunden werden oft über fünfzig Proceßsachen entschieden. Die Münzsachen werden alsdenn vorgenommen, und die Beutel zur Lehnung der Janitscharen abgezählt.

Denn erscheinen die Köche des Großherrn, welche kleine runde dreysüßige Tische vor die Minister im Divan auftragen, und sie mit einer metallenen Platte, statt des Tellers bedecken. Diefi verzieht die Stiele des Tischtuchs, und ein Messer macht ohne Gabel und Serviette, das ganze Kouvert aus. Der Gesandte wird bey dieser Gelegenheit an des Großvizirs Tisch, gegen ihn über gesetzt, und einige der Vornehmsten seines Gefolges, werden vom Tschaus-Baschi oder Ceremonienmeister bey den übrigen Vizirs gesetzt. Es werden auf einige hundert Schüsseln herumgetragen, die Schüsseln sind irden und mit Grünsponglasur überzogen, das Fleisch ist ganz weiß gekocht, und stark mit Pfeffer überstreut, man bedient sich

sich der Hände beim Zulangen. Kaum ist aufgetragen, so wird deservirt.

In einer halben Stunde ist das ganze Mahl beendet. Während dieser Zeit wird auf dem zweiten Hofe des Serails einigen tausend Janitscharen der Sold auf einige Monate ausgezahlt. Einer Kompagnie nach der andern werden ihre Beutel zugeworfen. Jeder fängt fünfshundert Piaster in sich, und das Gedränge ist so stark, daß der Erdboden beinahe vor dem Laufen zittert, das die Janitscharen verursachen, um jeder zuerst den Beutel aufzufangen, welcher in solchem Fall eine Belohnung erhält. Von dieser Gelegenheit wird den Janitscharen zugleich Pillar oder gerösteter Reis zum Mahl ausgetheilt. So bald abgetragen ist, wird Waschwasser herum gegeben, und die Audienz eröffnet.

Alle Staatsminister gehen nach einer Verbeugung vor dem Großvizir zum Divan hinaus. Es wird drauf dem Kaiser gemeldet, daß der fremde Minister Audienz verlangt, welche denn bewilligt wird. Der Gesandte geht nach einer Verbeugung vor den Großvizir mit seinem Gefolge auf den Hof unter freyem Himmel, wohin eine Menge von Bedienten mit Kassanen kommen, um ihn durch türkische Bekleidung der Ehre würdig zu machen, vor dem Kaiser zu erscheinen.

Zwey Kammerherren holen den Großvizir aus dem Divan ab, um ihn in den Audienzsal zu führen. Sie gehen mit ihren silbernen Stäben voran. Der Großvizir folgt mit einem ernsthaften feyerlichen An-

stand. Er legt verschiedentlich die rechte Hand ans Herz, und begrüßt auf diese Weise die verschiedenen Linien der Janitscharen, und die gegen über stehende Gesandtschaft. Nach einiger Zeit seines Eintritts beim Großherrschen, kommen so viele Paare von Ceremonienmeistern hervor, als Personen in den Audienzsaal kommen sollen, welcher ohnweit kleiner ist, als der Divan. Zwen von ihnen nehmen einen Europäer unter die Arme, und führen ihn ziemlich gedrängt hinein.

Der Sultan sitzt in der Mitte auf einem Sofa, und der Wortendolmetscher liegt platt vor ihm mit dem Gesichte auf die Erde, mit dem Gesicht nach dem Vizir gekehrt, welcher dem Sultan zur linken Hand steht. Der Gesandte übergiebt ihm seine Kreditivie nach der gewöhnlichen Verbeugung, und legt seinen Vortrag ab, welchen der Dolmetscher übersetzt. Der Vizir nimmt das Kompliment und die Beglaubigungsschreiben an, denn der Sultan spricht kein Wort. In einigen Minuten ist die Audienz vorbei. Bey dem Heraustritt wird den Europäern zugerufen, sich heraus zu machen. Jeder eilt, sich dem Gedränge zu entziehen, welches allezeit unter der zweiten Pforte durch den Zusammenlauf der Zuschauer entsteht. Doch darf sich keiner von des Gesandten Gefolge eher aus der dritten Pforte begeben, bis nicht alle Staatsbediente und Kriegsleute heraus gegangen sind. Bey dieser Gelegenheit sieht man alle Ewils und Kriegsbediente in ihren ganz verschiedenen Trachten vorbeigehen, und der Auszug des Gesand-

ten geschieht wieder in der nemlichen Ordnung, als bey der Einführung.

Ausserdem Scheik-el-Jolam oder Oberhaupt der Religion, dessen wir unter dem Titel Rusti erwähnt haben, sind die Geistlichen und Rechtsgelehrten von einer Profesion. Sie werden aus den Emirs oder Nachkommen des Mahomed's genommen, welche sich durch ihren grünen Turban, durch ihre Armuth und Bescheidenheit unterscheiden. Die sogenannten Priester, welche die Beschneidung und andere Gebräuche verrichten, heissen Imans. Ihre Mönche oder Derwischen, unterscheiden sich durch ihre Zuckerhut-förmigen Mützen, und sind entweder Dreher, die durch ihr Walzen in den Moscheen zu Pera zu ihrer Religion zu bekehren glauben, oder Auser, die statt der Glocken von den Minarets oder Alanen der Moscheen rufen: Groß ist Gott! Groß ist Gott! und Muhamed sein Prophet. Die Priester leben von den Kircheneinkünften, die Derwischen von den Almosen, und je wahnsinniger sie sind, vor desto grössere Heilige werden sie gehalten.

III.

Erziehung und Ehestand.

I.

Der Grosherr ist von allen Ehestandsgesetzen der übrigen Muselmänner ausgenommen; Muhamed hat ihm durch sein Beyspiel eine völlige Freyheit gegeben, und damit er einen förmlichen Vertrag der

Verwandschaft aus dem Wege gehen kann, oder nach türkischen Styl, sein Blut nicht mit einer Familie im Lande vermische, so hat er keine Gemahlin, sondern nur Beuschläferinnen. Die erste, die ihm einen Sohn bringt, heißt *Sultana Hascki*, sie wird mit Blumen getront, sie eignet sich die Vorzüge einer Gemahlin zu, und regiert im Harem.

Die Zuneigung der Aeltern gegen ihre Kinder, ist eben so stark, als der Gehorsam und die Unterwerfung der erste Grund der Erziehung ist. Bescheidenheit und Ehrfurcht, herrschen beynahe durchgängig unter den Türken gegen ihre Aeltern, und dieser Zug ihres Charakters, ist sowohl ein unveränderter Abdruck der ehemaligen Landesbewohner, als eine Folge des despotischen Regiments. Dies ist es auch, was ihnen nebst einer gänzlichen Entfernung vom Frauenzimmer eine so lobenswürdige Schaamhaftigkeit beibringt, und die Ehrfurcht bewirkt, mit welcher sie dem schönen Geschlechte begegnen.

Das zärtliche Geschlecht thut sich auf diese Verzüge so viel zu Gute, daß es allen Leidenschaften den Lauf läßt, die es befriedigen kann, und oft die unbefriedigten Forderungen mit Gewalt durchsetzt. Kein Türke würde sich unterstehen, Hand an ein Frauenzimmer zu legen, selbst, wenn sie den Richter auf seinem Richterstuhl mißhandeln, und unter der Regierung des zweiten Kaisers, vor des jetzigen Nachkommens Herrschaft, da unter dem Vizier Regib Mehemet Thaurung entstanden war, brachen die Weiber die Magazine auf, und nahmen so viel Reis, als jede

Fra

tragen konnte, ohne daß die Verichtsbücker ihrer Gewalt zu widersehen, und sie abzuhalten sich unterstanden.

Nichts ist anständiger, als die Bescheidenheit und die Höflichkeit, mit welcher sich die türkischen Frauenzimmer untereinander begegnen. In vornehmern Familien, wo die Erziehung feiner und edler ist, müssen türkische und arabische Bücher, vielleicht Lehrer der Tugend und guten Sitten, der Keuschheit und des anständigen Betragens seyn, die das schöne Geschlecht bey ihnen so liebenswürdig macht. Die Mädchen, welche an Vornehme, entweder als Ehefrauen verkauft oder verschenkt werden, erhalten mehr durch ihre erworbenen Annehmlichkeiten und künstliche Reize, die ihnen mit Sorgfalt beigebracht werden, als durch ihre körperliche Schönheit ihren hohen Werth. Es ist an dem, daß alle ihre Kunst nur in denjenigen Vorzügen und Talenten besteht, welche Leidenschaften zu erregen fähig sind. Vokal und Instrumentalmusik, Tänze, Possimen, Annehmlichkeit in Gang und Stellung, Reize, die die Natur verschönern können, sind oft das Einzige, was ihren Werth bestimmt, und nichts ist wahrer, als was Winkelmann von der fortgeerbten griechischen Bildung sagt, welche unter allen Nationen, eine ausgezeichnetere Schönheit mit der regelmäßigsten Proportion, noch bis jetzt fortdauernd erhält, ob sich gleich nur aus Gemälden davon urtheilen läßt, denn in ihre Gynäceen ist nie ein Ausländer gekommen.

In der Turkey ist es unmöglich von der Jugend an bis ins Alter, nur einen Zug von weiblicher Bildung

zu bemerken. Niemals läßt ein erwachsenes Mädchen, nicht einmal ein verheurathetes Frauenzimmer, sich vor jemand anders, als vor Aeltern, Brüdern oder vor ihrem Manne sehen. So bald sie das *Makremma* oder den Schleier der Bescheidenheit anlegt, so sind alle Züge ihres Gesichtes bedeckt, ein kleines Backentheil, und die Nase ausgenommen, und dieß ohne Ausnahme. Die erste Bildung der glücklichen, und unter den wollüstigen jonischen Himmel reichen Natur, wird um desto angenehmer und lebhafter erhalten, da das Gesicht von der frühesten Jugend an, vor alle Veränderungen der Luft sorgfältig verwahrt wird, da die Abend und Nachtlust, so wie die vermischten und gedrängten Ausdünstungen warmer Zimmer vermieden werden. Die Griechinnen sind an die strengen Beobachtungen des türkischen Zwanges nicht gebunden, sie legen öftere Besuche ab, und ihre Gesichter sind nicht in das *Makremma* eingehüllt, als nur auf der Straße.

Ihre Jugend verblüht dennoch eher, und ihre Farbe verbleicht geschwinder, sie zerstören das ganze Gewebe der festen Eheile durch den allzuhäufigen Gebrauch der warmen Bäder, von welchen die vormalige Gesandtin und Gemahlin des engländischen Bevollmächtigten *Montagu*, so wollüstige als schöne, obgleich nicht allzutreue Gemahlinde geliefert hat.

Es ist gewöhnlich in der Turkey, Knaben von brengehn, und Mädchen von eils bis zwölf Jahren, verheurathet zu sehen. Sie werden auf Glauben ihrer Aeltern an einander gegeben: vor der Heurath sehen

sehen sie sich niemals oder nur verstohlener Weise, und auch dieser Zug stammt noch aus dem ehemaligen **Lykurgischen** System durch Gewohnheit fort. Lahme, blinde und ungestalte werden durch diese List oft an schöne, muntere und starke Personen vermählt.

Die **Türken** befinden sich in den griechischen Gegenden, in Ansehung des ehelichen Bandes, in bessern Umständen. Sie können so viel Frauen heirathen, als sie zu ernähren vermögen. Sie heirathen im **Rabbin**, indem sie vor dem Richter erscheinen, und sich erklären, daß das Frauenzimmer ihre Gattin ist, und machen sich verbindlich, daß sie im Fall der Entlassung der Frau, die von ihr erzeugten Kinder erziehen und ernähren wollen. Keiner Frau gereicht es zur Schande, von ihrem Manne entlassen zu werden, sie findet sehr leicht alsdenn einen andern Mann.

Unter Leuten von geringen Stände, ist die Summe gemeiniglich sehr mäßig, und fällt von hundert tausend, bis auf fünf tausend **Asper**, deren hundert und zwanzig auf einen Gulden gehen.

Man findet wenig Leute unter der geringern Gattung, die mehr als eine Frau zu gleicher Zeit haben, sie wechseln aber desto öfter, entlassen die eine und nehmen eine andere, weil die Leichtigkeit sie zum Vergnügen des Wechsels berechtigt.

Vermögende haben oft drei bis vier Weiber, und noch eben so viel Benschläferinnen darzu, wosern sie sich nicht nach dem rühmlichen Theil des Gesetzes an zweien begnügen lassen wollen, die sie desto öfter verändern können. Nach der Scheidung können sie die

entlassene Frau zum zweitemale, doch zum drittemale nicht anders nehmen, als wenn sie während der Zeit einen andern Mann gehabt hat. Keiner aber kann eine Abgeschiedne eher heurathen, als vier und einen halben Monat nach der gänzlichen Trennung vom vorigen Manne.

Diese Leichtigkeit ist der Grund, warum so wenig Beispiele von Unzucht unter den Türken statt finden. Die Religion selbst verschafft ihnen für die stärkste Leibesbeschaffenheit und wollüstigsten Temperamente Weiber im Ueberfluß. Eben diese Leichtigkeit nebst der allzufrühen Heurath, ist der Grund, daß in türkischen Familien nicht so viel Kinder, als unter christlichen Völkern erzeugt werden. Die Vielweiberey ist eher eine Erschöpfung der Natur, als eine Beförderung der Fortpflanzung. Nichts ist der Beförderung der Vermehrung gemäßer, als eine fortwährende Ehe, zwischen Personen von gleichen und reifen Alter, und daß diese vorausgesetzte Gleichheit in der Zahl der Männer und Weiber in christlichen Ehen richtig und möglich ist, kann auch aus der offenkundigen Folge, die in der Türkei aus der Vielweiberey entsteht, hergeleitet werden, denn welcher andern Ursache kann es zugeschrieben werden, daß nicht Weiber genug für die Männer da sind? Es ist unleugbar, daß der Mangel die Einführung von Frauenzimmern aus fremden Ländern nothwendig macht. Sie sind eine Waare ausländischer Produkte, davon der Preis steigt oder fällt, nachdem weniger oder mehr davon zu Markte gebracht wird.

Der Krieg ersetzt den weiblichen Mangel durch die Menge von Gefangenen, die er verschafft, die **Türken** gehen noch auf ihren Raub so häufig aus, als die **Griechen** zu der **Trojaner** Zeiten, wo der **Plagiat** auf allen Künsten ausgeübt ward. Die bloße Armut wüthet in Friedenszeiten die **Georgianer**, die eine Art von **Christen** sind, ihre schönsten Mädchen zum Verkauf auf die **Muhamedanischen Märkte** zu bringen, weil ihr Land ohne diese Waarengattung verhungern müßte. Alles, was von so östern romanhaften Erzählungen der **Seraillenbegebenheiten** erwähnt wird, gehört unter die erdichteten Nachrichten, mit denen uns sonst die Reisenden so gern unterhielten, und die vollständig unglaublich sind. Es ist nicht leichter den Himmel zu stürmen, als zu ihnen zu kommen; die Zimmer der Frauen sind Festungen, davon die meisten mit hohen Mauern umgeben sind, sie haben nicht einmal ein Fenster auf die Strasse, ihre Hüter sind beständig um sie, und das Geheimniß kann zehn und zwanzig Weibern nicht verborgen bleiben. Sie gehen selten oder nie auf die Strasse, als in der Kindheit und im Alter, die Reichen lassen sich niemals sehen, und jeder **Christ**, der sich in eine Intrigue einläßt, wagt unvermeidlich, so wie die Beförderer eines solchen Handels, das Leben.

2.

Häusliche Verfassung und Kleidung.

Da unter den **Türken** kein Adel und bürgerlicher Stand, sondern bloß derjenige Unterschied bekannt

kannt ist, welchen Reichthum und Würden bestimmen, so sind auch keine äußern Merkmale gebräuchlich, wodurch sich die Stände von einander scheiden, die Reichthumsverwaltungszeichen ausgenommen. Gold und Silber wird bloß zum Fuß der Pferde, Ahnenregister nur zur Geschlechtsfolge der Pferde gehalten. Die grüne Farbe ist das auszeichnende der Türken, so wie die blaue es vor die Juden ist. Die Kleidung ist nach orientalischer Art insgesammt lang. Vornehmere tragen seidene Hemden. Die Beinkleider, welche bis auf die Pantoffeln reichen, sind so weit, daß vierzig Ellen auf ein Paar gerechnet werden. Die Halbstiefeln werden nur beim Reiten gebraucht, welches vor beyde Geschlechter zur Fortschaffung, statt des Fahrens üblich ist. Das untere Kleid ist durch einen Gürtel befestigt, in welchem Pistolen und Zigarren oder Sabel, gemeinlich unter dem Oberleide verborgen, getragen werden, weil nirgendwo grössere Unsicherheit auf den Landstrassen ist, als in der Turkey. Der Bart wird durch Waschen, Salben und Veräuchern vornemlich geschmückt, und die Ringe sind ein durchgängig gebräuchlicher Fuß. Die Taschenuhr wird auf dem Herzen getragen.

Die Ernsthaftigkeit der Türken unterscheidet sich hauptsächlich in ihren Gesprächlosen Besuchen, bey welchen Caffee und Sorbet das Gewöhnlichste, und so bald man die ohnedem kurzen Besuche endigen will, wohlriechendes Wasser, damit die Gäste besprengt werden, und das Veräuchern, das Zeichen des Aufbruchs ist. Das Sitzen mit kreuzweis übereinandergeschla-

nen Weinen, das Tabackrauchen aus langen Pfeifen, das müßige Ausruhen und Betrachten der Vorübergehenden, und das Spiel im Harem oder Frauenzimmer, ist die liebste Beschäftigung der Vornehmen. Das untere Stockwerk dient bloß zu Magazinen, Kellern, Waarenlagern oder Ställen, das obere wird von einer um das ganze Haus herumgehenden Gallerie eingefasst, die seidnen und sammetnen Zeuge zu Sofas, Fußtapeten und Decken sind durch ihre Güte sowohl, als durch ihre Stickeren berühmt.

In Ansehung der Nahrungsmittel, dient ihnen eine Art von flachen Aschfuchen statt des Brods, und das Del statt der Butter. Der Saft aus dem Sinsamisaamen und aus dem Tachin, welcher zusammengegessen wird, giebt eine Art von Butter ab, und der Zimmet und Pfeffer im Uebermaaß, müssen allen ihren Speisen zur Würze dienen. Keine Mahlzeit wird ohne Reis oder Pillaw gehalten. Baumsfrüchte und Gartensachen sind ihre vornehmste Nahrung, sie genießen nur wenig Hammel, Ziegen- und Vogelfleisch, und ihre Art zuzubereiten und zu genießen ist überhaupt unreinlich. Statt des verbotnen Weins, dient ihnen der Sorbet, Kaffee und das Opium, womit sie sich berauschen. Die Bäder sind übrigens sowohl ihre medicinischen Präservative, als auch, weil sie auf des Kaisers Kosten frey erhalten werden, der gemeinste Zusammenkunftsort vor Fremde.

Die unrechtmäßige Art des Gewinnstes, welche sich von der erpressenden Regierungsform herschreibt, entschädigt die meisten Türken wegen ihrer angebotenen

nen Jüdosenz, und verursacht, daß sich Handel, Künste, Wissenschaften und die meisten einträglichen Gewerbe, in den Händen der Christen, Armenier und Juden befinden. Ausser dem Seidenhandel, dem Kameelshaar, dem Garn und Baumwolle, bestehet der ganze türkische Handel in Specereywaaren, wovon die Fremden den Vortheil ziehen, und dieß nöthigt sie zur allgemeinen Tolcranz der fremden Religionen, und alles auswärtigen Handels, welcher völlig frey ist.

3.

Schlußbetrachtung.

Die **Harbelotische** Bibliothek und sein türkisches Lexikon, können leicht dasjenige ersetzen, was seiner allzubekannten Gemeinwissenschaft halber von den türkischen Aemtern und Gebräuchen hier übergangen worden ist, und wer sollte nicht der **Lady Worthly Montague** Briefe, oder die **Lüdekischen** Nachrichten vom türkischen Reiche gelesen haben? Ubrigens ist des Engländer's **Sales** Vorrede zum **Koran** ohnweit richtiger und glaubwürdiger, als was **Boussainvillier** sagt. Man kann dazu auch **Angerens** Sammlung von den Gebräuchen bey der Wallfahrt nach **Mekka**, und die *Observations of the Religion, Law, Government and Manners on the Turcs* zur ausführlichen Nachricht nachschlagen, aus welchen ein Theil der unsern entlehnt sind. Mehrere Nachrichten finden sich unter den **Artikeln Griechen**, und was ihre Religion anbelange, unter **Russen**; ferner unter

unter dem Artikel Armenier, welche nebst den Griechen diejenigen sind, die beynahe allein den Handel in der Turkey treiben. Durch sie war vor 30 Jahren eine Druckerey in Konstantinopel angelegt, welche jetzt verlegt und aufgehört, die Gelehrsamkeit allein in den Händen der Abschreiber läßt. Ueberhaupt ist die Turkey ein Land, aus dessen Kenntniß sich mehr die Schwäche des menschlichen Verstandes, und der traurige Verfall alles dessen, was ehemals herrlich und schön war, in traurigen, ungeachteten und täglich mehr vertilgt werdenden Ruinen, bedauern läßt. Konstantinopel selbst verdient nur, daß man bey seinem romantischen Anblick von Aussen stehen bleibt, um nicht durch das Häßliche von Innen, die gute Idee davon zu verlöschen.





Von den Venetianern.

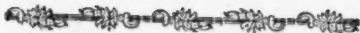
Da wir den italienischen Charakter und Sitten schon unter einem besondern Artikel betrachtet haben, so begnügen wir uns hier, nur einige Anmerkungen über die Regierungsform der Aristokratie, das von Venedig und Pohlen bisher die einzigen Beispiele gewesen sind, kürzlich anzubringen. „Unsre Republik, sagt ein venetianischer Nobili, gleicht einem Himmel, in welchem alle Gestirne sehr leicht, aber in verschiedenen Orten, Gesichtspunkten, und mit verschiedenen Bewegungen einen Einfluß haben können. Oft haben sie vollen Schein, oft theilen sie den übrigen andern mit, oft entlehnen sie ihn oder bewirken Verfinsterungen. Das Volk, wenn es nicht aus Ploten besteht, oder auf pohlnisch unterdrückt ist, gehorcht weit schwerer in den Aristokratien, als in den Monarchien. In den letztern ist der Regent, wie Saul, um einen Kopf erhabner, als das ganze Volk. Alle Pracht, Ansehen und Gewalt, beruht auf dem Haupte eines einzigen. Das Vorurtheil für ihn bewirkt Bewunderung bey dem Volke; aber in Aristokratien fällt dieß Vorurtheil weg. Die höchste Gewalt ist zertheilt, die Theilnehmung vieler daran verblendet die Augen des Volks nicht so sehr. Viele unter den Unterthanen sind denen, welche die Regierung ausmachen, an Reichthum, Kräften und Talenten gleich, und der angebohrne Stolz findet sich beleidigt, denen,

denen, die unter uns an wesentlichen Vorzügen sind, zu gehorchen: man sieht es als ein demüthigendes Schicksal an, sie als Herren über Leben und Tod zu verfahren, und sich ungerecht und willkürlich von ihnen behandeln zu lassen, sieht man als für ganz und gar un-erträglich an. Roms Volk entwich auf den Berg, und der Korsikaner Paoli ist lieber todt als Genuesisch. Die bewundernswürdige Klugheit und Standhaftigkeit der Venetianer in den Candianischen und Cambracensischen Kriegen, die Billigkeit bey den Auflagen, ihre Theilnehmung an denselben bey beschwerlichen Zeiten, die bismalige Aufnahme angesehener Bürger in den Senat, wo z. E. im Candianischen Kriege die Republik 8 Millionen livres durch den Verkauf der Nobilitwürde an 70 Familien gewann; die Achtung gegen die Citadini; alles dieß sind schöne Beispiele, die Venedig andern Aristokratien giebt. Ihre behutsame Verwaltung der Staatsgeschäfte, die an verschiedenen Orten bereit liegenden Waffen, das über das Volk wachende Gericht der vierzig Männer, die Erstickung einer Unordnung bey der Geburt, geschwinde und strenge Strafen, die genaueste Pollzei; alles dieß sind wirksame Mittel zur Erhaltung des Volks und der öffentlichen Ruhe. In Pohlen hingegen besteht das Volk aus Sklaven, die unter das Vieh und Hausmobilen gerechnet werden. Die Aristokratie hat sich selbst vor demjenigen in Acht zu nehmen, die die Regierung ausmachen. Man muß die Wirkungen des Reichthums und des Ansehens, und die Kunstgriffe des Ehrsüßes

und der Verschlagenheit befürchten, strenge Gesetze haben, und Gleichheit zu erhalten suchen. Man muß eine politische Inquisition oder ein Gericht der zehn Männer haben, welches ungebundene Hände, schnelle Mittel, und eine allgemeine Aufsicht und Gewalt, über alle Glieder haben muß. Es sind heinliche Anhebungen, wie die Löwenlöpfe auf dem Markusplatze, Richter über die Sitten, um Betrug, Komplotz und Verschwörungen zu vermeiden, nöthig. Die Pest, sagt Rami in seiner Geschichte von Venedig T. 1. B. 8. verödete ganze Provinzen in Italien, besonders in Mayländischen, wo die menschliche Bosheit dem Zorn des Himmels, so zu sagen die Waffen anbot. Es fand sich eine ganze Bande menschlicher Ungeheuer, wie die Giftmischerin Tophana in Neapel war, die neue Arten von Gift erfanden, und eine neue Pest bewirkten. Dieses Gift war ein liqueur, das durch bloßes Berühren ums Leben brachte, es war in alle Gassen und in allen Kirchen ausgefät.

So unglücklich aber immer die Folgen einer Bosheit seyn mögen, die zu keinen Nationalvorwurf gemacht werden sollte, so gewiß ist es dennoch, daß kein aristokratischer Staat besser regiert wird, als Venedig. Man rechnet im ganzen Gebiete 2 Millionen Menschen, in welchem der Patriarch die vornehmste geistliche Person, und der Doge der höchste unter dem weltlichen Adel ist. Die Regierungsgewalt ist in den Händen des Adels, der ohngefähr aus 2000 Personen besteht, die, welche auch ausserhalb der Stadt in den Landschaften öffentliche Aemter bekleiden, mitgerechnet. Jeder Nobili,

der 25 Jahr hat, ist ein Mitglied des grossen Rathes. Die Pregadi bilden den Ausschuss davon oder den Senat, worzu 300 Personen gehören, welche die geheimsten und wichtigsten Staatssachen verwalten, die öffentlichen Aemter vergeben, Auflagen verordnen, Münzen schlagen lassen, Gesandte abschicken, Bündnisse errichten, Krieg und Frieden schliessen und Befehle abfassen. Das sogenannte Kollegium giebt den fremden Gesandten Audienz, und lässt sich alle an den Doge, und die Republik gerichtete Schreiben vorlesen. Die Signoria oder Consiglio, hat in diesen drey Rathesversammlungen den Vorſitz, es besteht aus dem Doge und seinen 6 Ráthen. Der Doge wird aus den 9 weltlichen Procuratoren St. Marci gewählt. Das Consiglio di Dieci ist ein Criminalgerichte, das bloß den Adel betrifft. Der Befehlshaber in jeder Landschaft, heisst Proveditore generale, und in jeder grossen Stadt Podesta. Der Capitano ist zur Beförderung des Militairwesens angestellt. Ob gleich der Staat im Frieden nur 5 bis 6000 Mann hält, so ist in Kriegszeiten doch die Armee immer auf 25000 Mann gehalten worden, darzu 14 Kriegsschiffe und 45 Galeassen und Galeeren gerechnet werden. Die Einkünfte der Republik sollen jährlich auf 8 Millionen Thaler betragen.



Von den Wallisern.

Die Sitten und Gebräuche dieser englischen Nation, sind beynahe noch eben die, die unter allen Völkern ihren Vorfahren am ähnlichsten sind. Sie besitzen nichts, das die Ehrbegierde der Ausländer in Versuchung setzen könnte, denn da diese keine Aussicht einiger Handelsvorteile vor sich sahen, und Ueberfluß sie nicht anreizen konnte, so ist ihnen ein Land fremde geblieben, das dem Geiz und der Ehrsucht keine Aufmunterung gab. Indem also jene vom Zusammenfluß der Fremden ausgeschlossen blieben, so fließt das reinste brittische Blut unverdorben in ihren Adern. Ihre Gebräuche, Sitten, Tugenden und Laster selbst, sind als ein heiliges Vermächtniß aufbehalten, das sie von ihren Vorfahren geerbt haben, und werden mit gottesdienstlicher Verehrung betrachtet.

Die Natur offenbart sich hier noch in ihrer ganzen Unschuld, stark und ungehindert von Vorurtheilen, unbeschränkt und allgemein in ihrer Wirkung. Der Geschlechtstrieb ist das erste und unterwiderstehlichste Bedürfniß der Walliser, zu dem nur die Sitte des Landes das hinzu gefügt hat, was ihn reizender machen kann. Der Bräutigam kommt am Hochzeitmorgen in Begleitung verschiedener seiner Freunde so gut angepökt, als das Land es erlaube, und fordert seine Braut. Ihre Freunde, die so wie der Bräutigam auf ihren

ihren Bergpferden oder *Merlins* sitzen, schlagen diese Forderung schlechterdings ab, und drauf erfolgt zwischen beyden Parthenen ein Spassstreit. Die Braut sitzt auf einem der besten Pferde hinter ihren nächsten Anverwandten, der mit ihr im vollen Lauf davon jagt. Der Bräutigam und seine Freunde verfolgen sie mit lauten Geschrey. Man sieht bey solchen Gelegenheiten, oft zwey bis drey hundert solcher *Merline*, die von raschen *Rambro-Britten* bestiegen werden, die in voller Eil durch einander reiten, einander zerren und den Zuschauern kein geringes Vergnügen machen. Wenn sie sich und ihre Pferde genug ermüdet haben, so wird dem Bräutigam erlaubt seine Braut zu nehmen. Er führt sie im Triumphe davon, wie die *Römer* die *sabinischen Nymphen*. Sie kehren alle freundschaftlich zurück, und das übrige des Tags wird in Lust und Frölichkeit zugebracht.

Statt, daß die Mädchen die Freyheit, die sie im ledigen Stande so ungebunden genossen, mißbrauchen könnten; so ist vielmehr in diesem Lande die Untreue ein unerhörtes Verbrechen. Ehebruch ist nur ein laster, das auf dem sandigen Boden des Unvermögens wächst, das am Hofe von Eitelkeit und Klippigkeit genährt wird. Je mehr Fesseln wir der menschlichen Natur anlegen, je mehr strebt sie ihre Freyheit zu erlangen. Nur nach verbotenen Vergnügen ist man süßern, weil die Neuheit ein Reiz, und die Abwechslung ein Vergnügen ist, die erlaubten, die in Gleichgültigkeit oder Ekel ausarten, werden versäumt. Bey

den Wallisern kennt die Unschuld weder Verführung noch fremde Bedürfnisse.

Als Ehefrauen, sind die Weiber dieses Landes arbeitsam, fleißig und keusch. Als Mütter ziehen sie ihre starken Kinder nicht in Müßiggang und Unthätigkeit auf, sondern gewöhnen sie frühzeitig zu harten Arbeiten und Beschwerlichkeiten. Möchten die schönen Töchter des Müßiggangs und der Trägheit (sagt der Engländer,) diese Vorgängerinnen des Fleißes betrachten, die zum Glück mit den lustigen Thorheiten des Lebens unbekannt sind, die gesund sind ohne Arzney, glücklich ohne Ueberfluß, (und noch glücklicher, wenn sie ohne Lasten seyn könnten!)

Bei ihren Begräbnissen, sind ihre Gebräuche nicht weniger sonderbar. Der Abend vor dem Begräbniß ist, wie sie es nennen, ihre Wyl-nos oder die Nacht der Klage. Alle Nachbarn versammeln sich vor dem Hause des Verstorbenen, und der Prediger oder in Abwesenheit der Küster, kömmt und betet über den Todten; es werden Psalmen gesungen, die sich zu dieser traurigen Gelegenheit schicken. Man kann nicht ohne Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es Ueberbleibsel der Seelmessen für die Verstorbenen aus der Zeit sind, da die katholische Religion noch die herrschende war. Bei dem Begräbniß machen die Freunde und Verwandten des Verstorbenen dem Amverwaltenden Geistlichen und dem Küster der Kirche, Geschenke. Diese Gaben stehen in eines jeden Willkühr, und sind gemein

gemeinlich den Umständen gemäß, und der Achtung, die man für das Andenken des abgetchiedenen Freundes trägt. In einigen volkreichen Kirchspielen sind diese Geschenke ansehnlich genug, und machen einen grossen Theil der Einkünfte des Predigers aus. Man darf nicht zweifeln, daß auch dieß Ueberbleibsel des katholischen Gebrauchs sind, da durch die priesterlichen Vorträge die Seelen aus dem Fegfeuer befreit wurden.

Ebenfalls ist es ein Gebrauch, der unveränderlich beobachtet wird, vor jedem Hause am Allerheiligen Abend ein Freudenfeuer zu machen. Ob diese Gewohnheit ihren Ursprung von öffentlichen Freudenbezeugungen, oder von abergläubigen Gebräuchen hat, ist nicht genau zu bestimmen. Unter die vorzüglichsten Ergötzlichkeiten des Landes, gehören die Schauspiele. König David und Salomo, werden oft auf die Bühne gebracht, und müssen wallisisch sprechen. Man nennt dieß *Interludes*, welches so viel, als das englische *Interlude*, oder Possenspiel bedeuten soll. Die Vorstellungen, in welchen die *Shakespeariischen* Stücke nicht weniger mißhandelt werden, als auf einigen teutschen herum ziehenden Theatern die leßingischen Dramas, erinnert an die erste Aufstellung der Bühne: *dicitur et plaustris dixisse poemata Thespis*.

Das Volk dieses Landes ist eben so abergläubisch, als die Lappländer. Die allerunwahrscheinlichsten und ungereimtesten Märchen von behexten Wohnun-

gen, Teufeln und Erscheinungen, werden erzählt und geglaubt, und man wird wenige finden, die so hartgläubig seyn sollten, am Daseyn der Heren, Zauber-nympfen, Gespenster und aller Schreckenmachenden Dinge zu zweifeln, die an einem Winterabend erzählt werden.



Von den Zigeunern.

Es ist kein Reich in Europa, wo man nicht diese Landstreicher antrifft. Die Teutschen nennen sie Zigeuner, die Italiener Zingari, die Spanier Gitanos, die Engländer Gipsies, und die Franzosen Egypter oder Böhmen. Man ist über ihren Ursprung nicht einig, etliche halten sie für Nachkommen der Priester der Göttin von Syrien, welches listige und geschickte, in der Kunst zu betrügen sehr erfahrene Leute waren, andere lassen sie von den Söhnen Zams abstammen, und sagen, ihre herumirrende Lebensart sey eine Folge des Fluchs ihrer Väter: andere behaupten, sie wären ein Gemenge von Egyptern und Aethiopiern, und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Namen, hätten sie doch eine so ähnliche Sprache und Sitten, daß man nicht zweifeln könnte, sie wären alle eines Ursprungs.

Man glaubt, sie ließen sich im funfzehnten Jahrhundert zuerst in Europa sehen. Ungeachtet der verdächtigen Lebensart, die man ihnen allezeit Schuld gegeben hat, waren anfänglich die Religion, und ein strenges Kasteyen der Vorwand ihres Herumlaufens, und dieß bestreute sie lange vor der Schärfe des Gesetzes, und das Volk bekam so gar eine Art von Verehrung vor sie. Man hat aber nicht nachgelassen, sie in Teutschland zu verfolgen, so daß im Magdeburgischen so gar Feuer auf sie gegeben worden ist, wie
auf

auf die wilden Thiere. Man ist gleichwohl so wenig im Stande gewesen, sie zu vertilgen, daß man vielmehr alle Jahre zahlreiche Truppen von neuen hervor kommen sieht, die überall auf dem Lande Schrecken und Furcht verbreiten.

Die Besuche, die sie den Bauern besonders in Spanien machen, sind doch nicht ohne Nutzen. Einige verstehen etwas von der Medicin und Chirurgie, andere geben Unterricht in Chymischen Geheimnissen und Haupfhalterkünsten.

Man behauptet, von ihnen hätten wir die Taschenspielerkunst bekommen. Sie gehen von ihrem alten Gebrauch, Wahrsagen nicht ab. Das Schmeichelhafte, das Zukünftige vorher zu wissen, ist für den Pöbel viel zu reizend, als daß er diese Leute nicht lieber heegen als hassen sollte, wenn er nicht fast allemal durch allzu große Leichtgläubigkeit von ihnen angeführt würde. Man hat bemerkt, daß sie sich gern an solchen Orten versammeln, wo das Volk einen gewissen Aberglauben haben hegt, oder wo sich eine besondere Naturerscheinung aufsert. Diese Wahl ist eine Wirkung ihrer List, um dem Volk einen außerordentlichen Begriff beizubringen.

Gemeinlich sind sie wohl gewachsen, die Weiber personen lieberlich, und das Mannsvolk diebisch. Sie haben weder Handthierung noch bestimmte Religion, und gehören zu keinen Stande in der menschlichen Gesellschaft, worinnen sie aufs höchste nur geduldet werden. Ihre Anzahl beläuft sich in Spanien über vierzigtausend: es giebt Städte, wie Cadix, Sevilla,

wo sie in den Vorstädten wohnen, sie können aber keine liegenden Gründe besitzen, und nicht einmal Soldaten werden, unter welche sonst in Spanien alles Dicksgefindel aufgenommen wird.

Sie haben in allen Ländern einenley Charakter, nemlich Neigung zur Betrügerey, einerley Beschäftigung, daß sie wahr sagen, einerley Gebräuche, daß sie sich zusammenthalten, und im Lande herum schweifen. Sie haben ihre eigene Strafen und Geseze, und glauben, unter niemands Gewalt zu stehen. Fragt man nach ihren Geburtsorte, so wissen ihn die wenigsten, sie werden unter Weges geboren, an dem Orte, wo die Mutter sich genöthigt sieht, liegen zu bleiben, und sie erinnert sich selbst nicht mehr, wo sie krank geworden ist. Erkundigt man sich, auf was für Art sie das Zukünftige vorher wissen; so sind es gewisse Zeichen, die man ihnen in der Jugend lernt, ohne daß Pererey und Räubersünfte darunter gemengt werden. Thut man ihnen Fragen, wegen ihrer Heurathen, so geziehen sie, daß sie sich nach keiner andern Regel, als nach ihrer Neigung richten, sie bleiben aber ihrer ersten Wahl treu. Verliehren sie ihre Gefährten, so begraben sie sie unter einen Baum, doch geschieht es bisweilen, daß sie ihre alten Leute oder Kranken, in den Hospitälern zurück lassen. Es giebt auch junge Leute unter ihnen, die sich absondern, und in einer Stadt niedersassen.

Wenn sie anderes Gefindel finden, die gleiche Lebensart mit ihnen führen, so gehen sie freundschaftlich mit einander um, haben aber sonst nichts mit einander

ander gemein, als daß zuweilen eine Bande in die andere heurathet. Ihr rohes Wesen, und ihre Unwissenheit macht, daß sie sich um nichts bekümmern, als um die gegenwärtigen Bedürfnisse. Ihr Stehlen erstreckt sich auch nicht weiter; sie denken auf nichts, als sich die Mühe der Arbeit zu ersparen, und sind zufrieden, wenn sie durch ihre Kunstgriffe nur so viel ersparen, daß sie sich auf dem Lande hinbringen können: sie stehlen nicht anders, als um dasjenige zu ersetzen, was ihnen abgeht. Man sieht daher auch, daß sie sich keiner andern Strafe schuldig machen, als des Stauspenschlags, wenn sie etwan etliche Hüner, oder ein anderes Thier gestohlen haben.



Verzeichniß

derer

rubricirten und unter andern Rubriden abge-
handelten Völkersitten.

Abisinier	Aegypten S. Türken und Zigeuner.
Arabier	Aethiopier S. Abisinier.
Albino's	Algierer S. Barbaren.
Araber	Amazonen S. Paraguayer.
Barbarn	Antillenbewohner S. Dominganer.
Californier	Ausikaner S. Kaffern.
Ceyländer	Araukas S. Hottentotten.
Chineser	Barabuzen und Bajchitzzen S. Russen.
Dänen	Bayern S. Deutsche. Bedas S. Ceyländer.
Dominganer	Bedouinen S. Araber. Böhmen S. Deutsche.
Egypter	Bucharen S. Tataren.
Engländer	Chilachos S. Louisianer.
Esquimaux	Chiquen und Chiriguanoes S. Paraguayer.
Franzosen	Cykladische Inseln S. Griechen.
Griechen	Färöer S. Schweden.
Grönländer	Damaschas S. Hottentotten.
Holländer	Etrus S. Tataren.
Hottentotten	Esiben S. Russen.
Japaner	Erechemins S. Arabier.
Jubonianer	Florentiner S. Italiener.
Joländer	Finnen S. Russen.
Italiener	Galaner S. Abisinier.
Juidaner	Gaskinas und Gouatiquas S. Hottentotten.
Kaffern	Genuer S. Italiener.
	Georgier S. Türken.
	Hiquas und Houteniquas S. Kaffern.
	Himner S. Louisianer.
	Himner S. Senegaller.
	Kalmucken S. Russen.
	Kandier S. Türken.
	Karabern S. Dominganer.
	Kolchier S. Ringrelier.
	Kogbaquas, Kirigiguas S. Hottentotten.
	Kordlen und Kuden S. Kamtschatler.
	Kasaken und Karapalken S. Russen.
	Kreolen S. Mexikaner.



Kamtschatker	Kamelucken S. Paraguerer.
Kongor	Kantcheou und Kongols-Tatarn S. Tatarn.
Korcer	Karektoer S. Barbarn.
Lappländer	Karrons S. Hottentotten.
Louifianer	Monomotaper S. Kuffern.
Madagasfer	Monfols S. Kuffern.
Mexikaner	Norbuanen S. Kuffen.
Mingreliez	Natcheer S. Louifianer.
Nigrizier	Neapolitaner S. Italiener.
Norweger	Neuschottländer S. Arabier.
Orabiter	Neuspanier S. Californier und Mexikaner.
Pataguerer	Nomaquas S. Hottentotten.
Perfer.	Rubier S. Abifimier.
Peruvianer	Obiquas S. Hottentotten.
Polen	Omaquas S. Paraguerer.
Portugiefen	Oftialen S. Kuffen.
Ruffen	Pauliften S. Paraguerer.
Schweden	Permeden S. Kuffen.
Schweizer	Quaquas S. Senegaller.
Senegaller	Sachfen S. Deutsche.
Eibrier	Sardinier S. Italiener.
Epanier	Sicilianer S. Italiener.
Eprer	Sirjenen S. Kuffen.
Tatarn	Souquas, Soufaquas S. Hottentotten.
Deutfche	Sürtquois S. Arabier.
Türten	Tberenfien S. Kuffen.
Venetianer	Telenguten S. Kuffen.
Wallifer	Tunguts-Tatarn S. Tatarn.
Zigeuner	Tunfer S. Barbarn.
	Turkomanen S. Tatarn.
	Venetianer S. Italiener.
	Ubiquas S. Hottentotten.
	Usbeckifche Tatarn S. Tatarn.
	Wobialen S. Kuffen.

Nachricht an den Buchbinder.

Den Charakter von Pohlen, welcher an den dritten Bo-
gen der Vorrede angehängt worden, beliebe derselbe ab-
zuschneiden und nach pag. 408. einzuschalten.

